8y Fra

Iwan Franko

LITERATURALMYSTEZTWO

IWAN FRANKO

SACHAR BERKUT

AUS DEM GESELLSCHAFTSLEBEN DER KAR-PATHEN-UKRAINE IM XIII. JAHRHUNDERT

> Aus dem Ukrainischen von A. SCHWARZ

lipar. c.c. 1-22





LITERATURA I MYSTEZTWO CHARKIW 1933 KYJIW



Редактор *Клименко*. Техкер *М. Гулак*. Коректор *Е. Кудрявцева*. Художник *Падалка* Es sind die Taten längst entschwund'ner
Tage —
Des grauen Altertumes Wundermär.
A. S. Puschkin.

T

Traurig und unfreundlich ist es jetzt in unserem Tuchlaer Land! Stryj und Opir umspülen wohl noch wie einst ihre hohen, grünen, steinigen Ufer. Wie einst bedecken sich im Frühling die Wiesen mit Gras und Blumen, und in der blauen, reinen Luft schwebt und kreist der Königsadler genau so, wie es vor Jahrhunderten war.

Doch wie hat sich alles andere verändert! Wälder, Siedlungen und Menschen! Bis auf die Weideplätze bedeckten einst dichte, undurchdringliche Wälder fast das ganze Gebiet und erstreckten sich in die Täler hinab, bis an die Flussufer. Jetzt sind sie geschmolzen wie Schnee in der Sonne, sie haben sich gelichtet, verringert, ja stellenweise sind sie gänzlich verschwunden und haben nur kahle Abhänge zurückgelassen. An anderen Stellen sind von ihnen nur noch verkohlte Baumstümpfe übrig geblieben, zwischen denen ab und zu eine küm-

merliche Edeltanne, oder ein nicht minder kümmerlicher Wacholderbaum schüchtern emporragt. Einst war es hier still. Ausser den Tönen der Hirten-Schalmei auf irgend einer fernen Waldlichtung. ausser dem Brüllen eines Auerochsen oder eines Hirschen im Dickicht, war ringsum kein Laut zu vernehmen Jetzt hört man auf den Weideplätzen die Rufe der Viehhirten. In den Schluchten und den Waldtälern klopfen Holzhacker, Holzfäller und Zimmerleute; unersättlich wie beharrliches Gewürm, zernagen und zerstückeln sie den Schmuck der Tuchlaer Berge - die hundertjährigen Tannen und Edeltannen, lassen die behauenen Stämme flussabwärts bis zu den neuen Dampfsägemühlen flössen, oder zersägen sie an der Stelle zu Brettern und Balken.

Doch am meisten haben sich die Menschen verändert. Wenn man sie oberflächlich betrachtet, da scheint es wohl, als hätte sich ihre "Kultur" gehoben. In Wirklichkeit aber sind sie nur an der Zahl gewachsen. Jetzt gibt es mehr Siedlungen und Dörfer, in den Dörfern mehr Häuser, dafür aber ist in den Häusern mehr Armut und Not.

Das Volk ist elend, niedergedrückt, mürrisch, Fremden gegenüber ist es furchtsam und verstockt. Ein jeder sorgt nur für sich, ohne es zu begreifen dass auf diese Weise die Kräfte zersplittert werden dass dadurch die Gemeinde geschwächt wird.

Einst war es hier anders! Wenn auch weniger Volk, dafür aber welch ein Volk! Was für ein reges Leben brauste in diesen Bergen, in diesen undurchdringlichen Wäldern am Fusse des mächtigen Selemin. Ein böses Schicksal spottete Jahrhunderte lang über dieses Volk. Schwere Schläge untergruben seinen Wohlstand, die Not brach seine freie, gesunde Natur, und nur undeutliche Erinnerungen aus alter Zeit berichten jetzt den Urenkeln über das glückliche Leben ihrer Ahnen. Und wenn einmal ein altes Mütterchen, auf der Ofenbank sitzend und grobe Schafwolle spinnend, den kleinen Enkeln von längst entschwundenen Zeiten, von den Überfällen der mongolischen Zyklopen, vom Tuchlaer Anführer Berkut erzählt, dann lauschen die Kinder erregt und in ihren grauen Augen schimmern Tränen. Ist aber die wunderliche Erzählung zu Ende, dann flüstert seufzend Jung und Alt: "Ach, ist das eine wunderbare Mär"!

"Ja, ja", sagt das Grossmütterlein kopfnickend, "ja, ja, Kinder! Für uns ist es eine Mär, einst aber war es Wahrheit!"

"Wer weiss, ob solche Zeiten nochmals wiederkehren", meint jemand von den Älteren.

"Die alten Leute sagen, dass sie wiederkehren werden, doch wohl erst vor dem Untergang der Welt!"

Traurig und unfreundlich ist es jetzt in unserem Tuchlaer Land! Wie ein Märchen dünkt eine Erzählung von den längst vergangenen Zeiten und von den Menschen jener Zeiten. Die Menschen von heutzutage, in Armut und Unterdrückung, in tausendjährigen Fesseln und Knechtschaft aufgewachsen wollen es nicht glauben. Doch mag es so sein! Die

Gedanken des Dichters schweifen in jene längst vergangene Zeiten, beleben die Menschen jener Zeit; und wer ein reines Herz und ein wahrhaft menschliches Gefühl besitzt, der wird auch in ihnen seine Brüder, lebendige Menschen gewahren, und in ihrem Leben, obgleich es dem Unsrigen sehr unähnlich ist, so manches sehen, was für unsere "kulturelle" Zeit wünschenswert wäre.

* *

Es war im Jahre 1241. Der Frühling hatte in den Tuchlaer Bergen seinen Einzug gehalten.

Eines schönen Tages schallen in den waldigen Hügeln des Selemin die Töne der Jagdhörner und die Stimmen zahlreicher Jäger.

Der neue Tuchlaer Bojar, Tuhar Wowk, veranstaltete da eine grosse Jagd auf Grosswild. Er feierte den Beginn seines neuen Lebens, denn unjängst hatte ihm Fürst Danilo im Tuchlaer Gebiet grosse Weideplätze und einen der Hügel des Selemin geschenkt. Vor kurzem war er in diesen Bergen erschienen und hatte sich ein schönes Haus gebaut. Um die benachbarten Bojaren kennen zu lernen, veranstaltete er heute sein erstes Gelage. Nach dem Schmaus brach man auf, um in den Tuchlaer Wäldern zu jagen.

Die Jagd auf Grosswild ist keine Spielerei, es ist ein schwerer Kampf, der oft blutig, oft auf Leben und Tod ausgefochten wird. Auerochsen, Bären, Wildschweine—dies sind die gefährlichen Gegner. Mit Pfeil und Bogen gelingt es selten jemandem eines dieser Tiere zu erlegen; auch nicht mit dem Jagdspiess, der aus einer bestimmten Entfernung gegen den Gegner geworfen wurde; die entscheidende Waffe war der schwere Speer, mit dem der Gegner aus nächster Nähe eigenhändig und aus aller Kraft getroffen werden musste/Ein misslungener Stoss— und dem Leben des Kämpfers droht grosse Gefahr, wenn es ihm nicht gelingt, im letzten Augenblick einen gesicherten Zufluchtsort zu erreichen und ein Schwert oder ein schweres Beil zu erlangen, um sich zu verteidigen.

Deshalb ist es kein Wunder, dass sich Tuhar und seine Gäste zur Jagd wie zu einem Kriege ausrüsteten, mit einem Vorrat von Pfeilen und Jagdspiessen, mit zahlreicher Dienerschaft und Nahrungsmittelvorräten, ja sogar mit einem erfahrenen Quaksalber, welcher Wunden durch seine Zauberei heilen konnte. Auch soll es nicht wundern, dass Tuhar und seine Gäste in voller Ritterrüstung auszogen, nur die Panzer hatten sie nicht angelegt, denn diese würden sie beim Durchdringen des Dickichts nur gestört haben.

Nur eins war wunderlich, dass auch Tuhars Tochter, Miroslawa, ohne sich von ihrem Vater zu trennen, zusammen mit den Gästen auf die Jagd auszurücken wagte. Die Tuchlaer Einwohner, die es sahen, wie sie inmitten der Gäste auf die Jagd ritt, stolz und mutig wie eine schlanke Pappel zwischen stämmigen Eichen, blickten ihr wohlwollend nach und sagten:

"Das ist ein Mädel: Die könnte ebensogut ein Mann

sein. Und wirklich, sie würde ein tüchtigerer Mann sein als ihr Vater!"

Und das war wirklich kein geringes Lob, denn Tuhar Wowk war ein Mann wie eine Eiche. Breitschultrig, stämmig, mit groben Gesichtszügen und strähnigem, schwarzen Haar war er selbst einem dieser grimmigen Tuchlaer Bären ähnlich, gegen die er ins Feld zog. Dafür war aber seine Tochter Miroslawa ein Mädchen, wie man nur selten eins finden kann. Wir wollen schon weder von ihrer Schönheit und Anmut sprechen, noch von ihrem guten Herzen - in dieser Beziehung konnten sich viele ihrer Altersgenossinnen ihr gleichstelln, zwar konnten sie nur wenige von ihnen übertreffen. Worin sie aber unter ihren Altersgenossinnen ihresgleichen nicht fand, das war die natürliche Freiheit ihres Benehmens, ihre aussergewöhnliche Muskelkraft, ihr Mut und ihre Entschlossenheit, die nur Männern eigen ist, welche in ständigem Kampfe mit der feindlichen Umgebung aufgewachsen sind. Gleich auf den ersten Blick konnte man erkennen, dass Miroslawa in Freiheit herangewachsen war, eine männliche Erziehung genossen hatte und dass in ihrem prächtig entwickelten Mädchenkörper ein lstarker, mit grossen Fähigkeiten begabter Geist ebte. Sie war das einzige Kind ihres Vaters und verlor schon bei ihrer Geburt die Mutter. Ihre Wärterin, eine alte Bäuerin, gewöhnte sie schon von klein auf an verschiedene Handarbeiten. Und als sie heranwuchs, nahm sie ihr Vater überallhin mit, um sich in seiner Einsamkeit zu zerstreuen; um

ihrer feurigen Natur Genugtuung zu leisten, lehrte er sie ritterliche Waffen zu handhaben, allerlei Widerwärtigkeiten zu überwinden und den Gefahren mutig ins Auge zu schauen.

Und je mehr Schwierigkeiten sie zu bekämpfen hatte, um so williger ging sie an die Sache, um so klarer offenbarte sich die Stärke ihres entschlossenen festen Charakters. Doch trotz alledem hörte Miroslawa nie auf ein Weib zu sein: weich, gut, mit feinfühlendem Gemüt und bescheidenem, züchtigem Antlitz. Das alles verschmolz bei ihr zu einer derart wundersamen bestrickenden Harmonie, dass derjenige, der sie nur einmal gesehen und ihre Worte vernommen hatte, — ihr Antlitz, ihren Gang und ihre Stimme sein Lebtag nicht vergessen konnte; er erinnerte sich ihrer lebhaft und deutlich in den schönsten Minuten seines Lebens ebenso wie der Frühling sogar einen uralten Greis an seine junge Liebe erinnert.

Die Jagd dauerte schon den dritten Tag. Viele Hirsche und schwarzmähnige Auerochsen waren gefallen, von den Pfeilen und Speeren der Bojaren durchbohrt. Auf einer grünen Waldwiese, an einem rauschenden Bergflüsschen, waren die Zelte der Jäger aufgeschlagen. Riesige Scheiterhaufen loderten, darüber hingen Kessel auf grossen Haken und an Bratspiessen wurde das Fleisch des erlegten Wildes für die Gäste gebraten und gekocht. Der heutige, der letzte Tag der Jagd sollte der wichtigsten, dabei aber auch der gefährlichsten Sache—der Bärenjagd gewidmet werden.

Auf einem steilen, mit Windbrüchen und abgestürzten Ästen bedeckten Berge, der von anderen durch wilde Schluchten getrennt und von riesigen Buchen und Edeltannen dicht bewachsen war, befand sich schon seit langem das Hauptlager der Bären. Wie der Tuchlaer Führer, der junge Gebirgsbewohner Maxim Berkut behauptete, hatte sich hier eine Bärenmutter eingenistet. Von hier aus verbreiteten die wilden Tiere ein Grausen über die ganze Umgebung und über alle Weideplätze. Und wenn es auch den mutigen Schafhirten öfters gelang, Bären mit Pfleil und Axt zu erlegen oder sie in eine Bärengrube zu locken, wo ihnen ein herabfallender schwerer Balken das Rückgrat brach, so war deren Zahl doch zu gross, um dadurch der Umgebung eine fühlbare Erleichterung zu schaffen. Deshalb wird es wohl niemand wundern, dass die Tuchlaer Bürger dem neuangekommenen Bojaren Tuhar Wowk nicht nur den flottsten Gesellen des gesamten Tuchlaer Hochlandes, Maxim Berkut, den Sohn des Tuchlaer Redners Sachar, zum Führer gaben, sondern ausserdem noch freiwillig zur Unterstützung der versammelten Bojaren sogar eine ganze Abteilung Treiber mit Bogen und Speeren entsandten, als ihnen Tuhar Wowk mitteilte, dass er eine grosse Bärenjagd veranstalten wolle und um einen Führer bete. Diese ganze Gesellschaft sollte nun das Bärenlager umzingeln und es von den grässlichen Tieren läutern.

Seit der Morgendämmerung herrschte im Jägerlager grosse Bewegung und erregtes Erwarten.

Schon seit Mitternacht waren die Diener der Bojaren damit beschäftigt, den Gästen für einen ganzen Tag Essen vorzubereiten, sie füllten die Reisefässer mit schäumendem Met und Apfelmost./Auch die, Tuchlaer Treiber bereiteten sich vor. Sie schärften ihre Messer und Hirschfänger, zogen feste Sandalen aus Auerochsleder an und legten in kleine Reisesäcke gebratenes Fleisch, Weizenbrot, Käse und alles, was während der schwierigen Tagestour von Nutzen sein konnte. Maxim Berkut, der sich heute, am Tage der wichtigsten und schwierigsten Jagd, vollkommen selbstständig und als Befehlshaber dieser kleinen Armee fühlte, gab seine Verfügungen mit einer Sorgfalt, die einem Befehlshaber wirklich gebührt, erwägte alles, was zur Sache gehörte, vergass nichts, tat nichts übereilt und versäumte auch nichts

Alles geschah bei ihm zur rechten Zeit und an rechter Stelle, ohne Wirrwar und Überstürzung; er war überall, wo er vonnöten war, überall verstand er Ruhe und Ordnung zu schaffen. Sei es nun unter seinen Tuchlaer Genossen, unter den Bojaren oder deren Gesinde, — Maxim Berkut war überall derselbe — ruhig, frei in seinen Bewegungen und Worten, wie ein Gleicher unter Gleichen. Seine Genossen verhielten sich zu ihm gerade so wie er sich ihnen gegenüber gab, frei, ungezwungen, sie lachten und scherzten mit ihm, führten aber seine Befehle nichtsdestoweniger pünktlich, schnell und so lustig und bereitwillig aus, als hätten sie in derselben Minute auch ohne Befehl das gleiche getan. Das Gesinde der Bojaren, das wohl lange nicht solchen gleichmäs-

sigen Charakter besass und bei weitem nicht so ungezwungen in seinem Umgang war, das aber weit mehr dazu veranlagt war, die einen hoffärtig auszulachen und sich vor anderen tief zu beugen, achtete trotzdem Maxim Berkut wegen seiner Schlichtheit und Besonnenheit, und wenn auch nicht ohne manche Anspielungen und Witze, so tat es doch alles, was er ihm auftrug. Auch die Bojaren selbst, die in ihrer Mehrzahl stolze Herren von militärischem Rang waren und ungern einen "Smerden" 1 in ihrer Gesellschaft sahen, dazu noch einen solchen, der sich mit ihnen gleichstellte,auch sie offenbarten jetzt ihren Unmut nicht allzu deutlich und verrichteten die Anordnungen des jungen Führers, wobei sie sich auf Schritt und Tritt davon überzeugen konnten, dass diese Anordnungen vernünftig und zielbewusst waren.

Es war noch lange vor Sonnenaufgang, als die Jagdgesellschaft das Lager schon verlassen hatte. Tiefes Schweigen umhüllte die Berge. Die Schatten der Dämmerung schlummerten unter den dunkelgrünen Säulen der Edeltannen; auf den dichten Blättern der Farnkräuter hingen Tautropfen; grüne Ranken schlängelten unter den Füssen, verwickelten sich in den Wurzeln der umgestürzten riesigen Bäume, verflochten sich mit den Wurzeln der

¹ "Smerden" — wurden damals die Ackerbauern genannt, deren Land wohl noch Gemeindeland genannt wurde, aber schon den Fürsten gehörte. Dieses Wort hatte den Beigeschmack einer gewissen Verachtung, Erniedrigung und wurde von den Bojaren später nur noch als Schimpfwort gebraucht.

elastischen, stachlichen Brombeeren und den Ranken des wilden Hopfens zu einem undurchdringlichen Geflecht Aus den tiefen, finsteren, bodenlosen Schlünden ähnlichen Schlüchten erhob sich ein grauer nebliger Dampf—ein Zeichen—dass kleine Waldbäche durch diese Schlüchten flossen. Die Waldluft war von diesem Dampf und von Harzgeruch durchdrungen; sie benahm den Atem und es schien, als brauche man eine breitere Brust, um frei atmen zu können.

Schweigend schlug sich die Jägergruppe durch den dichten undurchdringlichen Wald, durch Schluchten und Windbrüche ohne Weg noch Steg, ohne irgend welche Erkennungszeichen im dunklen Dickicht. Maxim Berkut ging an der Spitze, ihm folgte Tuhar Wowk und andere Bojaren. Neben Tuhar schritt seine Tochter Miroslawa. Die Tuchlaer Treiber bildeten die Nachhut. Alle gingen mit prüfendem Blick und aufmerksam lauschenden Ohr.

Der Wald belebte sich, es begann das rege Treiben des Tages. Der buntbefiederte Häher schnarrte in den Gipfeln der Edeltannen; die grüne Goldamsel, sich an die Baumstämme anklammernd, hackte dicht über den Köpfen der Vorüberziehenden mit ihrem eisernen Schnabel hurtig auf die Baumrinde los; aus der Ferne war das Gebrüll der Auerochsen und das Geheul der Wölfe zu vernehmen. Die gesättigten Bären schlummerten zu dieser Zeit unter den Windbrüchen auf ihren Mooslagern. Eine Herde Wildschweine grunzte irgendwo in den Schluchten, sich im kalten Schlamm abkühlend.

Die Gesellschaft mochte wohl eine Stunde ihren schweren, ungebahnten Weg gewandert sein. Alle atmeten schwer, mühsam schöpften die Lungen Luft, alle wischten sich die perlenden Schweisstropfen aus dem Gesicht. Maxim sah sich öfters um. Er war von vornherein dagegen, dass eine Frau sich auf diesem gefahrvollen Weg den Männern anschloss; doch Miroslawa war eigensinnig. Sie nahm ja zum ersten Mal an einer derartigen grossen Jagd teil und hätte um keiner Schwierigkeiten willen deren interessantesten Teil versäumt. Maxims Beweise und Vorstellungen über die Schwierigkeiten des Weges, über die Gefahren am Standplatze, über die Kraft und Grimmigkeit der Tiere konnten sie nicht überzeugen. "Um so besser! Um so besser", sagte sie mit solch kühnem Blick, mit solch süssem Lächeln, dass Maxim wie bezaubert schweigen musste.

Auch ihr Vater, der Miroslawa anfangs ebenfalls riet, im Lager zurückzubleiben, musste ihren Bitten endlich nachgeben. Mit Verwunderung sah nun Maxim, wie dieses ungewöhnliche Weib gleich den stärksten Männern alle Schwierigkeiten des anstrengenden Weges überwand, wie leicht sie die faulen Baumstämme und riesigen Hügel übersprang, mit welch sicherem Schritt sie längs den Abhängen ging und steile Schluchten emporklomm, zwischen den Wurzeln umgestürzter Bäume hindurchschlüpfte, und tat all dieses so sicher und unermüdlich, dass es Maxim schien, als schwebe sie auf wunderlichen Flügeln. Er sah ihr zu und konnte sich nicht sattsehen.

— Ein wunderliches Mädel!—dachte er immer wieder,—so eins habe ich noch nie gesehen!

Sie waren schon am Ziel angekommen. Das Bärenlager war eine hohe, nur von der Südseite mit Mühe zu ersteigende Anhöhe, mit dicken Buchen und Edeltannen bedeckt, mit umgestürzten Baumstämmen und Windbrüchen überhäuft. Von Norden. Osten und Westen war der Zugang von hohen Felswänden verschlossen, als wären sie mittels einer riesigen Axt aus dem Körper des Riesen Selemin herausgehackt und einige zehn Meter von ihm weggerückt worden. Am Fusse dieser Felswände rauschte und schäumte in einer engen Schlucht ein kühler Bergbach. Dieser Umstand erleichterte unseren Jägern die Arbeit. Sie brauchten nur an der Südseite an einen nicht allzubreiten Bergpfad zu gelangen und auf diesem Pfade den Berg emporklimmen; das Wild, welches keinen anderen Ausweg hatte, musste vor ihre Speere und in ihre Hände geraten.

Auf diesem äusserst gefahrvollen Pfad angelangt, riet Maxim Berkut der Gesellschaft, sich auf eine Weile niederzulassen und zu rasten, um Kräfte für die schwierige Arbeit an usammeln. Die Sonne stieg auf, doch die Äste der Edeltannen und die benachbarten Hügel verbargen sie. Nach kurzer Rast begann Maxim die Treiber in zwei Reihen derart aufzustellen, dass sie den Bergpfad vollständig besetzten.

So lange der Pfad noch schmal war, mussten die Treiber fünf Schritte voneinander entfernt schreiten; doch höher, wo sich dieser Pfad zu einer abschüssigen Plattform erweiterte, sollten die Treiber in grösseren Abständen voneinander gehen.

Nur eines machte Maxim Sorge — was sollte man mit Miroslawa beginnen, die unbedingt ihren eigenen Standort haben und nicht an der Seite ihres Vaters bleiben wollte?

"Bin ich denn schlechter als deine Treiber?" sagte sie zu Maxim, wobei sich ihre Wangen rosenrot färbten. "Diesen gibst du einen Standort, mir aber nicht… Nein, das gibt es nicht! Auch für meinen Vater wäre es eine Schande, wenn wir beide einen Standort gemeinsam hätten! Nicht war, Väterchen?"

Tuhar Wowk konnte ihr nicht widersprechen. Maxim begann ihr von der Gefahr, von der Kraft und dem Ingrimm der gereizten Tiere zu erzählen, doch brachte sie ihn zum Schweigen.

"Habe ich vielleicht keine Kraft?! Versteh ich denn nicht mit Pfeil, Speer und Beil umzugehen?! Nanu! Soll mal irgend einer von deinen Treibern es wagen, sich mit mir zu messen; wollen schon sehen, wer der Stärkere ist!"

Maxim schwieg schliesslich und musste ihren Willen gewähren. Konnte er sich denn auch diesem wunderlichen, reizenden Mädchen widersetzen? Er wollte ihm wenigstens einen weniger gefährlichen Standort wählen; doch war das leider unmöglich, denn hier waren alle Standorte gleich gefährlich. Nachdem er jeden an den ihm bestimmten Platz gestellt hatte, gab Maxim folgende Anweisung:

"Jetzt beten wir, ein jeder zu wem er will. Dann lassen wir alle auf einmal die Jagdhörner ertönen. Das wird das erste Zeichen sein und es wird das Wild aufschrecken. Dann werden wir den Bergpfad erklimmen und werden erst dort Halt machen, wo sich der Pfad erweitert. Dort werden meine Kameraden zurückbleiben, um den Ausgang zu bewachen, damit kein einziges Tier entkommen kann. Und ihr, Bojaren, werdet weiter gehen, bis zur Lagerstelle der Bärenmutter!"

Nach einer Minute erfüllten die Jagdhörner die Wälder und Weideplätze mit dem Echo eines heiseren Gebrülls. Wie eine riesige Woge, bald zerschellend, verstummend, bald sich wieder erhebend. rollte das Getöse durch die rauschenden Wälder. Die Wälder erwachten. — In den Tannenwipfeln schrie ein Geier, ein erschrockener Königsadler erhob sich mit seinen breiten Flügeln flatternd in die Lüfte; in den Windbrüchen hörte man ein Knistern.—das Wild suchte einen sichereren Zufluchtsort. Plötzlich verstummte der Lärm der Jagdhörner und die Jäger setzten ihren Weg fort. Aller Herzen schlugen stürmischer, in Erwartung unbekannter Gefahren des Kampfes und des Sieges. Vorsichtig schlichen sie reihenweise weiter, voran die Reihe der Bojaren, dann die Reihen der Treiber. Maxim ging an der Spitze, aufmerksam lauschend und nach dem Wild ausspähend. Der Gebieter des Windbruchs, der Bär, zeigte sich noch nicht.

Sie waren schon zur engsten Stelle des Pfades

gelangt, nach welcher sich der Pfad in eine grosse, abschüssige Ebene verwandelte. Auf Maxims Geheiss blieben die Jäger stehen, und wieder ertönten bie Jagdhörner mit noch grösserer Kraft und verbreiteten Unruhe in den dunklen Bärenhöhlen Ganz nahe, hinter einem grossen Haufen verfaulter dicker Baumstämme, knackten plötzlich die Äste.

"Vorsicht", rief Maxim, "das Wild nähert sich!"
Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als aus einer grossen Spalte zwischen zwei umgestürzten Baumstämmen ein riesiger, zottiger Kopf erschien und zwei graue Augen halb neugierig, halb furchtsam Tuhar Wowk anstierten, der ungefähr zehn Schritte von der Spalte entfernt auf seinem Platze stand. Tuhar war ein erfahrener Krieger und ebenso erfahrener Jäger — er kannte keine Aufregung. Ohne ein Wort zu sagen, ohne sich an jemand zu wenden, zog er einen schweren, eisernen Pfeil aus seinem Köcher, legte ihn auf den Bogen und zielte auf das Tier.

"Ziele ins Auge, Bojar!" flüsterte hinter ihm Maxim.

Ein kurzes, erregtes Schweigen — der Pfeil pfiff durch die Luft — und das Tier brüllte wie wahnsinnig auf, indem es zurückstob. Obwohl der Bär dadurch den Augen der Jäger entschwunden war und sich hinter einem Haufen umgestürzter Bäume verbarg, so verstummte weder sein Gebrüll, noch das heftige Rauschen und Knacken im wogenden Buschwerk.

"Vorwärts, ihm nach!" rief Tuhar Wowk und

sprang zur Spalte, in welcher der Bär verschwunden war. Gleichzeitig waren zwei Bojaren auf die umgestürzten Bäume geklettert, sie erhoben ihre Speere und versuchten dem Tier damit den Todesstoss zu versetzen. Tuhar Wowk, der in dem Spalt stand, schoss einen zweiten Pfeil auf das Tier ab. Dieses brüllte noch fürchterlicher und versuchte zu flüchten; doch waren seine Augen von Blut überströmt, es konnte keinen Ausweg finden und rannte gegen die Bäume. Der Speer eines Bojaren bohrte sich zwischen seine Rippen, verursachte aber keine tödliche Wunde. Das wilde Gebrüll des verwundeten Bären wurde immer stärker. In seiner Verzweiflung stellte er sich auf die Hinterbeine, wischte sich das Blut aus den Augen, riss Äste ab und warf sie vor sich hin, doch alles umsonst: das eine seiner Augen war vom Pfeil verletzt und das andere wurde immer wieder von Blut bedeckt.

Blindlings umherrennend, näherte sich das Tier von neuem Tuhar Wowk. Dieser warf den Bogen beiseite, verbarg sich hinter einer ausgerissenen Baumwurzel, erfasste mit beiden Händen sein schweres Beil, und als der Bär, um sich herumtastend, sich der ihm bekannten Spalte näherte, schlug er ihm von oben mit voller Wucht auf den Kopf. Der Schädel spaltete sich in zwei Teile wie ein zerschlagener Krug. Das blutige Gehirn spritzte auf den Bojaren, und ohne einen Laut von sich zu geben, brach das Tier zusammen. Frohlockend erschallten die Hörner der Bojaren als Zeichen des ersten Sieges.

Das Tier wurde unter den umgestürzten Bäumen hervorgezogen und abgehäutet. Dann drangen die Bojaren weiter ins Dickicht vor. Die Sonne erhob sich schon am Himmel und ihre Strahlen leuchteten durch die Äste wie schräge goldene Fäden und Streifen. Die Jäger schritten jetzt weit fröhlicher aus und prahlten mit ihrem Mut und ihrer Kraft.

"Bin ich auch nur Wowk, ein kleines Tierchen¹, so werde ich mit den Tuchlaer Bären noch immer fertig!" meinte Tuhar Wowk frohlockend.

Maxim Berkut hörte diese Prahlereien und wusste selbst nicht, warum es ihm um den Tuchlaer Bären leid tat.

"Dieser Bär ist eben ein dummes Tier", sagte er. "Er hält sich halt allein. Würden sich aber alle zusammenscharen — wer weiss, ob dann sogar ein ganzes Rudel Wölfe mit ihnen fertig würde?"

Tuhar sah ihn erzürnt von der Seite an, erwiderte aber nichts. Die Jäger rückten vorsichtig weiter, krochen unter umgestürzten Bäumen hindurch, sprangen von Baumstumpf zu Baumstumpf und versanken oft bis an die Hüften im verfaulten Windbruch.

Zwischen diesen Trummern der gewaltigen Natur waren ab und zu Bärenstege zu sehen, schon seit uralten Zeiten gut ausgetreten, schmal und mit ausgeblichenen Knochen von Schafen, Hirschen und allerlei anderen Tieren dicht besät. Maxim hielt sich jetzt hinter den Bojaren; ein Mal nach dem

¹ Wowk - der Wolf.

anderen umging er die Standplätze, betrachtete die Bärenspuren, um festzustellen, ob sie alt oder frisch seien, half den Ermatteten und munterte sie auf, und nur ihm allein war keine Spur von Müdigkeit anzumerken. Miroslawa blickte ihn mit Verwunderung an, wenn er an ihr vorbeischritt. Und hatte sie auch viele mutige und brave Burschen gesehen, aber so einer wie Maxim, der in sich alle Eigenschaften eines kräftigen Arbeiters, Ritters und Anführers vereinigte,— war ihr bis jetzt noch nicht zu Gesicht gekommen.

Plötzlich knackte es in einem Wildbruch, und ein riesiger Bär fiel die Jäger grimmig drohend an. Anfangs lief er auf allen Vieren, als er aber die Feinde ver sich erblickte, stellte er sich auf die Hinterbeine. In den Vordertatzen hielt er einen vom Sturm abgebrochenen Buchenast, fuchtelte mit ihm herum und stiess von Zeit zu Zeit ein abgerissenes, herausforderndes Gebrüll aus.

Dem Bären gegenüber hatten zwei Bojaren aus dem Vorgebirge ihren Standplatz,—von denjenigen, die am lautesten geprahlt hatten und allen ihre Jägerkunst zeigen wollten. Als sie nun den furchtbaren Feind unmittelbar vor sich erblickten, erblassten sie und begannen zu zittern. Aber sie durften weder entfliehen, noch sich verstecken—sie mussten dem Tier die Stirn bieten, was da auch kommen mochte. Zwei Pfeile flogen gleichzeitig von zwei Bogen. Doch der eine schlug fehl und pfiff dem Bären nur um das Ohr, der andere aber traf ihn in die Seite, verwundete ihn jedoch

nur leicht und reizte ihn masslos. Mit einem riesigen Satz sprang der Bär auf seine Gegner zu und schleuderte seine Waffe — den Buchenast gegen einen der Jäger; der Ast prallte mit fürchterlicher Kraft gegen einen Baumstamm. Ohne auch nur einen Augenblick stehen zu bleiben und den Feinden Zeit zum Nachdenken zu geben, stürmte der Bär auf einen der beiden Jäger, der gerade auf seinem ausgetretenen Steg stand. Der Speer erblitzte in der zitternden Hand des Bojaren — er wollte ihn gegen das Tier schleudern.

"Wirf ihn nicht!" rief Maxim erregt und sprang den bedrohten Bojaren zu Hilfe, Tuhar Wowk und einen zweiten Bojaren mit sich führend. "Wirf den Speer nicht, sondern stell dich zur Seite und verteidige dich!"

Der Bojar gehorchte aber nicht und warf den Speer gegen das Tier. Der Schwung war gering, die Hand des Bojaren zitterte und der Bär war jetzt nur höchstens fünf Schritte von ihm entfernt. Kein Wunder war es, dass der Speer nur leicht den Vorderschenkel des Bären verwundete. Der Bär erfasste einen Ast, brach ihn entzwei und stürzte sich mit furchtbarem Gebrüll auf seinen Feind. Jener hielt schon das einfache, zweischneidige Schwert in der Hand, welches "Bärenfänger" genannt wurde und bereitete sich dazu vor, die Spitze desselben dem Bären in die Brust zu stossen. Doch prallte der Bärenfänger an einem Knochen ab und verfing sich im Schulterblatt, während das Tier den Bojaren in seiner schrecklichen eisernen

Umarmung umfasste. Das unglückliche Opfer stiess einen entsetzlichen Schrei aus; zwischen den Zähnen des Bären knackten die Knochen. Dieser schreckliche Vorfall, welcher das Blut zum Stocken brachte, geschah so rasch, so unerwartet, dass der Bojare schon röchelnd auf der Erde lag und in den letzten Todeskrämpfen zuckte, ehe Maxim zuhilfe herbeieilen konnte, während der blutbedeckte, schwerverwundete Bär zähnefletschend daneben stand und den ganzen Wald mit furchtbarem Schmerzgebrüll erfüllte.

Alle schauderten bei diesem schrecklichen Anblick. Die Bojaren standen wie erstarrt. Nur Maxim legte ruhig einen Pfeil auf seinen Hornbogen, näherte sich dem Bären und nachdem er eine Sekunde lang aufmerksam gezielt hatte, schoss er ihm gerade ins Herz. Wie mit einem Messer abgeschnitten, verstummte das Gebrüll des Tieres, welches leblos zu Boden stürzte.

Es schallten keine Hörner, es hallten keine lustigen Rufe im Walde wider nach diesem neuen Siege. Die Bojaren verliessen ihre Standorte und liefen zur Unglücksstätte. Und wie abgehärtet sie auch in den Kriegen waren, wie sie auch daran gewöhnt waren, den Tod dicht neben sich zu sehen, so liess doch der Anblick der blutigen, zerfleischten Leiche einen schweren Seufzer aus ihrer Brust dringen.

Miroslawa presste die Hände an die Brust und wandte ihren Blick ab. Die Tuchlaer Treiber legten die Leiche auf eine aus Zweigen geflochtene Tragbahre, hinterdrein schleppten sie auch den Bären davon. Ein finsteres Schweigen bemächtigte sich der Jagdgesellschaft. Eine grosse Blutlache schimmerte im Sonnenschein und erinnerte alle daran, dass hier noch vor einer Minute ein lebendiger Mensch gestanden hatte, ein Familienvater, fröhlich, unternehmungslustig und voller Hoffnungen, von dem jetzt nur noch ein unförmiger Klumpen blutigen Fleisches geblieben war. Einem grossen Teil der Bojaren verging die Lust zur Jagd.

"Hol der Teufel die verfluchten Bären!" sagten einige von ihnen. "Mögen sie hier leben oder umkommen! Warum werden wir ihretwegen unser Leben der Gefahr aussetzen?"

Doch Tuhar Wowk, und besonders Miroslawa und Maxim bestanden darauf, die begonnene Sache zu Ende zu führen. Die Bojaren erklärten sich am Ende wohl einverstanden, doch gingen sie mit keiner besonderen Lust zu ihrem Standort zurück.

"Erlaubt mir ein Wort zu sagen, Bojaren", sprach Maxim. "Meine Tuchlaer Genossen haben den Ausgang abgesperrt und lassen kein einziges Stück Wild entschlüpfen. Deshalb brauchen wir uns einer vom anderen nicht so weit zu entfernen, sich glaube, es wird am besten sein, wir teilen uns in zwei Gruppen und gehen von beiden Seiten den Abhang entlang. Auf diese Weise können wir leicht alle Tiere in die Mitte zwängen und mit Hilfe der Tuchlaer Treiber werden wir sie dort umzingeln und sie alle bis aufs letzte erlegen."

"Naturlich, naturlich, so ist es besser!" riefen

mehrere Bojaren; sie bemerkten aber nicht das spöttische Lächeln, welches um Maxims Lippen spielte.

Dann teilte sich die Jagdgesellschaft in zwei Gruppen: die eine wurde von Tuhar Wowk geführt, die andere von Maxim. Miroslawa schloss sich aus freiem Willen der zweiten Gruppe an, obwohl sie sich selbst nicht erklären konnte warum sie's tat. Scheinbar suchte sie nach Gefahren, denn Maxim hatte sehr deutlich erklärt, dass der Weg der zweiten Gruppe bedeutend gefährlicher sei. Wieder ertönten die Jagdhörner, und beide Gruppen trennten sich. Die Jäger gingen bald paarweise, bald einzeln, bald trafen sie zusammen und trennten sich wieder. um einen Weg zu suchen. Es war ganz unmöglich gruppenweise vorzurücken. Sie näherten sich schon dem Gipfel; dieser war kahl, doch befand sich etwas tiefer ein ganzer Wall von Steinblöcken und umgestürzten Baumstämmen. Dorthin zu dringen war am schwierigsten und gefahrvollsten.

An einer Stelle ragte ein Haufen abgestürzter Felsblöcke wie ein hoher Turm empor. Baumstämme, Felsengeröll und seit uralter Zeit zusammengewehte Blätter und Zweige versperrten jedweden Zugang zu dieser natürlichen Festung. Maxim kroch am äussersten Rand des ungeheuer tiefen Abgrundes dahin, wobei er sich an das spärliche Moos und die ab und zu hervorstehenden Felsenspitzen klammerte, um einen Zugang zum Gipfel zu finden. Die Bojaren aber, die an derartige ungangbare und halsbrecherische Wege nicht gewöhnt waren, schritten den Wall entlang und hofften, etwas weiter

eine Stelle zu finden, um denselben zu umgehen. Miroslawa blieb stehen, als ziehe sie irgend etwas in die Nähe Maxims. Ihr lebhafter Blick musterte aufmerksam die sich vor ihr steil erhebende Felsblockwand und suchte nach irgend einem, wenn auch noch so schwierigen Wege. Sie besann sich nicht lange, sondern kletterte entschlossen auf die grossen Steinblöcke und umgestürzten Baumstämme, die den Durchgang versperrten. Auf einer Felsenspitze blieb sie stehen und schaute stolz um sich. Die Bojaren waren schon weit von ihr entfernt. Maxim war night zu sehen. Und vor ihr dehnte sich ein wüstes Durcheinander von Felsen und Windbrüchen aus, welches offenbar nicht zu überschreiten war. Aber nein! Dort, etwasiweiter, lageine riesige Edeltanne wie eine Brücke über jenem Höllen-Kessel -- darüber konnte man ohne Gefahr bis auf den Bergesgipfel dringen! Ohne lange zu überlegen, schritt Miroslawa zu dieser Tanne. Als sie dieselbe erreichte, schaute sie nochmals um sich; und stolz auf ihre Entdeckung, setzte sie ihr fein geschnitztes Jagdhorn an ihre Korallenlippen und liess dasselbe über den ganzen Wald erschallen. Das Echo rollte über die Weideplätze und zerschellte in den Waldschluchten und an den Felsenwänden, zerstob zu winzigen Lauten, bis es irgendwo im fernen, undurchdringlichen Dickicht ganz verstummte. Auf die Stimme von Miroslawas Horns erwiderte aus der Ferne das Horn ihres Vaters, dann liessen sich auch die Hörner anderer Bojaren vernehmen. Miroslawa zögerte noch einen

Augenblick, hoch oben auf dem umgestürzten Baum stehenbleibend. Die Edeltanne war sehr alt und durchweg verfault; von unten aber, aus dem undirchdringlichen Dickicht der Windbrüche, schien sie ein leichtes Knacken und Brummen zu vernehmen. Sie lauschte aufmerksamer — es war nichts zu hören. Da betrat sie kühn ühre Brücke. Doch kaum hatte sie fünf Schritte zurückgelegt, als die verfaulte Edeltanne krachte und unter den Füssen Miroslawas zerbrach; zusammen mit dem verfaulten Stamm stürzte das kühne Mädchen hinab, ins wüste Durcheinander von Steinblöcken und Sträuchern.

Sie fiel auf die Füsse und verlor ihre Waffe nicht. Den mit Silber beschlagenen Speer hielt sie fest in den Händen; über den Schultern hing ihr kräftiger Bogen und ein Köcher mit Pfeilen, und hinter einem schönen Ledergürtel, der ihre schlanke Mädchengestalt wie angegossen umspannte, steckte ein Beil und ein breites Jagdmesser mit Horngriff. Unerwartet in den dunklen Abgrund gestürzt, fühlte sie trotzdem keinen Augenblick Furcht, sondern begann sich nur forschend umzublicken, um einen Ausweg zu finden. Anfangs konnte sie nichts genau erkennen, doch gewöhnte sich ihr Auge bald an das Halbdunkel, welches hier herrschte. Und es bot sich ihr ein Anblick, der auch den kühnsten Menschen in Todesschrecken versetzt hätte. Nicht weiter als fünf Schritte von ihr entfernt lag eine riesenhafte Bärenmutter neben ihren Jungen im Nest und blickte mit bösen grünschimmernden Augen auf den unerwarteten Gast. Miroslawa erschauerte. Soll

sie sich in einen Kampf mit diesem furchtbaren Tier einlassen, oder soll sie nach einem Ausgang suchen und Hilfe herbeirufen? Doch war ein Ausgang nicht so leicht zu finden: ringsum ragten umgestürzte Baumstämme und abgerutschte Felsblöcke empor; und wenn es mit grösster Mühe anch möglich wäre, darüber hinweg zu klettern, so war dieses Unternehmen angesichts dieses wilden Tieres äusserst gefährlich. Nach kurzem Besinnen beschloss Miroslawa das Tier nicht anzugreifen, sondern sich nur zu verteidigen, falls dasselbe zum Angriff übergehen sollte, währenddem aber mit ihrem Horn ein Alarmzeichen zu geben und Hilfe herbeizurufen. Doch kaum blies sie ihr Horn, so sprang auch schon die Bärin von ihrem Lager auf und stürzte brüllend auf Miroslawa los. Diese hatte keine Zeit, den Bogen zu ergreifen, - das Tier war zu nahe. Sich mit beiden Schultern gegen die Felswand stemmend, erfasste Miroslawa mit beiden Händen ihren Speer und richtete dessen Spitze gegen die Bärin. Als das Tier die glänzende Eisenschneide sah, blieb es stehen. So standen sich die beiden Gegnerinnen eine lange Minute gegenüber, ohne den Blick von einander zu wenden und ohne sich auch nur durch die geringste Bewegung von ihrem Standort zu rühren. Miroslawa getraute sich nicht, die Bärin zuerst anzugreifen, diese prüfte aber mit ihrem Blick, wo sie die Gegnerin wohl angreifen könnte. Plötzlich erfasste sie mit ihren Vordertatzen einen grossen Stein, und sich auf die Hinterbeine stellend, wollte sie diesen gegen Miroslawa schleudern. Doch in

demselben Augenblick, als sie sich auf die Hinterfüsse erhob, stiess ihr Miroslawa mit einem gewaltigen Schwung den Speer zwischen die Schulterblätter. Die Bärin stiess ein fürchterliches Gebrüll aus und fiel blutüberströmt auf den Rücken. Doch die Wunde war nicht tödlich und die Bärin sprang schnell wieder auf die Beine. Ungeachtet des Schmerzes und des triefenden Blutes stürzte sie sich von neuem auf Miroslawa. Die Gefahr war furchtbar. Das wütende Tier kam gerade auf sie zu und drohte jetzt schon mit seinen furchtbaren Zähnen. Für Miroslawa gab es nur noch eine Rettung - den Felsblock zu erklimmen, gegen den sie sich mit den Schultern stützte. Ein Augenblick, eine rasche Bewegung - und sie stand auf dem Felsen. Es wurde ihr leichter ums Herz-jetzt war ihre Lage schon nicht mehr so gefährlich, denn im Falle eines Angriffes konnte sie auf das Tier von oben losschlagen. Doch Miroslawa konnte kaum den Bewegungen der Bärin folgen, als das Tier auch schon ganz in ihrer Nähe auf dem Felsblock stand und furchtbar brüllend den blutigen Rachen aufriss. Auf Miroslawas Stirn perlte kalter Schweiss; sie sah, dass jetzt der entscheidende Augenblick gekommen sei, dass auf dieser engen Felsplatte ein Kampf auf Leben und Tod stattfinden müsse, und dass der Sieg demjenigen beschieden sei, der sich auf diesem Platze behaupten und den Gegner hinabstossen würde. Die Bärin war schon ganz nahe, Miroslawa versuchte, sie mit dem Speer von sich fern zu halten. Doch die Bärin erfasste denselbeu mit den Zähnen und riss daran so kräftig, dass sie Miroslawa beinahe vom Felsblock hinabgestossen hätte. Der Speer entglitt ihren Händen und das Tier schleuderte ihn weit weg in den Windbruch.

"Jetzt muss ich umkommen!"—schoss es Miroslawa durch den Kopf, doch verlor sie ihren Mut nicht. Mit beiden Händen erfasste sie ihr Beil; und alle ihre Kräfte zusammenraffend, machte sie sich zur letzten Wehr bereit. Das Tier rückte immer näher: Miroslawa spürte seinen heissen Atem auf ihrem Gesicht; eine zottige Tatze mit scharfen Krallen bedrohte ihre Brust—noch ein Augenblick, und sie muss zerfleischt und blutüberströmt vom Felsen stürzen, denn ihr Beil war den Tatzen des riesenhaften Tieres gegenüber zu kurz.

"Hilfe!" rief Miroslawa in ihrer Todesangst; in demselben Augenblick blitzte über ihrem Kopfe ein Speer, und die in die Kehle getroffene Bärin stürzte wie ein gefällter Baumstamm vom Felsen hinab. In der Spalte zwischen dem Wirrwar von Felsblöcken, über dem Kopfe Miroslawas, erschien das freudestrahlende, von innerem Feuer leuchtende Gesicht Maxim Berkuts. Ein dankender Blick des geretteten Mädchens liess Maxim durch und durch erschauern. Doch fiel zwischen ihnen kein einziges Wort. Dazu hatten sie auch keine Zeit. Die Bärin war noch am Leben, mit wildem Gebrüll erhob sie sich von der Erde. Mit einem Satz war sie bei ihren Jungen, welche, ohne die Gefahren dieses schrecklichen Kampfes zu verstehen. in ihrem Neste spielten und Purzelbäume schlugen.

Nachdem sie die Jungen beschnuppert hatte, stürzte die Bärin wieder auf Miroslawa los. Diese war jedoch darauf vorbereitet; mit beiden Händen schwang sie ihr Beil empor und zerschmetterte damit den Schädel der Bärin. Das Tier brach zusammen, es wälzte sich noch in Todeskrämpfen—dann war es mit ihm zuende.

Indessen war auch Maxim, mühsam durch die gestürzten Baumstämme dringend, an Miroslawas Seite getreten. In den Augen des Mädchens glänzten Tränen, wortlos drückte sie die Hand ihres Retters. Maxim wurde etwas verlegen, errötete, senkte den Blick und sprach stotternd:

"Ich hörte dein Alarmsignal... doch wusste ich nicht, wo du bist... Ich bin nur froh, dass ich noch zur rechten Zeit gekommen bin!"

Miroslawa stand noch immer auf ihrem Platze. Sie hielt die Hand des braven Burschen in der ihrigen und schaute in sein gutes, von der Sonne gebräuntes, blühendes, offenes und treuherziges Gesicht. In diesem Augenblick fühlte sie nichts ausser inniger Dankbarkeit für die Rettung vor sicherem Tode. Als aber Maxim, etwas kühner geworden, ihre zarte und doch so kräftige Hand drückte, fühlte Miroslawa, wie süss und beklommen es ihr ums Herz wurde, wie sich ihr Antlitz mit einer schamhaften Röte bedeckte — und sie senkte den Blick, während das Wort des Dankes, das ihrem Munde entschlüpfen wollte, auf ihren Lippen erstarb, und über ihr Gesicht ergoss sich der wunderbare Zauber eines plötzlich entflammten, innigen Gefühls.

Maxim kam als erster wieder zu sich. In seinem Herzen, das mutig und rein war wie pures Gold, leuchtete plötzlich ein glücklicher Gedanke auf, der sich auch sofort in einen unumstösslichen Entschluss verwandelte. Dieses gab ihm seine ganze Kühnheit und Sicherheit wieder. Sein Jagdhorn an die Lippen führend, liess er das freudige Siegeszeichen ertönen. Ganz nahe hinter der Wand aus Falsen und Baumstämmen antworteten die Hörner Tuhars und anderer Bojaren. Gewandt wie ein Eichhörnchen kletterte Miroslawa schnell auf jene Tanne zurück, von der sie gestürzt war. Von hier aus erzählte sie der ganzen Jagdgesellschaft von ihren Erlebnissen und von der Hilfe, die ihr Maxim erwiesen hatte. Mit Mühe erkletterte Tuhar Wowk die Felsen, und nach ihm auch die anderen Bojaren. Lange hielt Tuhar die Tochter in seiner Umarmung. Als er aber sah, dass ihre Kleider mit Blut bespritzt waren, erzitterte er.

"Und du, du, mein Töchterlein, warst in solcher Gefahr!" Und wieder und wieder umarmte er seine Tochter, als fürchtete er sie zu verlieren.

Dann kletterte er hinab zu Maxim, der sich bei der Bärenmutter und ihren Jungen zu schaffen machte. Die Jungen fühlten in dem Menschen noch nicht ihren Feind; sie brummten schnurrig im Nest und balgten sich wie junge Hunde. Sie liessen sich mit der Hand streicheln und fürchteten sich garnicht vor den Menschen. Maxim nahm sie auf den Arm und legte sie vor Miroslawa und Tuhar.

"Das ist eure Beute!" sagte er. "Ihr werdet doch

solche Gäste gerne in eurem Hause aufnehmen?"

Die versammelten Bojaren schauten bald mit Freude auf die kleinen Bärlein, bald mit Schrecken auf die erlegte Bärin. Sie betrachteten deren Wunden und bewunderten die Kraft und Kühnheit Miroslawas, die den Mut gehabt hatte, sich mit solch schrecklichem Tier in einen Kampf einzulassen.

"O nein!" sagte Miroslawa lachend. "Ohne die Hilfe dieses ehrlichen Burschen würde ich jetzt so daliegen, wie dieses Tier: zerfleischt und blutüberströmt! Ich bin ihm den grössten Dank schuldig."

Tuhar Wowk hörte dieser Rede seiner Tochter mit Unbehagen zu. Wie er sie auch liebte, wie er sich auch über ihre Rettung von dieser grossen Gefahr freute, immerhin wäre es ihm angenehmer gewesen, wenn seine Tochter von einem Bojarensohne gerettet worden wäre, und nicht von diesem einfachen Tuchlaer Bauern, von diesem "Smerden", obwohl Tuhar an diesem Smerden auch seinen Gefallen hatte. Doch fiel es ihm, dem stolzen Bojaren, der am fürstlichen Hofe aufgewachsen und dort zu hohen Ehren gekommem war, immerhin schwer, diesem Bauern für die Rettung seiner Tochter angesichts der ganzen Gesellschaft zu danken. Es war aber nichts zu machen... Die Pflicht des Dankes hatte sich bei unseren ritterlichen Vorfahren so tief eingewurzelt, dass auch Tuhar Wowk sich dagegen nicht auflehnen konnte. Er fasste Maxim an der Hand und zog ihn in den Vordergrund.

"Bursche", sprach er, "meine Tochter, mein einziges Kind sagt, dass du ihr Leben aus grosser

Gefahr gerettet hast. Ich habe keinen Grund, ihren Worten nicht zu glauben; so empfange denn für deine ehrliche Tat den Dank eines Vaters, dessen ganze Liebe und Hoffnung dies einzige Kind ist. Ich weiss nicht, womit wir dir diese Tat vergelten können; doch sei sicher: sobald es nur nach meinen Kräften sein wird, werde ich, der Bojar Tuhar Wowk, nicht vergessen, was ich dir verdanke."

Bei diesen Worten stand Maxim wie auf Nadeln. Er war an solches öffentliches Lob nicht gewöhnt und hatte etwas Ähnliches überhaupt nicht erhofft und auch nicht gewünscht. Durch das Lob des Bojaren geriet er in Verlegenheit und wusste nicht—solle er ihm irgend etwas erwidern oder nicht. Endlich sagte er ganz einfach:

"Hier ist nichts zu danken, Bojar! Ich tat nur das, was an meiner Stelle jeder getan hätte; wofür ist denn hier zu danken? Deine Tochter soll heil sein, doch habe ich keinerlei Dank verdient."

Nach diesen Worten ging er fort, um seine Tuchlaer Genossen zu rufen. Mit deren Hilfe war die Bärin schnell gehäutet, und die jungen Bärlein waren zum Sammelpunkt gebracht, von wo aus die ganze Gesellschaft nach beendigter Jagd den Weg zurück ins Lager antreten sollte.

Es war schon beinahe Mittag, die Sonne begoss die Tuchlaer Berge mit ihren goldenen Strahlen; stärker duftete im Walde das erwärmte Harz; nur ab und zu seine ausgespreizten Flügel schwingend, sehwebte stolz ein Habicht hoch im blauen Ozean über den Weideplätzen. Stille herrschte in der

Natur. Nur von einem der Hügel Selemins erschallten die Stimmen der Jagdhörner und die Rufe der Jagdgesellschaft. Die Jagd war beendet, wenn auch nicht ganz glücklich. Vorne trugen die Tuchlaer Burschen auf Stangen drei Bärenhäute und in einem Sack zwei junge Bärlein, und hinter den Jägern trugen die Diener der Bojaren auf einer aus Ästen und Zweigen geflochtenen Tragbahre die blutüberströmte, schon steif gewordene Leiche des unglücklichen Bojaren, der in der Umarmung des Bären seinen Tod gefunden hatte.

Unter der Führung Maxims gelangte die Gesellschaft rasch ins Jägerlager. Die Jagd war beendet. Noch heute wollte die ganze Gesellschaft den Heimweg antreten, womöglich schon nach dem Mittagsmahl. Der Weg war wohl recht weit, doch Maxim hatte versprochen, die Gesellschaft auf einem kürzeren Wege durch den Wald bis nach Tuchla zu führen und von dort zum Hofe des Tuhar Wowk.

Kaum hatten die Tuchlaer Treiber das Mittagessen beendigt, als sie sich auch schon auf den Heimweg machten. Maxim blieb mit den Bojaren zurück, bis deren Diener das Lager abgebrochen und das gesamte Küchen- und Jagdgerät verpackt hatten. Dann begab sich auch die Gesellschaft der Bojaren auf den Weg und strebte ihren Höfen zu.

II

Das altertümliche Dorf Tuchla war ein grosses Gebirgsdorf mit zwei oder drei grossen Ansiedlungen und insgesamt ungefähr anderthalbtausend

Einwohnern. Das Dorf und die Ansiedlungen lagen nicht dort, wo das jetzige Tuchla liegt, sondern weit höher in den Bergen, in einem geräumigen, langgestreckten Tal, das jetzt mit Wald bewachsen ist und "Flammental" genannt wird. In jener alten Zeit, von der unsere Erzählung handelt, war das Flammental noch nicht mit Wald bewachsen, es war bebaut und gab seinen Bewohnern genügend Brot. Sich über eine halbe Meile in die Länge und fast eine viertel Meile in die Breite ausdehnend, eben und mit Schlammerde bedeckt, von allen Seiten von steilen Felswänden umgeben, die stellenweise bis zu acht und sogar zehn Meter hoch waren, war das Tal einem riesigen Kessel ähnlich, aus welchem man das Wasser herausgegossen hatte. Und wahrlich, es war nicht anders. Ein grosser Gebirgsstrom stürzte seine Wassermengen vom Osten her in das Tal und bildete einen hohen Wasserfall, indem er sich seinen Weg durch die engen, harten Felsen bahnte. Und sich wie eine Schlange durch das Tal windend, floss er im Westen durch ein ebenso enges Tor wieder hinaus, schäumte zwischen glatten Steinwänden und bildete noch einige rauschende Wasserfälle, bis er eine viertel Meile tiefer in den Opir mündete. Die hohen steilen Felsenufer des Tuchlaer Kessels waren mit dunklem Edeltannenwald bedeckt, was dem Tal den Anschein einer noch grösseren Tiefe, einer unheimlichen Stille und Abgeschlossenheit von der übrigen Welt verlieh.

So war das Dorf fürwahr ein riesiges Versteck in den Bergen, das von allen Seiten nur mit grösster Mühe zu erreichen war. Doch derartig waren zu jener Zeit der ununterbrochenen Kriege und Überfälle fast alle Gebirgsdörfer; und nur dank ihrer Unzugänglichkeit konnten sie sich ihr freies, altukrainisches Gemeindeleben, welches die stolzen, durch die Kriege reich gewordenen Bojaren immer mehr und mehr zu vernichten trachteten, länger erhalten, als die auf der Ebene gelegenen Dörfer.

Die Bewohner von Tuchla lebten hauptsächlich von Viehzucht. Nur das Tal, in welchem das Dorf lag, und einige schmale Flussufer, die nicht bewaldet waren, wurden bearbeitet und brachten alljährlich eine reiche Ernte an Hafer, Gerste und Hirse. Dafür weideten aber auf den Weideplätzen, die ebenso wie alle umliegenden Waldungen Eigentum der Tuchlaer Gemeinde waren, grosse Schafherden, die den Hauptschatz der Tuchlaer Bauern bildeten, denn sie lieferten ihnen Kleidung und Nahrung, Fett und Fleisch.

In den Wäldern, die das Dorf umgaben, weideten Kühe und Ochsen; doch die Gegend selbst, gebirgig, felsig und unzugänglich, erlaubte es nicht, viel grosses Hornvieh zu halten. Eine zweite wichtige Erwerbsquelle der Tuchlaer Bauern bildeten die Wälder. Abgesehen vom Holz, das die Bauern zur Heizung und auch zu allerlei Bauten umsonst bezogen, versorgten die Waldungen die Tuchlaer Bauern mit Wild, Honig und allerlei Waldfrüchten. Freilich war das Leben in den Wäldern und unzugänglichen wilden Bergen recht schwer; es war ein ständiger Kampf mit der Natur: mit den Gewäs-

sern, dem Schnee, den wilden Tieren und der wilden unzugänglichen Umgebung; aber dieser Kampf erzeugte Kraft, Mut und beeinflusste das Gewerbe des Volkes, er war die Grundlage und Triebkraft seiner mächtigen und freien gesellschaftlichen Ordnung.

Die Sonne hatte sich schon tief gesenkt, als die uns bekannte Jagdgesellschaft unter der Führung Maxim Berkuts vom hohen Berge ins Tuchlaer Tal hinabstieg. Tuhar Wowk mit seiner Tochter und Maxim gingen voran; der Rest der Gesellschaft folgte ihnen in kleinen Gruppen, sich über die stattgefundene Jagd und deren Ereignisse unterhaltend. Vor den Augen der Jäger breitete sich das Tuchlaer Tal aus, von heissen Sonnenstrahlen begossen, wie ein grosser, grüner See mit winzigen schwarzen Inseln. Ringsherum, wie ein riesenhafter Zaun. ragten Felsenwände empor, ab und zu von grünen Brombeersträuchern und Häselnussbüschen unterbrochen. Am Eingang ins Tal toste ein Wasserfall, er prallte an die Felsen und zerstob zu silberglänzendem Schaum; am Wasserfall vorbei war im Felsen ein enger Weg ausgehauen, der bergauf und weiter am Flussufer entlang führte, über Berge und Weideplätze hinweg bis ins ungarische Land; es war der "Tuchlaer Pass", den damaligen Bergbewohnern wohl bekannt, welcher nach dem Duklapass der sicherste und der vorteilhafteste war. Zehn umliegende Gemeinden von der galizischen und ungarischen Seite arbeiteten beinahe zwei Jahre lang bis sie diesen Pass bahnten. Die Tuchlaer Bauern

hatten daran am meisten gearbeitet, deshalb waren sie auch auf den Pass so stolz, als wäre es ihr eigener.

"Sieh, Bojar", sagte Maxim, oberhalb des Wasserfalles, am Anfang des abschüssigen, im Felsen ausgehauenen Weges stehenbleibend, "sieh, Bojar, das ist das Werk der Tuchlaer Gemeinde! Weit bis über die "Beskiden" hinaus zieht sich dieser Weg, der erste seinesgleichen in den Bergen. Auf einer Strecke von fünf Meilen hat ihn mein Vater selbst ausgehauen; jede Brücke, jede Wendung, jede Biegung auf dieser Strecke wurde nach seinen Anweisungen gemacht."

Der Bojar schaute etwas unwillig auf die Berge, wo sich der zwischen Felsen ausgehauene Gebirgsweg auf eine weite Strecke dahinschlängelte. Dann schaute er den Abhang hinab und schüttelte den Kopf.

"Hat dein Vater eine grosse Macht über die Gemeinde?" fragte er.

"Eine Macht?" erwiderte Maxim verwundert. "Nein, Bojar, bei uns hat niemand die Macht über die Gemeinde: die Gemeinde hat die Macht selbst, sonst niemand, Bojar. Aber mein Vater ist ein erfahrener Mann und dient der Gemeinde gern. So wie er auf den Gemeindeversammlungen spricht, bringt es kein einziger in unseren Bergen fertig. Die Gemeinde hört auf die Ratschläge meines Vaters, jedoch eine Macht besitzt er nicht und wünscht sich auch keine."

Maxims Augen funkelten vor Stolz und Bewunde-

rung, als er von seinem Vater sprach. Tuhar Wowk senkte bei seinen Worten nachdenklich das Haupt; Miroslawa jedoch sah Maxim an, ohne ihren Blick von ihm abzuwenden. Maxims Worten lauschend fühlte sie, dass dessen Vater ihrem Herzen so nahe sei, als wäre er ihr verwandt, als wäre er ein Mensch, unter dessen väterlicher Obhut sie ihr ganzes Leben verbracht hätte.

Doch Tuhar Wowk wurde immer mürrischer, seine Stirn legte sich in tiefe Falten und sein Blick heftete sich auf Maxim mit dem Ausdruck lange zurückgehaltenen Zorns.

"Es ist also dein Vater, der die Tuchlaer Bauern gegen mich und gegen den Fürsten aufwiegelt?" fragte er plötzlich in rauhem, scharfem Ton. Wie eine schmerzliche Berührung trafen diese Worte Miroslawa; sie erblasste und schaute bald auf ihren Vater, bald auf Maxim. Doch Maxim verwirrten diese Worte keineswegs, er antwortete ruhig:

"Die Gemeinde aufwiegeln, Bojar? Nein, da hast du unrecht. Die ganze Gemeinde ist dir deshalb böse, weil du dir die Waldungen und Weideplätze der Gemeinde aneignest, ohne Letztere überhaupt zu fragen, ob sie damit einverstanden sei oder nicht."

"Ach so, ich soll noch eure Gemeinde fragen! Mir hat der Fürst diese Wälder und Weideplätze geschenkt, und ich brauche niemand mehr um Erlaubnis zu bitten."

"Dasselbe sagt auch mein Vater zu der Gemeinde, Bojar. Er beruhigt die Gemeinde und gibt ihr den Rat abzuwarten, bis das Gemeindegericht stattfindet, auf welchem diese Frage gelöst werden soll."

"Das Gemeindegericht?" schrie Tuhar Wowk. "Ich soll also vor dieses Gericht treten?"

"Ich denke, dir selbst wird das ebenfalls erwünscht sein. Du hast dann Möglichkeit, allen dein Recht zu beweisen und die Gemeinde zu beruhigen."

Tuhar wandte sich ab. Sie schritten ihren Weg weiter, eine Wendung machte diesen Weg weniger steil und nicht so gefahrvoll. Maxim, der Miroslawa folgte, wandte seinen Blick nicht von ihr Doch war sein Antlitz schon nicht so glücksverklärt wie noch kurz vorher. Je finsterer die Wolke des Zorns und Unmutes wurde, die sich auf ihres Vaters Stirn lagerte, desto deutlicher fühlte Maxim, dass sich zwischen ihm und Miroslawa ein tiefer Abgrund auftat. Dabei hatte er, das Kind der Berge, das weder die grosse Welt noch die hochstrebenden Absichten des Bojaren kannte, gar keine Vorstellung darüber, wie breit und tief dieser Abgrund in Wirklichkeit sei.

Sie hatten schon das Tal erreicht. Unter dem Wasserfall bildete der Strom einen grossen, ruhigen Teich, der rein war wie eine Träne. An seinen Ufern standen grosse perlende Schaumblasen; der Boden war mit grossen und kleinen Felsstücken bedeckt; pfeilschnell schossen die Forellen mit ihren gelblichen, rotgetupften Seiten zwischen dem Gestein. Der Wasserfall stürzte wie ein lebendiger Silberstrahl rauschend über eine Felsenwand herab

und spielte in der Sonne in allen Regenbogenfarben.

"Welch wunderbare Gegend!" rief Miroslawa aus, und bewunderte die vom Wasserfall wild zerklüfteten Felsen, die oben von einer dunkelgrünen Hülle aus Edeltannen umgeben waren.

"Das ist unser Tuchlaer Land, unser Paradies!" sagte Maxim, und liess seinen Blick mit solchem Stolz über das Tal, die Berge und den Wasserfall schweifen, wie es nur ein König in seinem Reiche zu tun vermag.

"Nur mir vergiftet ihr das Leben in diesem Paradies", sagte zornig Tuhar Wowk.

Niemand erwiderte auf diese Worte; alle drei gingen schweigend weiter. Sie näherten sich schon dem Dorfe, das sich in dichten, grossen Gruppen mit Schindeln bedeckter Häuschen ausstreckte, die dicht mit Ebereschen. Weiden und weitverzweigten Birnbäumen umpflanzt waren. Die Leute arbeiteten auf dem Felde; nur die alten, ehrbaren Graubärte ergingen sich vor den Häuschen, bald irgend etwas zimmernd, bald Netze für die Jagd und den Fischfang flechtend, oder sich über Gemeindeangelegenheiten unterhaltend. Maxim verneigte sich vor ihnen und grüsste sie laut und freundlich; bald begann auch Miroslawa die am Wege stehenden alten Tuchlaer Bewohner zu grüssen; nur Tuhar Wowk ging mürrisch und schweigend seinen Weg; ja er wollte jene Smerden nicht einmal ansehen, die es wagten, sich dem Willen seines Fürsten zu widersetzen. Da. als sie schon die Mitte des Dorfes erreicht hatten,

begegneten sie einer wunderlichen Gesellschaft. Drei festlich gekleidete alte Männer trugen an einer langen, schön gedrechselten und zierlich mit Silber beschlagenen Stange eine grosse, ebenfalls mit Silber beschlagene Kette, die aus einem Stück Holz hergestellt war und die Form eines ununterbrochenen, in sich selbst abgeschlossenen Ringes hatte. Über dieser Kette wehte eine scharlachrote, silberdurchwirkte Fahne. Die drei Greise schritten gemächlich daher. Vor jedem Hofe hielten sie inne und riefen den Wirt laut beim Namen; wenn aber dieser oder sonst jemand von den Bewohnern des Hofes erschien, sagten sie:

"Morgen zur Kopa!" und gingen weiter.

"Was ist denn das für ein wunderlicher Brauch?" fragte Tuhar Wowk, als die Greise sich ihnen näherten.

"Hast du denn so etwas noch nicht gesehen?" fragte ihn Maxim verwundert.

"Nie. Bei uns, in der Nähe von Halitsch, gibt es nichts derartiges."

"Man ruft zur Kopa, zur Gemeindeversammlung", sagte Maxim.

"Ich dachte, es seien Pfaffen mit ihrer Kirchenfahne", begann Tuhar zu spötteln. "Wenn man bei uns zur Kopa ruft, so ruft man leise, indem man die Versammlungsfahne von Haus zu Haus übergibt."

"Bei uns wird die Versammlungsfahne von diesen Ausrufern im Dorf herumgetragen; sie müssen jeden

⁻¹ Kopa — Gemeindeversammlung.

Bürger beim Namen rufen und ihn zur Kopa einladen. Auch dich wird man rufen, Bojar."

"Mögen sie rufen; ich komme ja doch nicht! Eure Kopa geht mich nichts an. Des Fürsten Willen hat mich hierher bestimmt und ich kann selbst die Kopa einberufen, wenn ich es für notwendig erachte."

"Du selbst... die Kopa einberufen?" fragte der verwunderte Maxim. "Ohne unsere Ausrufer? Ohne unsere Fahne?"

"Ich habe meine eigenen Ausrufer und meine eigene Fahne."

"Von unseren Bürgern wird aber niemand zu deiner Kopa gehen. Und wie unsere Kopa beschliesst, so wird es auch in unserer Gemeinde durchgesetzt."

"Das werden wir noch sehen!" sagte Tuhar Wowk zornig und eigensinnig.

Währenddem näherten sich unsere Wanderer den Ausrufern. Als diese den Bojaren erblickten, stellten sie die Fahne nieder und einer von ihnen rief:

"Bojar Tuhar Wowk!"

"Da bin ich!" antwortete der Bojar mürrisch.

"Morgen zur Kopa!"

"Wozu?"

Doch die Ausrufer gaben darauf keine Antwort und gingen weiter.

"Es ist nicht ihre Sache, dir dieses zu erklären, Bojar", sagte Maxim, der sich bemühte den Widerwillen des Bojaren gegen die Tuchlaer Gemeindeversammlung womöglich zu besänftigen. Nach langem Schweigen, während sie durch das Dorf schritten, begann Maxim wieder zu sprechen:

"Bojar, erlaube mir, so jung und unerfahren ich auch sein möge, dir ein Wort zu sagen."

"Sprich!" antwortete der Bojar.

"Komme morgen zur Kopa!"

"Um mich vor euer Knechtegericht zu stellen?"

"Was liegt daran, Bojar? Die Tuchlaer Gemeinde urteilt gerecht; und ist es wohl eine Schande, sich einem gerechten Gericht zu unterstellen?"

"Vater!" mischte sich auch Miroslawa in dieses Gespräch, "tue das, was Maxim sagt! Er meint es gut! Er rettete mir das Leben, also wird er dir doch nichts Böses raten wollen; er kennt gar gut die hiesigen Bräuche."

Diese rein weibliche Logik zwang Tuhar Wowk unwillkürlich zum Lächeln, doch legte sich seine Stirn sofort wieder in Falten.

"Posaune du mir auch noch die Ohren voll, mit deinem Maxim!" sagte er. "Nun, er hat dir das Leben gerettet; ich bin ihm dafür auch dankbar und wenn du willst, schenke ich ihm ein Paar Ochsen. Hier ist aber die Rede von einer ganz anderen Sache, in die sich du und auch Maxim nicht einmischen darf."

"Nein, Bojar", antwortete darauf Maxim, "du willst mich doch für meine unbedeutende Tat nicht mit einer Bezahlung erniedrigen? Weder ich, noch mein Vater werden irgend eine Bezahlung annehmen. Und dass ich dich ersuche, morgen zur Kopa zu kommen, tue ich nur aus reinem Wohlwollen. Ich wollt sehr froh sein, Bojar, wenn zwischen der Tuchlaer Gemeinde und dir Eintracht herrschen würde."

"Nun, mag es schon so sein", sagte schliesslich Tuhar Wowk. "Ich werde morgen zu eurer Gemeindeversammlung kommen; aber nicht dazu, um mich ihr zu fügen, sondern nur um zu sehen, was es für eine Versammlung sein wird."

"Komme, Bojar, komme!" rief freudig Maxim. "Du wirst selbst sehen, dass die Tuchlaer Gemeinde gerecht sein kann."

Die Zusage Tuhar Wowks erleichterte Maxims Herz. Er wurde lustig, gesprächig, zeigte Miroslawa nach links und nach rechts, was es ringsum schönes und interessantes gab, - schönes und interessantes gab es da in Fülle. Unsere Fussgänger befanden sich gerade in der Mitte des Dorfes und in der Mitte des Tuchlaer Tales. Die steilen, felsigen Ufer des Kessels leuchteten weit zu beiden Seiten, als wären es glatte, hohe Marmorwände. Dicht am Wege, mitten durch das Dorf floss ein Fluss; er rauschte und schäumte, sich an den Steinen, die sein Bett bedeckten, zerstäubend, und verbreitete eine frische Kühle über das ganze Tal. Zu beiden Seiten des Flüsschens, das sich seinen Weg durch den Grund des ehemaligen Sees gewühlt hatte und dessen Ufer genugend hoch waren, hatte man aus Flussteinen und dicken Tannenpfählen und Balken Dämme errichtet, um das Dorf vor Überschwemmungen zu schützen Überall waren über den Fluss kleine bequeme Brücken mit Geländer gelegt, gleich hinter den Dämmen begannen die umgegrabenen Beete mit Bohnen und Erbsen, Rüben und Kohl, die sich den ganzen Fluss entlang zogen, und auch

Weizenfelder, die sich in reinen, hellgrunen Streifen bis weit hinter die Hütten hinstreckten. Die Häuschen waren hübsch umzäunt und sauber gehalten; die Wände, aus glatten Balken gezimmert, waren nicht mit Lehm bestrichen, doch wurden sie alljährlich einige Male gewaschen und reingeschabt; nur dort, wo die Balken miteinander verbunden waren, waren die Wände in schmalen Streifen mit Lehm bestrichen und mit gebranntem Kalk weiss getüncht, und schauten inmitten der grünen Weiden und Birnbäume recht anmutig aus. Am Eingang eines jeden Hofes standen zwei Linden, an die schön gemusterte, geflochtene Tore befestigt waren. Beinahe über jedem Tor hing auf einer Stange irgend ein Raubvogel: eine Eule, eine Elster, ein Rabe, ein Habicht oder ein Adler mit weit auseinandergefalteten Flügeln und herabhängendem Kopfe: es waren die Kennzeichen der Geister, die das Haus schützten. Hinter den Häuschen standen Ställe und andere Wirtschaftsgebäude, alle mit Schindeln bedeckt und aus dicken Balken gezimmert; nur die zahllosen Oborih 1 waren aus Stroh und reckten hie und da zwischen vier hohen Stangen ihre goldgelben, spitzabgerundeten Dächer emper.

"Hier ist meines Vaters Hof", sagte Maxim und wies auf einen Hof, der sich von den anderen garnicht unterschied. Vor dem Hause war niemand,

 $^{^1}$ Oborih — ein Strohdach auf vier Stangen, das man nach Bedarf heben und senken kann. Unter dem Oborih wird Roggen, Weizen, Heu und anderes Futter aufbewahrt, damit es vom Rogen nicht verfaule.

doch stand die Haustur offen. In der Wand gegen Süden waren zwei kleine quadratförmige Öffnungen ausgehauen, die im Sommer entweder ganz geöffnet blieben, oder mit dünnen, halbdurchsichtigen Gipsplatten abgeschlossen wurden; im Winter wurden sie ausserdem noch mit bretternen Fensterläden zugeschlagen. Das waren die damaligen Fenster.

Miroslawa blickte neugierig auf dieses Nest der Berkuts¹. Behaglich, ruhig und sauber war es auf diesem Hofe; das Flüsschen, über welches eine breite Brücke führte, schied ihn von der Landstrasse ab, es murmelte leise und seine kristallklaren Wellen plätscherten zwischen felsigen Ufern. Auch Tuhar Wowk blickte zum Hofe hinüber.

"Aha, hier wohnt also dieser Tuchlaer Herrscher. Nun, ich freue mich auf seine Bekanntschaft. Werden mal sehen, was das für ein Kauz ist!"

Maxim wollte sich von dem Bojaren und seiner Tochter verabschieden und nach Hause gehen, doch etwas nötigte ihn mit ihnen weiter zu gehen. Miroslawa schien es zu verstehen.

"Kehrst du schon heim?" fragte sie sich abwendend, um ihre Erregung zu verbergen.

"Eigentlich wollte ich's, doch mag es schon sein — ich werde euch noch durch den Engpass bis zu eurem Hofe begleiten."

Miroslawa freute sich und wusste selbst nicht warum. Und sie setzten den Weg durchs Dorf fort,

Berkut — Königsadler.

plaudernd und sich nach allen Seiten umschauend; sie freuten sich, freuten sich ihrer Stimmen, ihrer Nähe, vergassen alles ringsum, vergassen den Vater, die Gemeinde.

Und wenn sie auch während des ganzen Gesprächs kein einziges Wort über sich selbst fallen liessen, über ihre Gefühle und Hoffnungen, so bebte doch durch ihr gleichgültiges Gespräch die Wärme ihrer jungen, von der ersten Liebe entfachten Herzen, machte sich eine geheime Kraft geltend, welche diese zwei jungen, gesunden und schönen Wesen gegenseitig anzog, die noch so rein und unverdorben waren, dass sie in ihrer Unschuld nicht einmal an die Hindernisse dachten, auf die ihre junge Liebe stossen musste.

Auch Tuhar Wowk, der in schwere, finstere Gedanken versunken voranschritt und darüber nachgrübelte, wie er wohl morgen würdig und in seinem vollen Glanze vor diese. Smerden hintreten und seinen Vorrang beweisen würde, auch Tuhar Wowk vermutete nichts zwischen diesen beiden jungen Leuten; nur eins machte ihn zornig, dass dieser junge Bursche so kühn war und mit ihm und seiner Tochter so umging, als wäre er ihresgleichen. Doch beherrschte er vorläufig seinen Unmut.

Sie hatten das Dorf schon hinter sich und näherten sich der Stelle, wo sich der Tuchlaer Talkessel zusammenschloss, nur durch ein enges, felsiges Tor den Fluss ins Tal hindurchlassend. Die Sonne hatte sich schon weit zum Horizont geneigt und stand über den Waldesgipfeln, ihre schrägen Strahlen in den schäumenden Fluten des Stromes badend Die Felsen, die den Fluss beim Ausgange aus dem Tuchlaer Tal einschlossen, warfen schon lange Schatten; im Engpass selbst war es dunkel, kalt und schlüpfrig. In der Tiefe zerstäubte das Wasser an riesigen, in Haufen zusammengetragenen Felsblöcken, hoch oben rauschten die gewaltigen Edeltannen und Buchen. Dicht am Fluss liefen zu beiden Seiten in den Felsen ausgehauene bequeme Wege—ebenfalls das Werk der Tuchlaer Bauern. Miroslawa überlief ein Schauer, als sie in dieses wunderliche steinerne Tor eintrat: ob es von der hier herrschenden Kälte war, ob von der Feuchtigkeit,—wer weiss warum,—sie nahm ihren Vater am Arm und schmiegte sich eng an ihn.

.. Welch grausiger Ort!" sagte sie, im Engpass stehenbleibend und sich nach allen Seiten umschauend. Und dieser Ort war wirklich aussergewöhnlich wild. Das Flussbett war schmal, nicht mehr als sechs Meter in der Breite, und das reissende Gebirgswasser hatte sich glatt in die Felsen eingeschnitten, ein Uneingeweihter hätte schwören mögen, es sei die Arbeit von Menschenhand. Ganz am Eingang ragte eine riesige Steinsäule empor, am Fuss dünn und vom Wasser umspült, oben aber mit einer Art Kopf, mit Farnkraut und verkrüppelten Birkenbäumchen bewachsen. Das war der weit und breit bekannte "Wächter", der allem Anschein nach den Eingang ins Tuchlaer Tal bewachte und bereit war, auf einen jeden herabzustürzen, der mit feindlicher Absicht in diesen ruhigen, glücklichen Winkel eindringen wollte. Selbst Tuhar Wowk fühlte ein Frösteln, als er diesen grimmigen Wächter ansah.

"Pfui! welch gefährlicher Steifil" sagte er. "Er hängt derartig über dem Eingang, dass man glaubt, er müsse jeden Augenblick hinabstürzen."

"Das ist ein heiliger Stein, Bojar", sagte Maxim feierlich. "Jeden Frühling legt man ihm Kränze aus roten Feuerblumen zu Füssen; es ist unser Tuchlaer Wächter."

"Aber, alles ist hier "euer", alles ist bei euch heilig, alles gehört bei euch der Tuchla, dass man schliesslich das Zuhören satt kriegt?" schrie Tuhar Wowk: "Als gäbe es ausser euren Tuchlaer Bergen überhaupt keine Welt mehr!"

"Für uns gibt es wirklich keine andere Welt", erwiderte Maxim: "Wir lieben unsern Winkel über alles. Wenn jeder andere seinen Winkel auch so lieben würde, dann würden sicherlich alle Leute auf der Welt ruhig und glücklich leben."

Maxim verstand in seiner unschuldigen Öffenheit nicht, wie schmerzlich er mit seinen Worten den Bojaren ins Herz traf. Auch bemerkte er nicht, welch bösen Blick Tuhar Wowk ihm zuwarf. Sich an Miroslawa wendend, sprach Maxim mit ruhiger, warmer Stimme weiter:

"Und von diesem Fels, von unserem Wächter, werde ich euch das erzählen, was ich von meinem Vater gehört habe. Es ist schon lange, sehr lange her, als in unseren Bergen noch Riesen hausten. Damals befand sich hier, wo jetzt unser Tuchla liegt, ein grosser See; dieser Talkessel war noch ganz

geschlossen. Dieser See war verzaubert; in ihm gab es keine lebendigen Wesen, keine Fische, keine Würmer. Das Tier aber, welches von seinem Wasser trank, musste umkommen; die Vögel, die über ihn hinwegfliegen wollten, fielen ins Wasser und mussten ertrinken. Der See war von der Göttin des Todes - Morana beherrscht. Doch eines Tages geriet der König der Riesen mit Morana in Streit; und um ihr einen Streich zn spielen, schlug er mit seinem Zauberhammer gegen die Felsen und zertrümmerte die Wand, so dass das ganze Wasser des verzauberten Sees davonfloss und seine Wunderkraft verlor. Die ganze Umgegend belebte sich plötzlich; der Grund des Sees verwandelte sich in ein fruchtbares Tal und bedeckte sich mit üppigen grünen Gräsern und Blumen; im Fluss erschienen Fische, zwischen den Felsblöcken allerlei Reptilien, in den Wäldern erschien das Wild und in der Luft-die Vögel. Morana ergrimmte darüber, denn sie liebte nichts Lebendiges, und verwandelte den König der Riesen in diesen Felsen. Doch konnte sie dem Tal selbst nichts mehr antun, denn sie besass keine Macht, das tödliche Wasser zurückzubringen, das den See verlassen hatte; hätte sie dieses Wasser bis auf den letzten Tropfen zurückbringen und diesen im Felsen ausgehauenen Durchgang verstopfen können, so wäre sie wieder die Königin unserer Berge. Und wenn nun auch der König der Riesen nicht mehr lebt, so hat hier auch Morana keine Macht mehr. Aber der König der Riesen ist nicht ganz umgekommen. Er lebt in diesem Felsen

fort und bewacht das Tal. Man erzählt, dass Morana noch einmal versuchen wird, unsere Tuchlaer Berge zu erobern; aber dieser verzauberte Wächter wird dann auf Moranas Heereskraft niederstürzen und sie mit seiner Wucht zerdrücken."

Mit wunderlichem Gefühl lauschte Miroslawa dieser Erzählung; sie ging ihr tief zu Herzen,—sie hatte den brennenden Wunsch, unter der Führung dieses gutherzigen und belebenden Königs der Riesen gegen die Macht Moranas ins Feld zu ziehen; das Blut pulsierte lebhafter in ihrem jungen Herzen. Wie innig, wie heiss liebte sie in diesem Augenblick Maxim.

Auch Tuhar Wowk lauschte der Erzählung Maxims; doch man sah, dass er der Sache keinen grossen Glauben schenkte. Er wandte sich nur nochmals um, warf einen Blick auf den steinernen Tuchlaer Wächter und lächelte stolz, als dächte er bei sich: "Ach, die dummen Smerden; auf welchen Unsinn sie ihren Stolz und ihre Hoffnung bauen!"

Unsere Wanderer hatten den Engpass des Tuchlaer Flüsschens schon hinter sich und waren wieder ans helle Tageslicht getreten. Vor ihren Augen breitete sich plötzlich das lange, von steilen Bergen umgrenzte Tal des Opir aus, welches weit in der Ferne in das Stryjtal mündete. Die Sonne hatte sich schon zum Untergange geneigt, sie tauchte ihren heissen Purpur in die dunklen Wellen des Opir. Der Tuchlaer Strom raste mit tollen Sprüngen und wildem Geräusch ins Tal hinab, um sich in den Opir zu ergiessen. Sein Wasser spiegelte in

sich das flammende Abendrot wider und sah wie Blut aus, das aus einer riesigen Wunde quillt. Ringsum rauschten die dunklen Wälder.

Einen Augenblick standen unsere Wanderer still und labten sich an der unsterblichen lebendigen Schönheit der Natur. Maxim schien irgend einen Gedanken zu erwägen, der sich in seinem Hirn festgesetzt hatte und sich mit Gewalt Luft machen wollte. Dann raffte er seinen Mut zusammen und näherte sich erregt und errötend Tuhar Wowk.

"Bojar" sagte er ungewöhnlich weich und zaghaft. "Was willst du?"

"Erlaube mir, dein ergebenster Diener zu sein..." "Diener? Nun, das ist nicht schwer, komme mit deinem Vater und verdinge dich, wenn du in Dienst treten willst."

"Nein, Bojar, du hast mich nicht recht verstanden. Lass mich dein Sohn sein!"

"Sohn? Du hast doch deinen eigenen Vater; und wie ich höre, ist er bei weitem besser, gerechter und klüger als ich, wenn er mich morgen richten wird!"

Der Bojar lachte giftig und bitter.

"Ich wollte sagen..." verbesserte sich Maxim. "Ich wollte etwas anderes sagen. Bojar, gib mir deine Tochter zur Frau, ich liebe sie mehr als mein Leben, mehr als meine Seele!"

Ein Blitz aus heiterem Himmel hätte Tuhar Wowk nicht so erschrecken können, wie diese heissen, dabei aber so einfachen Worte des jungen Burschen. Er trat zwei Schritte zurück und mass den armen Maxim von der Sohle bis zum Scheitel mit einem durchdringenden, von Zorn und Stolz erfüllten Blick Sein Gesicht war grimmig, fast blau angelaufen. seine Zähne fest zusammengebissen, seine Lippen bebten.

"Smerde!" schrie er plötzlich, so dass die umliegenden Berge von diesem Schmähruf widerhallten, "was für Worte unterstehst du dich da auszusprechen? wiederhole sie noch einmal, denn es kann nicht sein, dass ich recht verstanden habe."

Der drohende Ruf des Bojaren erweckte in Maxim die gewohnte Kühnheit und Entschlossenheit. Er richtete sich vor dem Bojaren auf wie eine junge, prächtige Eiche und sagte mit freundlicher, aber fester Stimme:

"Ich habe dir nichts schlechtes gesagt, Bojar, nichts derartiges, was dir oder deiner Tochter Schande bringen könnte. Ich bat dich um die Hand deiner Tochter, die ich liebe, wie sie niemand in der Welt lieben wird. Besteht denn wirklich zwischen deinem Bojaren- und meinem Bauerngeschlecht eine so grosse Kluft, dass die Liebe sie nicht zu überbrücken vermag? Und worin stehst du eigentlich um soviel höher als ich?"

"Schweige, Smerde!" unterbrach ihn Tuhar Wowk mit einem wütenden Schrei. "Meine Hand krampft sich um den Griff meines Schwertes, um dir damit deine dumme Kehle zu stopfen. Nur eins rettet dich vor meiner Rache, nämlich das, dass du heute meine Tochter aus grosser Gefahr gerettet hast. Sonst würdest du für diese Worte in derselben

Minute als Leiche vor mir niedersinken. Und du Wahnsinniger, konntest glauben, konntest dich erdreisten deine Augen zu ihr, zu meiner Tochter zu erheben?.. Das ist der Dank, dass ich und auch sie menschlich mit dir sprechen und dich nicht wie einen Hund behandeln! Und du glaubtest, dass du sie dir als Beute erobertest, als du sie aus den Tatzen des Bären rettetest? O, nein! Wenn das so kommen sollte, dann hätte sie schon besser in der blutigen Umarmung des wilden Tieres umkommen mögen, als dass sie dein werde!"

"Nein, Bojar, sage das nicht! Eher wäre ich unter den Tatzen des Bären umgekommen, bevor ihr auch nur ein Haar gekrümmt würde!"

Miroslawa wandte sich bei diesen Worten ab, um vor ihrem Vater und vor Maxim die lang zurückgehaltenen Tränen zu verbergen, die nun aus ihren Augen quollen. Doch Tuhar Wowk achtete nicht darauf und sprach weiter:

"Und du, gemeines Bauerngeschmeiss, du hast den Mut, dich mit mir zu vergleichen? Mit mir, der ich mein ganzes Leben mit Fürsten zugebracht habe, mir durch ritterliche Dienste fürstlichen Lohn und Auszeichnung erworben habe?! Meine Tochter kann sich unter den schönsten und ruhmreichen Jünglingen des Landes einen Bräutigam wählen, und ich sollte sie dir, Smerden, geben, in dein Tuchlaer Nest, wo sie verwelken, vertrocknen und in Not umkommen würde? Nein, nein; geh fort, armer Bursche; du bist nicht ganz bei Sinnen; du sprachst diese Worte in einem Anfall des Wahnsinns!"

Maxim sah nun, dass seine Hoffnung zertrümmert war, dass sich der Bojar viel zu hoch wähnte und zu stolz auf ihn herniederblickte. Und wie schwer es ihm auch fiel, es war da nichts zu ändern.

"Bojar, Bojar", sagte er mit trauriger Stimme. "Du hast dich auf den Fittichen des Stolzes zu hoch erhoben, doch gib Acht! Das Schicksal lässt gewöhnlich jene am höchsten steigen, die es am tiefsten herabstossen will. Sei nicht stolz den Armen, dem niederen Volke, den Arbeitern gegentber, Bojar, denn wer weiss, wer aus wessen Brunnen noch Wasser trinken wird!"

"Du wagst es noch mich zu belehren, du Scheusal?" schrie Tuhar Wowk wütend, und seine Augen leuchteten in wahnsinnigem Zorn. "Fort aus meinen Augen! sonst, bei Gott, ich werde nichts beachten,— und stosse dir dieses Messer ebenso zwischen die Rippen, wie ich es heute früh dem Bären getan habe!"

"Sei nicht böse über das Wort eines dummen Burschen, Bojar", antwortete Maxim noch immer ruhig. "Leb wohl! Leb wohl auch du, mein Stern, der mir auf einen Tag so herrlich erglänzte und nun für mich auf immer verlöschen muss! Leb wohl und sei glücklich!"

"Nein, genug des Schweigens!" sagte plötzlich Miroslawa, die sich entschlossen umwandte. "Ich werde für dich nicht verlöschen, Liebster, ich werde dein!"

Wie erstarrt sah Tuhar Wowk seine Tochter an und wusste nun nicht, was er beginnen solle.

"Tochter, was sagst du da?" schrie er sie an.

"Das, was du hörst, Vater. Gib mich Maxim zur Frau! Ich will ihn heiraten."

"Dummes Mädchen, das kann nicht sein!"

"Versuche es; und du wirst sehen, dass es möglich ist."

"Du sprichst im Fieber, Kind, du bist vor dem wilden Tier ersohrocken und fühlst dich unwohl!"

"Nein, Vater, ich bin gesund und sage dir noch einmal und schwöre vor dieser hellen Sonne, dass dieser Jüngling mir gehören muss! Sonne, sei mein Zeuge!"

Und sie nahm Maxim an der Hand und drückte ihre Lippen in heissem Kusse auf seinen Mund. Tuhar Wowk konnte nicht zu sich kommen, konnte keine einzige Bewegung machen, kein Wort hervorbringen.

"Und nun, Liebster, gehe nach Hause und fürchte nichts, Miroslawa hat geschworen, dass sie dir gehören wird; und Miroslawa versteht ihren Schwur zu halten. Und wir, Vater, werden nach Hause eilen: Dort im Tal liegt unser Hof und da nähern sich auch unsere Gäste."

Nach diesen Worten nahm das merkwürdige Mädchen ihren vor Verwunderung besinnungslosen Vater am Arm und schritt mit ihm ins Tal hinab. Der glückliche bezauberte Maxim blieb noch lange auf derselben Stelle stehn. Endlich kam er zu sich; und sich auf die Erde niederwerfend, betete er zur untergehenden Sonne, so wie einst seine Ahnen und Urahnen beteten, wie es auch sein Vater

noch heimlich tat. Dann erhob er sich und ging langsamen Schrittes nach Hause.

III

Hinter dem Dorfe Tuchla, ganz in der Nähe des Wasserfalles, stand inmitten des Feldes eine riesige Linde. Niemand konnte sich entsinnen, wahn sie ihren gewaltigen und breiten Wuchs erreicht hatte. Tuchla war noch keine sehr alte Ansiedlung, und die Bäume, die im Tuchlaer Tal wuchsen, waren bedeutend jünger als diese Linde. Es war deshalb gar kein Wunder, dass die Tuchlaer Einwohner die Linde als den ältesten Zeugen des Altertums betrachteten und sie mit grösster Verehrung umgaben.

Die Tuchlaer Bauern glaubten, dass diese Linde das Geschenk ihres ewigen Wohltäters, des Königs der Riesen sei, der sie als Zeichen seines Sieges über Morana eigenhändig im Tuchlaer Tal gepflanzt hatte. Unter den Wurzeln der Linde sprudelte ein klarer Wasserquell, der winzige Steine leise rauschend umspülte und zum Flüsschen dahinfloss. Hier war die Stätte für die Tuchlaer Gemeindeversammlungen, der Ort der Volksversammlung des Dorfes, die im Altertum bei den ruthenischen Gemeinden die gesamte und alleinige Macht darstellte.

Um die Linde breitete sich ein weiter, ebener Platz aus. Darauf standen reihenweise gegen Sonnen-

¹ In Galizien nennt man die Ukrainer "Ruthener".

aufgang gerichtete glatte Steinblöcke, die zum Sitzen bestimmt waren, auf denen die Gemeindeältesten, die Familienväter Platz nahmen. Die Zahl der Steinsitze entsprach der Zahl der Familienväter. Hinter ihnen war ein freier Platz. Unter der Linde, gerade über dem Quell, stand ein vierkantiger Stein mit einem in seine Mitte gebohrten Loch; in dieses Loch wurde während der Sitzung die Versammlungsfahne gestellt. Nebenan war eine andere Erhöhung für den Redner errichtet, das heisst für denjenigen, der aus irgend einem Anlass das Wort nahm; dieser verliess dann seinen Platz und stellte sich auf diese Erhöhung, damit ihn das ganze Volk hören könne.

Am Tage nach der Jagd der Bojaren strömte das Tuchlaer Volk in Mengen zum Versammlungsplatz. Die Gemeindeältesten näherten sich würdevoll einer nach dem anderen aus dem Dorf und nahmen ihre Plätze ein. Lärmend versammelte sich die Jugend und bildete einen Halbkreis um die Ältesten. Auch Frauen kamen herbei, wenn auch nicht in grosser Anzahl: von der Gemeindeversammlung war kein einziger erwachsener Bürger ausgeschlossen, sei es Mann oder Frau. Und wenn auch nur die Ältesten, die Väter beschliessendes Stimmrecht genossen, so stand dennoch auf den Versammlungen auch der Jugend und den Frauen das freie Rechtzu, ihre Vorschläge zur Erwägung der Ältesten einzubringen.

Die Sonne stand sehon hoch am Himmel, als sich vom Dorfe, als letzte von allen, die Ausrufer näherten, die Tuchlaer Versammlungsfahne vor sich tragend. Ihr Erscheinen rief unter der Gemeinde ein allgemeines Geflüster hervor; als sie sich aber näherten, wurde alles still. Nachdem sie sich vor der Gemeinde dreimal verbeugt hatten, traten die Ausrufer unter die Linde und nahmen ihre Mützen ab. Die ganze Gemeinde tat dasselbe.

"Ehrbare Gemeinde", riefen die Ausrufer, "ist es euer Wille, heute Versammlung abzuhalten?"

"Ja, ja!" summte es in der Menge.

"Dann soll uns Gott helfen", sagten sie. Und die Versammlungsfahne hoch emporhebend, stellten sie dieselbe in das Loch, welches in den Stein gebohrt war. Dies war das Zeichen, dass die Versammlung begonnen hatte.

Dann erhob sich von seinem Platz der Allerälteste der Versammlung, Sachar Berkut, und ging mit langsamen, aber festen Schritten unter die Linde; und sie mit der einen Hand berührend, liess er sich auf ein Knie nieder, tauchte die andere Hand in das Wasser der unter den Wurzeln hervorsprudelnden Quelle und benetzte sich damit Augen und Mund.

Das war eine gebräuchliche, altertümliche Zeremonie und bedeutete Läuterung des Mundes und Klärung des Gesichtes, was bei einer so wichtigen Sache, wie die Volksversammlung, äusserst notwendig war. Dann setzte er sich auf den erhöhten Platz, dem Volke, das heisst der östlichen Seite des Himmels zugewandt.

Sachar Berkut war ein grauer, über neunzig Jahre alter Greis, an Jahren der älteste Mensch der ganzen Tuchlaer Gemeinde. Er war Vater von acht Söhnen, von denen drei schon neben ihm, im Kreise der Ältesten sassen, und der Jüngste, Maxim, sich unter der gesamten Tuchlaer Jugend wie eine gesunde Eiche zwischen Ahornbäumen auszeichnete.

Hoch an Wuchs, mit ehrwürdigem Äusseren, strengem Gesicht, reich an Lebenserfahrung und Menschenkenntnis, mit so manchen Verhältnissen bekannt, war Sachar Berkut ein echtes Urbild jener ehemaligen Patriarchen, Väter und Führer ganzer Völker. von denen uns tausendjährige Lieder und Überlieferungen erzählen. Ungeachtet des hohen Alters war Sachar Berkut noch kräftig und gesund. Obwohl er nicht mehr auf dem Felde arbeitete, die Schafe nicht mehr auf die Weide trieb, auch in den dichten Wäldern kein Wild mehr jagte, so hatte er doch noch nicht aufgehört zu arbeiten. Garten. Bienenstand und Heilwesen - das war sein Wirkungskreis. Kaum hielt der Frühling in den Tuchlaer Bergen seinen Einzug, so war Sachar Berkut auch schon in seinem Garten, grub, säuberte, beschnitt, veredelte und pflantze um. Es wunderten sich die Bürger über seine Kenntnisse in der Gärtnerei, umsomehr wunderten sie sich darüber, dass er diese Kenntnisse nicht verheimlichte, sondern einen jeden gern belehrte, und alle in diese Kunst einweihte und sie aneiferte.

Sein Bienenstand befand sich im Walde, und an

jedem schönen Tage begab sich Sachar Berkut dorthin, obwohl der Weg weit und schwierig war. Aber als den grössten Wohltäter ehrten ihn die Tuchlaer Bauern für seine Arzeneien. Und wenn die Zeit heranrückte, zwischen Pfingsten und dem Johannistag, ging Sachar Berkut mit seinem jüngsten Sohne Maxim auf einige Wochen in die Berge, um Heilkräuter zu sammeln. Freilich, die reinen und einfachen Bräuche des damaligen Yolkes, die frische Tuchlaer Luft, die geräumigen und gesunden Hütten und die ununterbrochene, den Kräften vollkommen entsprechende Arbeit,-- das alles schützte die Leute gegen häufige und ansteckende Krankheiten. Dafür kamen aber öfters Verstümmelungen vor, die kein einziger Zauberer so schnell und gut heilen konnte wie Sachar Berkut.

Aber nicht darauf legte der greise Sachar Berkut das Hauptgewicht seines Lebens. "Das Leben hat nur bis dahin Wert", sagte er oft, "solange ein Mensch dem anderen helfen kann; wird er aber den anderen zur Last und bringt er keinerlei Nutzen, dann ist es schon kein Mensch mehr, sondern ein Hindernis, und ist dann des Lebens nicht mehr wert. Gott hüte mich davor, dass ich je anderen Leuten zur Last falle und Gnadenbrot, sei es noch so verdient, esse!" Diese Worte waren der führende, goldene Leitfaden im Leben Sachar Berkuts. Alles, was er tat, was er sprach und was er dachte, das tat, sprach und dachte er vom Standpunkt des Guten und Nützlichen für andere, und vor allen Dingen fur die gesamte Gemeinde. Die

Gemeinde war seine Welt, sie war das Ziel seines Lebens.

Als er sah, dass die Bären und Wildschweine in den Bergen oft Menschen und Vieh verwundeten. fasste er noch als Jüngling den Entschluss, das Heilen der Wunden zu erlernen. Er verliess das väterliche Haus und machte sich auf den weiten, unbekannten Weg zu einem berühmten Zauberer, von dem man erzählte, dass er Pfeile und Blut beschwören könne. Aber die Beschwörungen dieses Wunderarztes erwiesen sich als ein leeres Geschwätz. Als Sachar Berkut zu ihm kam, versprach er ihm zehn Marderfelle zur Belohnung, damit jener ihn seinen Zauberspruch lehren solle. Der Zauberer war einverstanden, aber Sachar war nicht damit zufrieden, den Spruch blindlings zu erlernen, er wollte sich vorerst davon überzeugen, ob die Heilkunst des Zauberers gut sei. Er zog sein Messer und schnitt sich eine tiefe Wunde in die Hüfte.

"Nun, beschwöre!" sagte er zu dem überraschten Heilkunstler. Das Beschwören half nichts.

"Ach", meinte der Heilkünstler, "es gelingt deshalb nicht, weil du dir die Wunde absichtlich zugefügt hast. Solche Wunden lassen sich nicht beschwören."

"Nun, das beweist, dass dein Beschwören nichts taugt; ich brauche es nicht. Ich verlange einen solchen Zauberspruch, der nicht danach fragt, ob es eine absichtliche oder eine zufällige Wunde ist, sondern der eine jede Wunde heilt."

Und sofort verliess Sachar Berkut den Zauberer

und ging weiter, um bessere Heilkünstler zu suchen. Lange Zeit irrte er in Bergen und Tälern umher. his er nach einem Jahre des Wanderns auf Einsiedlermönche 1 stiess. Unter diesen befand sich ein hundertjähriger Greis, der lange Zeit auf dem Athos-Berge bei ben Griechen geweilt und viele alte griechische Bücher gelesen hatte. Dieser Mönch verstand ausgezeichnet Wunden zu heilen und lehrte seine Kunst einen jeden, der ein Jahr mit ihm in gutem Einverständnis lebte und sich ihm als Mensch mit aufrichtigem Herzen und reiner Seele erwies. Viele Schüler waren schon zu dem greisen, ewig in Gedanken verlorenen, ewig traurigen Mönch gekommen, aber kein einziger gefiel ihm, kein einziger lebte mit ihm das bedingte Jahr und kein einziger erfuhr von ihm die Geheimnisse seiner Heilkunst.

Von diesem Arzt hörte Sachar Berkut und entschloss sich, dessen Probe zu bestehen. Im Einsiedlerkloster angekommen, bat er, man möge ihn zu dem Greis Akinti führen, dem er das Ziel seiner Ankunft offen erklärte. Der graubärtige, mür-

¹ Einsiedlermönche erwähnend, habe ich nicht jene historische "Manjawski Einsiedlung" im Sinn, die Anfangs des XVII. Jahrhunderts von Hion Knjaginsky gegründet wurde, sondern halte mich an die Volksüberlieferungen über die ersten Apostel des Vorgebirges der Karpathen, die Kiewer Höhlenmönche, über deren Wanderung und Ansiedlung in den Kolomyer Bergen Anton Mogilnitzky in seiner Dichtung "Skit Manjawsky" teilweise phantasierend, teilweise aber auf Grund echter Volkstraditionen erzählt.

Iw. Franko.

rische Akinti nahm ihn ohne jede Widerrede auf — und Sachar blieb nicht nur ein Jahr, sondern volle drei Jahre bei ihm. Er kehrte von den Einsiedlern als neuer Mensch zurück; seine Liebe zur Gemeinde wurde noch heisser und stärker, seine Rede floss wie ein kristallreiner Quell, seine Worte waren ruhig, klug und fest wie Stahl, gegen jede Unwahrheit aber scharf wie eine Rasierklinge.

Während seiner vierjährigen Wanderung lernte Sachar Berkut die Welt kennen, er besuchte Halitsch und Kiew, sah verschiedene Fürsten und deren Taten, lernte Krieger und Kaufleute kennen, und sein einfacher, klarer Verstand legte das Geschehene und Gehörte, Stück für Stück, in die Schatzkammer seiner Erinnerungen, als Material für seine Gedanken. Er kehrte von seinen Wanderungen nicht nur als Arzt, sondern auch als Mann der Öffentlichkeit zurück.

Überall beobachtend, wie sich die Fürsten und ihre Bojaren bemühten die freie Gemeindeordnung in den Dörfern zu schmälern und zu zerstören, um später die entzweiten und zerstreuten Leute umso leichter in Sklaven und Diener zu verwandeln, überzeugte sich Sachar Berkut, dass es für seine Brüder, die Bauern, keine andere Rettung und keine andere Hoffnung gebe, als eine gute Regelung, eine kluge Führung und Entwicklung der Gemeindeordnung, der gemeinschaftlichen Einmütigkeit und Freundschaft.

Andererseits hörte er von dem Greis Akinti und von anderen erfahrenen Leuten viel über die Gemeindeordnung im nördlichen Russland, in Nowgorod und Pskow, über den Wohlstand und das Aufblühen der dortigen Bevölkerung, und das alles entfachte in seiner Seele den Wunsch, sein ganzes Leben der Besserung und Festigung guter gesellschaftlicher Einrichtungen in seinem heimatlichen Tuchla zu widmen.

Seit jener Zeit waren siebzig Jahre verstrichen. Wie eine uralte Rieseneiche stand Sachar Berkut zwischen der jungen Generation und konnte jetzt die Früchte seiner langjährigen Tätigkeit sehen. Und gewiss konnte er darauf nicht ohne Freude blicken. Als hätte sie eine einzige Seele, war die Tuchlaer Gemeinde einmütig in ihrer Arbeit und ihren Unternehmen, in Freud und Leid.

Die Gemeinde war in allem ihr eigener Richter und ihr eigener Verfüger. Die Gemeindefelder, der Gemeindewald erforderten keine Wächter — die ganze Gemeinde schützte jederzeit sorgsam ihr Gut. In der Gemeinde gab es keine Armen; das Land reichte aus, um alle zu ernähren, und die Gemeindespeicher und Vorratskammern standen für die Bedürftigen immer offen.

Die Fürsten und ihre Bojaren schauten mit neidischen Blicken auf dieses Leben, in dem es für sie keinen Platz gab, in dem man ihrer nicht bedurfte. Einmal im Jahre kam der fürstliche Abgabensammler nach Tuchla, und die Gemeinde war bestrebt, diesen unbeliebten Gast so bald wie möglich wieder loszuwerden; nach einem oder zwei Tagen fuhr er wieder davon, die Wagen mit allerlei Gut beladen,

denn die Tuchlaer Bauern entrichteten ihre Abgaben zum grössten Teil in Waren. Doch war der Einzieher der fürstlichen Abgaben in Tuchla nicht solch ein unbeschränkter Herr, wie er es in anderen Dörfern war. Die Tuchlaer wussten sehr gut, was dem Einzieher und was dem Fürsten gehörte und erlaubten ihm nicht, irgendwelchen Druck auf sie auszuüben.

Doch nicht nur in Tuchla selbst war der wohltätige Einfluss Sachar Berkuts zu fühlen; ihn kannten alle viele Meilen weit in der Runde, auf der ukrainischen und der ungarischen Seite. Und man kannte ihn nicht nur als einen ausgezeichneten Arzt, der Wunden und allerlei andere Krankheiten heilt, sondern auch nicht weniger als einen ausgezeichneten Redner und Ratgeber - "wenn er spricht, ist's als ob Gott dir ins Herz eindringt",lautete das allgemeine Urteil, "und wenn er einen Rat gibt, sei es einem einzelnen Menschen oder einer ganzen Gemeinde, so kannst du einen vollen Platz "Ältester" versammeln, und sie werden gewiss alle miteinander keinen besseren Ratschlag geben". Sachar Berkut war schon längst zu der festen Überzeugung gelangt, dass ebenso, wie ein einzelner Mensch für sich in der Gemeinde schwach und ratlos ist, auch eine einzelne Gemeinde schwach ist, und dass nur gemeinschaftliches, gegenseitiges Verständnis und gemeinsames Handeln vieler benachbarter Gemeinden ihnen Kraft verleihen und in jeder einzelnen Gemeinde die freie Gesellschaftsordnung festigen können. Deshalb vergass Sachar

auch niemals die benachbarten Gemeinden, wenn er auf allerlei Art und Weise für sein Tuchla bemüht war. In seinen jüngeren Jahren besuchte er oft die Nachbargemeinden, nahm an ihren Versammlungen teil und war bemüht, deren Bedürfnisse und Einwohner gut kennen zu lernen, und überall strebten dank ihm und seiner Überzeugungskraft die Leute nach dem einen Ziel: nach der Festigung einmütiger, genossenschaftlicher und brüderlicher Beziehungen zwischen den Leuten in der Gemeinde und zwischen den benachbarten Gemeinden.

Und diese Beziehungen waren damals noch lebhaft und fest genug; das alles vernichtende Fürstentum und Bojarentum war nicht imstande, dieselben restlos zu zerstören. Deshalb war es kein Wunder, dass sich diese Beziehungen unter der Leitung eines erfahrenen, allgemein beliebten und der Sache der Gemeinden treu ergebenen Menschen, wie Sachar Berkut, schnell erneuerten und festigten.

Besonders die Beziehungen zu den auf ungarischer Seite gelegenen ukrainischen Gemeinden waren für das Tuchlaer Gebiet von äusserster Wichtigkeit, ja sogar für das ganze Hochland des Stryj, das reich an Schafwolle und Pelzen, aber arm an Getreide war, welches jedoch bei den Bewohnern des Tieflandes reichlich vorhanden war. Deshalb ging auch eine der Hauptbestrebungen Sachar Berkuts dahin, sein Tuchlaer Gebiet mit der ungarischen Seite durch einen geraden und sicheren Weg zu verbinden. Viele Jahre hegte er diesen Gedanken, durchquerte die Tuchlaer Weideplätze in ihrer ganzen

Länge und Breite und berechnete, wo der Weg am besten, am sichersten und mit dem geringsten Kostenaufwand gelegt werden könnte, gleichzeitig war er bestrebt, die Gemeinden des Hochlandes, wie diesseits, so auch jenseits des Beskids, allmählich und restlos für die Sache zu gewinnen.

Bei jeder Gelegenheit, auf jeder Gemeindeberatung bewies er ohne Unterlass den Nutzen und die Notwendigkeit eines solchen Weges, bis er dieses Ziel endlich erreichte. Mehr als zehn Gemeinden der nahen und weiteren Umgebung sandten ihre Vertreter nach Tuchlja zur Gemeindeberatung. auf welcher der Bau des neuen Weges besprochen werden sollte. Das war für Sachar ein Freudentag. Er ging nicht nur selbst mit Freuden daran, die Richtung, wohin der Weg führen sollte mit Pfählen abzustecken, sondern er übernahm auch für die ganze Zeit der Bauarbeiten die Aufsicht über dieselben, ausserdem liess er vier seiner Söhne daran arbeiten, während der fünfte, ein Schmied, mit seiner Feldschmiede fortwährend an der Arbeitsstelle sein musste, um die notwendigen Werkzeuge herzustellen und auszubessern.

Jede Gemeinde schickte über zehn Arbeiter mit eigenem Brotvorrat und eigener Verpflegung, und unter der Leitung des unermüdlichen Sachar war der Weg nach einem Jahre gebahnt. Der Nutzen desselben wurde sofort für alle fühlbar. Die Beziehungen zu den damals noch reichen ungarisch-ukrainischen Gemeinden belebten das gesamte Hochland; es begann ein lebhafter und gegenseitig

vorteilhafter Austausch der Produkte ihrer Arbeit: dorthin gingen Pelze, Schafkäse und ganze Herden Schlachtvieh, während von dort Weizen, Korn und Leinwand gebracht wurde. Aber nicht nur für diesen Tauschhandel war der Tuchlaer Pass vorteilhaft; er war gleichzeitig ein Kanal für allerlei Nachrichten über das Leben der Gemeinden auf der einen und der anderen Seite des Beskids, es war ein Lebensnerv, der die Kinder ein und desselben Volkes, das zwischen zwei Staaten geteilt war, eng verband.

Es ist wahr, der Tuchlaer Pass war nicht der erste derartige Nerv. Der Duklapass war älter und ehemals bedeutend berühmter.

Doch war er den galizisch-ukrainischen Fürsten aus vielen Gründen nicht angenehm, weniger vielleicht deshalb, weil er zwischen den Gemeinden der einen und der anderen Seite des Hochgebirges eine lebhafte Verbindung herstellte und dadurch wie in den einen, so auch in den anderen die freie Gemeindeordnung festigte, als vielmehr aus dem Grunde, dass die Madjarenkönige mit ihren Truppen durch diesen Pass oft in die galizische Ukraine eindrangen.

Deshalb waren auch die galizischen Fürsten bemüht, dieses Eingangstor an ihren Grenzen, wenn auch nicht ganz zu schliessen, so doch zu befestigen; und, selbstverständlich, mussten diese "Befestigungen" die staatlich und für staatliche Zwecke errichtet waren, den Gemeinden und deren gemeinschaftlichen Selbstverwaltung zum Schaden

gereichen. Längs des Duklapasses siedelten die Fürsten ihre Bojaren an, schenkten ihnen grosse Ländereien und Niederlassungen aus den Gemeindeländern und verpflichteten sie, den Duklapass zu bewachen; im Falle eines kriegerischen Überfalls mussten sie den Feind durch eine bewaffnete Landwehr, die aus Bewohnern der umliegenden Gemeinden formiert wurde, aufhalten und mussten ihn durch Hindernisse, das heisst durch Wälle aus Baumstämmen und Felsen, mit denen der Weg an engen Stellen versperrt und bei jeglichem Zusammenstoss für die feindlichen Kämpfer vollständig ungangbar gemacht wurde, am Vordringen stören.

Es ist selbstverständlich, dass diese Pflichten mit ihrer ganzen Wucht ausschliesslich auf die Bauern, auf die Gemeinden fielen. Diese verloren nicht nur einen Teil der ihnen seit uralten Zeiten gehörenden Ländereien, auf denen sich die Bojaren breitmachten, sondern sie mussten ausserdem noch Wachen aufstellen, mussten aus ihrer Mitte Krieger für die Landwehr und Diener fur die Bojaren zur Verfügung stellen, und auch Hindernisse errichten; im Falle eines Krieges aber waren sie den Befehlen und dem Gericht der Bojaren vollständig unterworfen.

Es ist ganz klar, dass ein Bojar, der solche unbeschränkte Rechte besass, im Dorfe zu einer starken Macht wurde und natürlicherweise danach strebte, seine Macht zu erweitern und zu festigen.

Um sich zu bereichern, verhinderten die Bojaren den freien Durchgang, indem sie eigene Sperrbäume aufstellten und auch in Friedenszeiten von jedem Durchfahrenden Sperrgelder forderten, was natürlich den regen Verkehr über den Duklapass hemmen und die lebhafte Verbindung zwischen den Gemeinden schwächen musste. Und gleichzeitig mit der Abschwächung dieser Verbindung musste auch die althergebrachte freie Ordnung in den Gemeinden selbst in Verfall geraten.

Die Macht der Bojaren konnte und wollte neben sich keine andere Macht—die Macht der Gemeinden—dulden; zwischen den Bojaren und den Gemeinden musste es zu einem langwierigen und schweren Kampf kommen, der schliesslich zu Ungunsten der Gemeinden ausfiel.

In jener Zeit, von der unsere Erzählung handelt. war dieser Kampf noch lange nicht beendet, ja er hatte in somanchen weltentlegenen Gebirgsdörfern überhaupt noch nicht begonnen, - und man kann mit Gewissheit sagen, dass dieses die glücklichsten Winkel der damaligen Ukraine waren. Ein solcher glücklicher Winkel war auch das Tuchlaer Gebiet, und der Weg, der über den Beskid hinweg bis ins ungarische Land angelegt war, sicherte seinen Wohlstand für lange Zeit. Der Tuchlaer Pass befand sich noch nicht in den Händen der Bojaren. Er war frei für jeden, obwohl ihn die Bürger der angrenzenden Dörfer, sowohl auf ukrainischer als auch auf ungarischer Seite gegen jedweden feindlichen Überfall sorgsam hüteten und sich gegenseitig über jede drohende Gefahr benachrichtigten, die auf diese Weise durch die vereinten Kräfte aller an der Sache interessierten Gemeinden rechtzeitig und ruhig abgewehrt wurde.

Kein Wunder deshalb, dass in dem Tuchlaer Gebiet, das an diesem Wege, in der Mitte zwischen Ungarn und dem Vorgebirge lag, nicht nur das Lebenswesen, sondern auch das freie Gemeindesystem fortwährend im Aufstieg begriffen war. Mit seinem Beispiel unterstützte es das gesamte angrenzende Hochland, ganz besonders aber jene Dörfer, in denen bereits die fürstlichen Bojaren hausten und in denen der verheerende Kampf zwischen dem alten Gemeindewesen und der neuen Herrschaft schon begonnen hatte.

Das anfeuernde Wort und die grosse Autorität Sachar Berkuts trugen nicht wenig dazu bei, dass der grösste Teil der Gemeinden in diesem Kampfe vorläufig tapfer standhielt. Die Bojaren konnten ihre Macht nicht so schnell verbreiten wie sie es wünschten; sie mussten mit den Gemeinden in gutem Einvernehmen leben, waren in den ruhigen Zeiten dem Volksgericht der Gemeinden unterworfen, und sassen in den Volksversammlungen neben anderen Ältesten, wie Gleiche unter Gleichen. Doch eine derartige Lage war den Bojaren unerträglich; sie warteten auf Kriegszeiten wie auf einen grossen Feiertag, denn dann winkte ihnen die Hoffnungdie gesamte Macht mit einem Male an sich zu reissen und bei dieser Gelegenheit das verhasste Gemeindesystem vollständig zu vernichten, damit die einmal ergriffene Macht nie wieder ihren Händen entgleiten könnte.

Doch es gab keine Kriege. Der Herrscher von Halitsch, Fürst Danilo Romanowitsch, konnte den Bojaren wenig helfen, so freundlich er sich ihnen gegenüber auch stellte, — im Gegensatz zu seinem Vater.

Er war bald von den Bestrebungen um die Königskrone in Anspruch genommen, bald von den Streitigkeiten der Fürsten, die um den Kiewer grossfürstlichen Thron kämpften. Am allerwenigsten kummerte er sich aber um die Sicherung seines Landes gegen den neuen, bisher ungekannten Feind - die Mongolen, welche vor einem Jahrzehnt wie eine fürchterliche Gewitterwolke an den östlichen Grenzen des Ruthenenlandes, in den Steppen am Don aufgetaucht waren und die vereinigten ruthenischen Fürsten in einem schrecklichen blutigen Kampfe am Flusse Kalka aufs Haupt geschlagen hatten. Doch zogen sie sich plötzlich von der Kalka wieder zurück, als wären sie vor der Tapferkeit der Ruthenen erschrocken, und so war schon das zehnte Jahr verstrichen, ohne dass man von ihnen etwas gehört hätte. Nur im Volke herrschte dumpfe Unruhe, als jage eine heisse Windwelle über reifendes Korn und niemand wusste, ob sich dieser Wind legen oder eine drohende Hagelwolke mit sich bringen würde.

Am wenigsten wussten davon und warteten darauf die Fürsten und Bojaren. Nach der Niederlage an der Kalka gingen sie ruhig an ihre alte Beschäftigung—an die Streitigkeiten um das Thronerbe und die Untergrabung der Selbstverwaltung in den Gemeinden und deren freien Einrichtungen. Die Toren! Sie untergruben jene Eiche, die sie mit ihren Eicheln ernährte! Hätten sie ihre Macht und ihre Kraft daran gewandt, um diese Gemeindeordnungen und die enge Verbindung zwischen den Gemeinden nicht zu vernichten, sondern sie zu festigen, so wäre unsere Ukraine unter den Pfeilen und Äxten der Mongolen gewiss nicht gefallen, sondern hätte gegen sie standgehalten, wie eine tiefeingewurzelte Rieseneiche gegen den Herbststurm standhält!

Das Tuchlaer Gebiet hatte Glück, denn bisher blieb es von den unersättlichen Augen der Fürsten und Bojaren verschont. War es deshalb, weil es so weit abgeschieden zwischen Bergen und Felsen gelegen war, oder kam es vielleicht auch davon, dass es über keine grossen Reichtümer verfügte, — genug ist es, dass die Bojaren aus irgend einem Grunde keine Lust verspürten, in diesen Winkel einzudringen. Doch währte auch dieses Glück nicht ewig.

Eines schönen Tages kam der Bojar Tuhar Wowk nach den Tuchlaer Bergen, und ohne irgend jemand ein Wort zu sagen, begann er sich auf einem Hügel am Flusse Opir, abseits von Tuchla, aber doch auf Tuchlaer Grund und Boden ein Haus zu bauen. Die verwunderten Tuchlaer Einwohner schwiegen anfangs und störten den neuen Gast nicht, später aber begannen sie ihn zu fragen, wer und woher er sei und wozu er hierher gekommen wäre.

"Ich bin ein Bojar des Fürsten Danilo", erwiderte

ihnen stolz Tuhar Wowk. "Für meine Dienste verlieh mir der Fürst Land und Wälder im Tuchlaer Gebiet."

"Aber diese Länderein und Waldungen gehören der Gemeinde!" gaben ihm die Tuchlaer Bauern zur Antwort.

"Das geht mich nichts an", erwiderte der Bojar, "geht und beklagt euch beim Fürsten. Ich besitze seine Urkunde und will von nichts weiter wissen!"

Die Tuchlaer Bauern schüttelten die Köpfe über des Bojaren Worte und erwiderten nichts. Der Bojar aber begann indessen hochmütig mit des Fürsten Freundlichkeit und Wohlwollen zu prahlen, obwohl er die Tuchlaer Einwohner nicht einschränkte und sich in ihre Gemeindesachen nicht mischte.

War es aus Neugierde, oder aus gewöhnlicher Gastfreundschaft, — aber die Tuchlaer, besonders die Jugend, gingen öfters zum Bojaren und erwiesen ihm ab und zu verschiedene Dienste, doch plötzlich, wie mit einem Beil abgehauen, hörten die Besuche auf und allem Anschein nach wich man ihm aus. Anfangs wunderte sich der Bojar, später aber wurde er zornig darüber, und er begann nun den Tuchlaer Bauern allerlei Schaden anzurichten. Sein Haus stand gerade am Tuchlaer Weg; und dem Beispiel anderer Bojaren folgend, versperrte er den Weg mit einem riesigen Sperrbaum und forderte von den Vorübergehenden Sperrgeld. Aber die Tuchlaer waren ein unbiegsames Volk. Sie fühlten gleich, dass hier ein entscheidender Kampf

596 — 4 9**7**

beginnt, und dem Rat Sachar Berkuts folgend, beschlossen sie, bis aufs Ausserste fest und hartnäckig auf ihrem Recht zu bestehen. Gleich am folgenden Sonntag nach dem Aufstellen des Sperrbaumes schickte der Tuchlaer Gemeinderat seine Beauftragten zu Tuhar Wowk. Diese richteten an ihn die kurze und bestimmte Frage:

"Was tust du, Bojar? Warum sperrst du den Weg?"

"Weil ich es so will!" antwortete stolz der Bojar. "Wenn es euch nicht gefällt, so geht zum Fürsten und beklagt euch über mich."

"Aber dieser Weg gehört doch nicht dem Fürsten, sondern der Gemeinde."

"Das geht mich nichts an!"

Damit entfernten sich die Beauftragten; aber gleich nach ihrem Weggehen kam aus Tuchla eine ganze Schar Dorfjugend mit Beilen, und ruhig zerhackten sie den Sperrbaum in kleine Stücke, warfen sie auf einen Haufen und verbrannten sie unweit des Hofes des Bojaren. Dieser wütete mitten in seinem Hofe und fluchte über die niederträchtigen Smerden; doch fehlte es ihm an Mut, sich ihnen zu widersetzen, und einen neuen Sperrbaum stellte er schon nicht mehr auf.

Der erste Angriff auf das Recht der Gemeinde war pariert, doch die Tuchlaer freuten sich nicht vorzeitig — sie wussten nur zu gut, dass dies der erste Angriff war, und dass nach ihm andere Angriffe zu erwarten seien. Und so geschah es auch in der Tat, Eines Tages kamen die Schäfer nach Tuchla gelaufen und verbreiteten die traurige Kunde, dass sie vom Bojarengesinde von den besten Weideplätzen vertrieben wurden. Die Schäfer hatten ihre Erzählung noch nicht beendigt, als auch schon die Gemeindeförster herbeigelaufen kamen und berichteten, dass der Bojar ein riesiges Stück des schönsten Gemeindeforsts für sich abmesse und Grenzpfähle einschlage. Wieder schickte der Gemeinderat seine Beauftragten zu Tuhar Wowk.

"Warum beleidigst du die Gemeinde, Bojar?" "Ich nehme nur das, was mir mein Fürst geschenkt hat!"

"Diese Länder gehören aber nicht dem Fürsten, sondern der Gemeinde.

Der Fürst konnte nicht dasjenige verschenken, was ihm nicht gehört."

"Nun, so geht und beklagt euch über den Fürsten!" antwortete ihnen der Bojar und wandte sich von ihnen ab.

Seit jener Zeit begann ein wahrer Krieg zwischen dem Bojaren und den Tuchlaer Bauern. Bald verjagten die Tuchlaer Bauern des Bojaren Herden von ihren Weideplätzen, bald vertrieben die Bojarendiener die Tuchlaer Schäfer. Der Wald, den sich der Bojar angeeignet hatte, wurde von den Gemeindeförstern und auch von den Förstern des Bojaren bewacht, zwischen denen es gar manches Mal zu Streitigkeiten und Prügelei kam.

Dies erzürnte den Bojaren immer mehr und mehr und er erteilte schliesslich den Befehl, dass man das Tuchlaer Vieh, welches auf den Weideplätzen, die er an sich gerissen, vorgefunden wurde, sofort erschlagen solle, einen Förster der Gemeinde aber, der in dem von ihm angeeigneten Walde getroffen wurde, liess er an einen Baum binden und mit Schlehdornruten halbtot peitschen.

Das war für die Tuchlaer Gemeinde doch schon zu viel. Manche Bürger sprachen sich dafür aus, gegen den Bojaren das Gesetz anzuwenden, das nach altem Brauch gegen ungehorsame und schädliche Bürger, gegen Räuber und Verbrecher angewandt wurde, und ihn aus dem Bereich der Gemeindeländereien zu verjagen, sein Haus aber bis auf den Grund zu zerstören. Ein grosser Teil der Bürger war damit einverstanden, und dem Bojaren wäre es sicher schlecht ergangen, hätte nicht Sachar Berkut seine Meinung ausgesprochen, dass nämlich niemand verurteilen dürfe, bevor man dessen Rechtfertigung angehört habe, und dass es die Gerechtigkeit verlangte, den Bojaren zu allererst vor das Volksgericht der Gemeinde zu fordern und ihm die Möglichkeit zu geben, sich auszusprechen, und erst dann mit ihm so zu verfahren, wie die Gemeinde mit vollkommener Ruhe und Überlegung beschliessen würde. Die Tuchlaer Gemeinde fügte sich diesem vernünftigen Rat.

Von den houte Versammelten verstand wohl kein einziger die Bedeutung dieses Augenblicks so gut, wie Sachar Berkut. Er sah, dass hier sein ganzes Lebenswerk auf der Wagschale des Gemeindeurteils gewogen wurde. Ja, wenn es sich bei diesem Urteil nur um die einfache Gerechtigkeitsfrage gehandelt

hätte, wäre Sachar ruhig gewesen und hätte sich auf den Verstand der Gemeinde vollkommen verlassen. Aber hier mussten — zum ersten Mal auf dem Tuchlaer Volksgericht — auch andere, neue und äusserst wichtige Umstände gewogen werden, welche die Angelegenheit verwickelten und sie beinahe unlösbar machten.

Sachar verstand sehr gut, dass das Urteil, ob es für den Bojaren günstig oder ungünstig ausfallen würde, eine grosse Gefahr für die Gemeinde in sich barg. Fiele das Urteil günstig aus, so bedeutete dies die Anerkennung nicht so des Rechtes, als vielmehr der Macht auf Seiten des Bojaren, sich die Gemeinde ein für allemal gefügig zu machen; es würde nicht nur die von ihm an sich gerissenen Weideplätze und Wälder, sondern auch die ganze Gemeinde in seine Hände geben; und das wäre die erste und schwerste Bresche im freien System der Gemeinde, an dessen Erneuerung und Festigung er im Laufe von siebzig Jahren unermüdlich gearbeitet hatte.

Ein ungünstiges Urteil aber, das dafür spräche, den Bojaren aus der Gemeinde zu vertreiben, würde ebenfalls nicht wenig Gefahren mit sich bringen. Sollte es dann dem Bojaren gelingen, den Fürsten zu überreden, dessen Zorn zu entfachen und ihn davon zu überzeugen, dass die Tuchlaer Bauern Rebellen seien, so könnte es über Tuchla einen grossen Sturm heraufbeschwören, ja sogar einen völligen Run mit sich bringen, wie ähnliche Urteile schon mehrmals für andere Gemeinden den Ruin

gebracht hatten, die von den Fürsten als rebellisch anerkannt und den Bojaren und deren Drushinen zur Plünderung und Vernichtung überantwortet wurden. Diese beiden möglichen Auswege der heutigen Versammlung erfüllten das Herz des alten Sachar mit grosser Trauer.

"Ehrbare Gemeinde" — so begann er seine Rede. "Ich werde vor euch nicht verheimlichen, und ihr wisst es ohne dies auch selbst sehr gut, welche schwere und wichtige Angelegenheiten heute unseres Urteils harren. Wenn ich das betrachte, was ringsum vorgeht und uns droht, so kommt es mir vor, als sei unser bisheriges ruhiges Gemeindeleben unwiderruflich verloren, als sei jetzt für uns alle die Zeit gekommen, in der Tat, im Kampfe zu beweisen, ob unsere Gemeindeeinrichtungen wirklich stark und gut seien, ob sie dem herannahenden grausamen Sturm standhalten können Welcher Sturm sich uns nähert, und zwar nicht nur von einer Seite, das wisst ihr, und werdet es auf der heutigen Beratung noch besser erfahren, deshalb brauche ich jetzt nicht darüber zu sprechen. Ich möchte euch nur den einen Standpunkt klar machen und ihn in euer Bewusstsein unauslöschbar einprägen, den Standpunkt, auf dem wir meiner Meinung nach fest stehen müssen, fest bis zum Äussersten. Doch es hat hier niemand, weder ich noch irgend ein anderer Gewalt über euch: wollt ihr, so werdet ihr darauf hören, wollt ihr nicht-...so soll es nach eurem Willen geschehen! Nur eines sage ich euch, - dass wir heute an einem Kreuzwege stehen; heute müssen wir wählen: entweder hierher oder dorthin. Deshalb gebührt es uns alten und erfahrenen Leuten über die Wahl, über die Wege, wohin uns diese Wahl führen kann und auch über die Lage, in der wir uns heute befinden, gut im Klaren zu sein.

Seht, ehrbare Gemeinde, unsere Versammlungsfahne an, die schon im Laufe von fünfzig Jahren unsere Worte hört und unsere Taten sieht. Wisst ihr wohl, was ihre Zeichen bedeuten? Die heiligen, ehrwürdigen Ältesten, unsere Väter haben sie angefertigt und mir ihre Bedeutung erklärt: - "Sachar", sprachen sie,-,einst, im Augenblick der schrecklichen Gefahr, wenn das Leben eine feindliche Woge gegen die Gemeinde treiben und ihre Einrichtungen bedrohen wird, wirst du der Gemeinde erklären. was diese Fahne bedeutet und gleichzeitig wirst du ihr erklären, dass auf diesem Banner unser Segen ruhe, dass ein Abweichen von jenem Wege, den dieses Banner weist, das grösste Unglück für die Gemeinde bedeute und der Anfang ihres völligen Verfalls sei"

Sachar hielt einen Augenblick inne. Seine Rede hatte auf alle Bürger einen tiefen Eindruck gemacht. Aller Augen waren auf das Banner gerichtet, das auf einer hohen Stange, auf dem Stein befestigt, vor der Gemeinde stand, mit den silberbeschlagenen Ringen glitzerte und sein karmesinrotes Fahnentuch wehen liess, als sei es von lebendigem Blut überflutet.

"Bisher habe ich euch darüber nichts gesagt", sprach Sachar weiter, "denn die Zeiten waren ruhig. Aber heute ist es an der Zeit, dass ich es tue. Seht es an, unser Banner: Aus einem gewaltigen Baumstumpf wurde diese ganze Kette hergestellt stark und als wäre sie in sich abgeschlossen, doch frei in jedem einzelnen Gliede, bereit alle Verbindungen aufzunehmen.

Diese Kette—das ist unser ukrainisches Geschlecht, so wie es entstanden ist. Ein jedes Glied dieser Kette stellt eine Gemeinde dar, die schon von Natur aus mit allen anderen untrennbar verbunden und dabei doch frei an und für sich ist, als wäre sie in sich abgeschlossen, als lebe sie ihr eigenes Leben und befriedige ihre Bedürfnisse. Nur eine solche Ungeteiltheit und Freiheit jeder einzelnen Gemeinde macht die ganze Gesamtheit ungeteilt und frei. Und wenn auch nur ein einziges Glied zerspringt, in sich selbst zerfällt, so wird auch die ganze Kette zerfallen, die Einheit ihrer Verbindung zerreissen

So wird auch der Verfall der freien Gesellschaftsordnung in einer einzigen Gemeinde zu einer Wunde, die Krankheit, ja sogar Ansteckung für den ganzen Körper unserer Ukraine mit sich bringen wird. Wehe der Gemeinde, welche freiwillig zu dieser Wunde wird, welche nicht alle Kräfte und Mittel anwenden wird, um ihre Gesundheit zu erhalten: Besser wäre es, eine solche Gemeinde würde aus der Welt verschwinden, in einen bodenlosen Abgrund versinken!"

Die letzten Worte Sachars, die mit erhobener und drohender Stimme gesprochen waren, übertönten in den Ohren der lauschenden Gemeinde das Rauschen des Wasserfalls, der in ihrer Nähe gegen den Fels donnerte und, als wäre er eine lebende Kristallsäule, in der Sonne in allen Regenbogenfarben schillernd, über den Köpfen der Gemeinde wie ein schimmernder Streifen erglänzte. Sachar sprach weiter:

"Seht euch die Fahne noch einmal an: Jedes Glied ihrer Kette ist mit glänzenden silbernen Spangen in schöne Fesseln geschmiedet. Doch diese Fesseln drücken das Glied nicht, sondern verleihen ihm Zierde und Festigkeit. Ebenso hat jede Gemeinde ihre wertvollen Einrichtungen und Ordnungen, die von den Bedürfnissen gezeugt und von dem Verstande unserer klugen Väter geordnet wurden. Diese Einrichtungen sind heilig, aber nicht nur weil sie alt sind, weil sie von unseren Vätern eingeführt wurden, sondern deshalb, weil sie nie einen guten Menschen bei seinem guten Beginnen binden, sondern nur einen Bösen fesseln, der der Gemeinde schaden will.

Diese Einrichtungen binden auch die Gemeinde nicht, sondern verleihen ihr nur Kraft und Macht, um all das zu schützen, was gut und nützlich ist, und um das zu vernichten, was böse und schädlich ist. Wären nicht jene silbernen Spangen, so könnten die hölzernen Ringe leicht zerspringen, und die gesamte Einheit der Kette wäre vernichtet. Ebenso würde die ganze Gemeinde ohne unsere heiligen gesellschaftlichen Einrichtungen verloren sein. So seht nun, geehrte Gemeinde: Verbrecherische

Hände strecken sich aus, um diese silbernen Spangen von unserem Glied zu reissen, um unser Gesellschaftssystem, bei dem wir so gut leben, zu schwächen und es mit Füssen zu treten!"

"Nein, wir werden es ihnen nicht erlauben!" rief einstimmig die ganze Gemeinde. "Wir werden unsere Freiheit verteidigen, und wenn wir dabei auch unseren letzten Tropfen Blut vergiessen müssten!"

"Gut, Kinder!" sagte Sachar Berkut gerührt: "So soll es auch sein! Glaubt mir, der Geist unseres gewaltigen Wächters sprach aus euch! Durch seine Kraft habt ihr die Bedeutung jenes Tuches erraten, das an unserer Fahne weht. Warum ist es rot? Weil es Blut bedeutet! Bis zum letzten Blutstropfen muss die Gemeinde ihre Freiheit, ihre heilige Ordnung verteidigen! Und glaubt mir: jene Minute, die von uns Blut fordern wird, ist nicht mehr fern! Machen wir uns bereit, es zu unserer Verteidigung zu vergiessen!"

Wie auf ein gegebenes Zeichen wandten sich in diesem Augenblick die Augen aller Bürger dem Dorfe zu.

Auf dem Wege, der vom Dorf am Wasserfall vorüber in die Berge führte, zeigte sich eine kleine Gruppe prächtig gekleideter, bewaffneter Leute. Es kam da der Bojar Tuhar Wowk mit seiner Drushina in all seiner Pracht zur Tuchlaer Versammlung-Ungeachtet des heissen Frühlingstages, hatte der Bojar seine volle ritterliche Rüstung angelegt: einen Panzer aus glänzendem Eisenblech, ebensolche Arm- und Beinschienen und einen glänzenden Helm.

auf dem ein Büschel Hahnenfedern wehte. An seiner Seite hing in der Scheide ein schweres Kriegsschwert, über die Schultern—ein Bogen und ein Köcher mit Pfeilen, im Gürtel steckte ein Beil mit glänzender, breiter, stählerner Schneide und bronzebeschlagenem Rücken.

Als Zeichen seiner friedlichen Absichten hatte der Bojar eine Wolfshaut über diese schrecklichen Waffen geworfen. Der Rachen war derartig bearbeitet, dass er das Fell auf der Brust zusammenhielt, die Pfoten umfassten mit ihren scharfen Krallen den Gürtel des Bojaren.

An der Seite des Bojaren gingen zehn Krieger und Bogenschützen, welche in ebensolche Wolfshäute gekleidet, aber ohne Panzer waren. Wider ihren Willen erschauerte die Tuchlaer Gemeinde, als sie das Nahen dieser Wolfsdrushine gewahr wurde. Alle verstanden, dass diese da eben jene Feinde seien, welche ihre Freiheit und Unabhängigkeit antasteten. Doch waren sie vorläufig noch nicht herangekommen, und Sachar beendete seine Rede:

"Dort nähert sich der Bojar, der sich damit brüstet, dass ihm der Fürst aus Gunst unser Land, unsere Freiheit und uns selbst geschenkt habe. Seht, wie stolz er in dem Gefühl der fürstlichen Gunst einherschreitet, in dem Gefühl, dass er des Fürsten Diener, dass er ein Sklave ist. Wir bedürfen der Gunst des Bojaren nicht und haben keinen Grund, Sklaven zu werden. Das ist die Ursache, weshalb er uns so hasst und uns Smerden nennt. Aber wir wissen, dass sein Stolz ein leerer Wahn ist

und dass einem wirklich freien Manne nicht Stolz, sondern ruhige Selbstachtung und Vernunft zu Gesichte stehen. Bewahret nur gegen ihn diese Selbstachtung und Vernunft, damit nicht wir uns ihm unterwerfen sollen, sondern damit er sich selbst in der Tiefe seines Gewissens unterworfen fühle! Ich habe geendet!"

Ein leises Geflüster der Befriedigung und freudiger Entschlossenheit ging durch die Gemeinde.

Sachar setzte sich auf seinen Platz. Eine Weile herrschte Schweigen ringsum, bis sich Tuhar Wowk der Versammlung genähert hatte.

"Sei gesund, Gemeinde!" sagte er und berührte seinen Helm mit der Hand, ohne ihn aber vom Kopfe zu nehmen.

"Sei auch du gesund, Bojar!" anwortete die Gemeinde.

Mit stolzem, sicheren Schritt trat Tuhar Wowk vor die Gemeinde und sie kaum mit seinem Blicke streifend, begann er zu sprechen:

"Ihr habt mich vor euch gerufen, nun — hier bin ich: Was wollt ihr von mir?"

Diese Worte waren in schroffem, stolzen Tone gesprochen, mit dem der Bojar allem Anschein nach der Gemeinde seine Erhabenheit beweisen wollte. Dabei schaute er die Gemeinde nicht an, sondern drehte sein Beil in den Händen hin und her, als wolle er sich an dem Glanz dessen Schneide und Rückens ergötzen, ganz offen zur Schau tragend, dass er diese ganze Versammlung tief verachtet.

"Wir haben dich vor das Gericht der Gemeinde gerufen, Bojar, um deine Verteidigung anzuhören, bevor wir deine Vergehen verurteilen. Mit welchem Recht und mit welchen Absichten beleidigst du die Gemeinde?"

"Vor das Gericht der Gemeinde?" wiederholte Tuhar Wowk, als sei er verwundert, und wandte sein Gesicht zu Sachar. "Ich bin des Fürsten Diener und Bojar. Niemand hat das Recht mich zu richten, ausser dem Fürsten und der mir gleichgestellten Bojaren."

"Darüber, Bojar, wessen Diener du bist, werden wir mit dir nicht streiten, das kümmert uns nicht. Und über dein Recht werden wir später sprechen. Jetzt sei so freundlich und sage uns nur: von wo bist du in unser Dorf gekommen?"

"Aus Halitsch, der Residenzstadt des Fürsten." "Und wer hat dir befohlen, hierher zu gehen?" "Mein und euer Gebieter, der Fürst Danilo Romanowitsch."

"Sprich von dir selber, und nicht von uns, Bojar! Wir sind freie Menschen und kennen keinen Gebieter. Und warum befahl dir dein Gebieter, in unser Dorf zu gehen?"

Bei diesen Worten Sachars überflutete eine rote Zorneswelle das Gesicht des Bojaren. Einen Augenblick schwankte er, ob er sich dem Verhör noch weiter unterziehen solle, hielt aber seinen unzeitgemässen Drang noch zurück.

"Er gebot mir, der Beschützer seiner Ländereien und seiner Untertanen, der Wojwode und Befehlshaber des Tuchlaer Gebietes zu sein und gab mir und meinen Nachkommen die Tuchlaer Länder in ewige Nutzniessung, als Lohn für meine treuen Dienste. Hier ist seine Urkunde, sein Siegel und seine Unterschrift!"

Bei diesen Worten zog er mit einer stolzen Handbewegung des Fürsten Urkunde hinter dem breiten Ledergürtel hervor und hob sie hoch empor, sie der Gemeinde zeigend.

"Verwahre deine Urkunde, Bojar", sagte ruhig Sachar "wir können sie nicht lesen, und das Siegel deines Fürsten ist für uns kein Gesetz. Sage du uns lieber, wer er denn ist, dein Fürst?"

"Wieso denn?" schrie der Bojar verwundert, "Ihr kennt nicht den Fürsten Danilo?"

"Nein, wir kennen keinen Fürsten!"

"Den Herrscher aller Landen, aller Dörfer und Städte vom Ssjan bis zum Dnjepr, von den Karpathen bis zur Mündung des Bug?"

"Wir haben ihn nie gesehen, und für uns ist er kein Herrscher. Der Hirte, der Herrscher der Herde, schützt sie vor dem Wolf, treibt sie in der Mittagshitze zum kühlen Fluss und in der kalten Nacht in die warmen, sicheren Unterstände. Tut auch der Fürst das Gleiche mit seinen Untertanen?"

"Der Fürst tut für sie noch mehr", antwortete der Bojar. "Er gibt ihnen weise Gesetze und weise Richter, schickt zu ihnen seine Diener, damit diese sie gegen die Feinde schützen."

"Du hast nicht die Wahrheit gesprochen, Bojar", bemerkte Sachar streng. "Sieh, die Sonne am Himmel hat ihr klares Antlitz versteckt, damit sie deine unlauteren Worte nicht höre! Unsere weisen Gesetze stammen nicht von deinem Fürsten, sondern von unseren Grossvätern und Vätern. Die weisen Richter des Fürsten haben wir bisher nie gesehen, wir haben ruhig in Frieden und Eintracht gelebt und selbst mit gemeinschaftlichem Verstand gerichtet. Unsere Väter haben uns von jeher gelehrt: ein Mensch—ist ein Narr, aber ein gemeinschaftliches Gericht, ist ein gerechtes Gericht. Ohne des Fürsten Wojwode haben unsere Väter, haben bisher auch wir gelebt, und, wie du siehst, sind unsere Häuser nicht verödet und unsere Kinder sind nicht in feindliche Sklaverei geraten."

"So war es bisher, aber von nun an wird es anders sein."

"Wie es von nun an sein wird, wissen weder wir noch du, Bojar. Sage uns nur noch eins: ist dein Fürst ein gerechter Mann?"

"Die ganze Welt kennt und bewundert seine Gerechtigkeit."

"Dann hat er wohl auch dich ausgesandt, damit du in unseren Bergen die Gerechtigkeit pflegen sollest?"

Der Bojar wurde von dieser einfachen Frage verwirrt, doch sagte er nach kurzem Bedenken:

"So ist es."

"Und wie denkst du nun, Bojar: kann ein gerechter Mensch seine Untertanen ungerecht beleidigen?"

Der Bojar schwieg.

"Kann er mit ungerechten Handlungen in ihre Herzen Gerechtigkeit pflanzen und, indem er sie beleidigt, ihre Liebe und Verehrung für sich gewinnen?"

Der Bojar schwieg und spielte mit der Schneide seines Beils.

"Sieh doch, Bojar", endigte Sachar, "dein Mund schweigt, doch dein Gewissen sagt, dass dieses unmöglich sei. Und doch hat es dein gerechter Fürst mit uns getan, mit uns, die er nie gesehen hat und nicht kennt, um deren Gut und Glück er nicht besorgt ist, die ihm nichts Böses getan haben, sondern im Gegenteil, ihm alljährlich reichliche Abgaben entrichten. Wie konnte er es tun, Bojar?"

Tuhar Wowk streifte Sachar mit einem bösen Blick und sagte:

"Du schwätzest Unsinn, Alter. Der Fürst kann niemanden beleidigen."

"Und doch hat er uns beleidigt, und zwar mit jener Urkunde, mit der du so prahlst. Denn bedenke doch: würde ich dich nicht beleidigen, wenn ich dir gegen deinen Willen diesen glänzenden Panzer abnehmen und ihn meinem Sohne geben würde? Und dasselbe hat der Fürst mit uns getan. Was für dich dein Panzer ist, das ist für uns unser Land und unser Wald. Jahrhunderte lang haben wir sie benutzt und wie unseren Augapfel gehütet, und nun kommst du plötzlich im Namen deines Fürsten und sagst: "Das ist mein! Mein Fürst hat es mir geschenkt, als Lohn für meine grossen Verdienste!" Und du verjagst unsere Hirten und erschlägst

unseren Förster auf unserem eigenen Grund und Boden! Sage uns doch, können wir denn deinen Fürsten als einen gerechten Mann betrachten?"

"Du irrst dich, Alter!" sagte Tuhar Wowk. "Wir sind alle des Fürsten Eigentum, mit allem was wir haben, mit Vieh und Land. Der Fürst allein ist frei, und wir alle sind seine Sklaven. Seine Gunst ist unsere Freiheit. Er kann mit uns tun, was er will."

Wie ein Schlag mit dem Schmiedehammer auf den Kopf, so betäubten diese Worte Sachar Berkut. Er senkte sein graues Haupt und schwieg eine lange Weile, nicht wissend, was er darauf antworten solle. Auch zwischen der ganzen Gemeinde herrschte Totenstille.

Endlich erhob sich Sachar. Sein Gesicht erhellte sich. Er hob die Arme empor, zur Sonne:

"Du helle Sonne!" sagte er. "Du wohltätige, freie Leuchte, höre nicht auf jene widerlichen Worte, die dieser Mensch vor deinem Antlitz auszusprechen wagte! Höre nicht auf sie und vergiss, dass sie in unserem Lande gesprochen wurden, welches bisher nicht einmal mit einem derartigen Gedanken besudelt wurde! Und strafe nicht uns für sie, denn ungestraft lässt du sie nicht, das weiss ich. Und wenn sich dort, in jenem Halitsch, um den Fürsten viele solche Leute gesammelt haben, so fege sie hinweg vom Angesicht der Erde, vernichte aber nicht zur Strafe gleichzeitig mit ihnen unser ganzes Volk!" Damit beruhigte sich Sachar." Er setzte sich und wandte sich wieder an den Bojar.

"Wir haben deine Meinung gehört, Bojar!" sagte er. "Wiederhole sie nicht ein zweites Mal in unserer Gegenwart; soll sie nur ruhig bei dir verbleiben. Nun höre aber, welcher Meinung wir über deinen Fürsten sind. Höre und zürne nicht!

Du siehst und weisst selbst, dass wir in ihm weder Vater noch Vormund sehen können. Ein Vater kennt sein Kind, dessen Bedürfnisse und Wünsche; er aber kennt uns nicht und will uns auch nicht kennen.

Ein Vormund schützt sein Mündel vor dem Feind und vor allerlei Unbill, der Fürst schützt uns aber nicht vor den Herbstregen, den Gussregen, dem Hagelschlag, den Bären,—und das sind unsere ärgsten Feinde. Er verkündet wohl, dass er uns gegen die ungarischen Soldatenhorden schützt. Aber wie schützt er uns? Indem er noch ärgere Feinde zu uns schickt, als die Ungarn, seine unersättlichen Bojaren und deren Drushinen ¹. Die Ungarn überfallen uns, nehmen mit was sie können, und gehen wieder. Wenn hier aber ein Bojar eindringt, so setzt er sich bei uns fest und ist mit keinerlei Beute zufrieden, sondern will uns alle zu ewigen Sklaven machen.

Nicht einen Vater und Vormund sehen wir in deinem Fürsten, sondern eine Strafe Gottes, die für unsere Sünden über uns verhängt wurde, von der wir uns durch alljährliche Abgaben loskaufen müssen. Je weniger wir von ihm wissen, und er von uns, um so besser ist es für uns. Und wenn

¹ Leibgarden.

ihn unsere ganze Ukraine noch heute loswerden könnte, mitsamt allen seinen Soldatenscharen, so wurde sie gewiss noch glücklich und gross werden!²

Mit einem seltsamen Gefühl lauschte Tuhar Wowk den flammenden Worten des alten Redners. Obwohl er am fürstlichen Hofe erzogen und von Sittenverfall und Niedertracht verdorben war, war er dennoch ein Ritter, ein Krieger, ein Mensch, und musste in seinem Herzen wenigstens ein Bisschen von jenem Gefühl verspüren, welches das Herz Sachar Berkuts so stürmisch bewegte.

Dabei hatte er ja keineswegs mit reinem Gewissen von des Fürsten unbegrenzter Macht gesprochen. Seine Seele hatte sich auch gar manches Mal gegen diese Macht aufgelehnt, und hier wollte er nur mit dem Hinweis auf des Fürsten Macht sein eigenes Begehren nach einer gleichen Macht verschleiern.

² Die Ansichten, die hier Sachar Berkut vertritt, sind charakteristisch als die Ansichten des damaligen Volkes über die Fürsten und ihre blutigen gegenseitigen Kriege und über den beginnenden Feudalismus. Wir erinnern daran, dass ähnliche Ansichten sogar bei unserem Chronikerschreiber ihren Widerhall fanden, in der Erzählung über den Sänger Mitussa, der für aufwiegelnde Reden und Ungehorsam laut Befehl des Fürsten Danilo gefangen genommen und mit dem Tode bestraft wurde. Während wir solche Ansichten als Charakteristik der Zeit und der Menschen anführen, wollen wir damit selbstverständlich die Bedeutung der Person des Fürsten Danilo nicht vermindern, der sich unter allen Herrschern der ukrainisch-galizischen Ländereien als ein aussergewöhnlich sympathischer, und die Zeit, in welcher er lebte in Betracht ziehend, als ein humauer und politisch begabter Mensch auszeichnete (Anmerkung des Verfassers).

Es war deshalb kein Wunder, dass ihm Sachar Berkuts Worte tiefer in die Seele drangen, als er es selbst wünschte. Er schaute ihn zum ersten Mal mit aufrichtiger Verwunderung an: doch zu gleicher Zeit tat es ihm leid um den Riesen, dessen Sturz seiner Meinung nach nahe und unausbleiblich war.

"Alter, Alter, mir tut es leid um dein graues Haar und um dein braves Herz. Lange hast du auf der Welt gelebt, ja, es scheint sogar, allzulange! Mit dem Herzen in der Vergangenheit und in den hitzigen Gedanken der Jugend lebend, hast du aufgehört die neuen, die jetzig n Zeiten, ihre Ansichten und Bedürfnisse zu verstehen. Das, was früher war, muss nicht jetzt und nicht ewig sein. Alles, was lebt, überlebt sich selbst. Auch deine braven Gedanken über die Freiheit haben sich überlebt. Schwere Zeiten sind jetzt angebrochen, Alter! Und sie verlangen natürlich einen mächtigen Herrscher in unserem Lande, der das ganze Volk in eine Zelle vereinigen und dessen gesamte Kraft in seine Hand nehmen könnte, um es gegen den Feind zu verteid gen, der vom Morgenlande gegen uns anrückt. Du weisst das alles nicht, Alter, und es scheint dir, dass die alten Zeiten noch andauern."

"Auch hier hast du dich geirrt, Bojar", erwiderte Sachar Berkut. "Es geziemt einem Alten nicht, in jugendliche Schwärmereien zu verfallen und der Gegenwart gegenüber die Augen zu schliessen. Aber es geziemt ihm dreimal nicht, das Gute zu verachten, weil es alt, und sich an das Böse zu halten,

weil es neu ist. Das ist die Gewohnheit der Jünglinge, und vor allem der schlecht erzogenen Jünglinge.

Du wirfst mir vor, dass ich nicht wisse, was um uns herum vorgeht. Doch wissen wir bis jetzt noch nicht, wer von uns beiden mehr, wer es besser weiss. Du machtest mich auf einen furchtbaren Feind aufmerksam, der uns vom Morgenlande droht, und sprachst den Gedanken aus, dass das Heranrücken dieses Feindes die Vereinigung sämtlicher Kräfte des Volkes in einer Hand erfordere.

Jetzt sage ich dir, dass ich von diesem Feinde weiss. Richtig, Bojar, gestern kam ein fürstlicher Bote bei dir an, der dich über den neuen Angriff der schrecklichen Mongolen auf unser Land benachrichtigte, darüber, dass sie nach langer Belagerung Kiew eingenommen und es bis auf den Grund vernichtet hätten und jetzt wie eine riesige Gewitterwolke nach unserem rotruthenischen Lande zögen.

Wir wussten das schon vor einer Woche, Bojar, und wussten von dem fürstlichen Boten, der in unsere Gegend gesandt wurde, und auch von seinen Nachrichten. Des Fürsten Bote kam spät an; unsere Boten gehen beiweitem schneller. Die Mongolen haben schon längst unsere Rot-Ukraine überschwemmt, viele Städte und Dörfer vernichtet und sich in zwei Heere geteilt. Das eine zog gen Westen, scheinbar nach Sudomir, ins polnische Land, und das andere rückt das Tal des Stryj aufwärts, nach unseren Ländern. Nicht wahr, Bojar, das hast du nocht nicht gewusst?"

Tuhar Wowk sah den alten Sachar mit Verwunderung, ja fast mit Furcht an.

"Und woher weisst du es, Alter?" fragte er.

"Auch das werde ich dir sagen, damit du weisst, welche Kraft den Gemeinden und ihrem freien Bunde innewohnt. Wir haben eine Verbindung mit allen Gemeinden des Tales. Wir sind gegenseitig verpflichtet, alle Nachrichten, die für das Leben der Gemeinden wichtig sind, so schnell wie möglich einander zu übermitteln. Die Gemeinden des Tales stehen in Verbindung mit den weiter abgelegenen, den pokutischen und podolischen Gemeinden. So fliegt die Nachricht über alles, was für uns von irgend welcher Bedeutung ist, was in unserer Rot-Ukraine vorgeht, wie ein Blitz von Gemeinde zu Gemeinde."

"Was nützen euch die Nachrichten, wenn ihr euch nicht helfen könnt!" brummte der Bojar verächtlich.

"Du hast die Wahrheit gesagt, Bojar", erwiderte Sachar traurig. "Die podolischen und pokutischen Gemeinden können sich nicht helfen, denn sie sind von den Fürsten und Bojaren entkräftet, die ihnen verbieten, ihre eigenen Waffen zu tragen, und sich im Umgang mit denselben zu üben. Nun siehst du auch, Bojar, was das bedeutet: die Kraft des Volkes in einer Hand vereinigen! Um die Kraft des Volkes in einer Hand zu vereinigen, muss die Kraft des Volkes geschwächt werden. Um einem Menschen grosse Macht über das Volk zu verleihen, muss jede Gemeinde um ihre Freiheit

beraubt, müssen die Verbindungen zwischen den Gemeinden zerstört, die Hände der Gemeinden entwaffnet werden. Und dann steht allen Mongolen der Weg in unser Land offen. Sieh dir jetzt unsere Ukraine an! Dein Herrscher, dein mächtiger Fürst Danilo ist irgendwo spurles verschwunden. Anstatt sich seinem Volke zuzuwenden, ihm seine Freiheit wiederzugeben und aus ihm ein lebendiges, unüberwindbares Hindernis gegen den Überfall der Mongolen zu bilden, ist er zum ungarischen König geflüchtet und bettelt ihn um Hilfe an, während die Mongolen sein Land verwüsten. Doch sind die Ungarn mit ihrer Hilfe nicht so eilig, obwohl ihnen dieselbe Gefahr droht. Jetzt ist dein Danilo irgendwo verschwunden; und wer weiss, - vielleicht seht ihr ihn bald im Lager des mongolischen Chans, als dessen treuen Untertan, dazu bestrebt, sich für den Preis der Sklaverei und der Erniedrigung vor dem Stärkeren die Macht über die Schwächeren zu erkaufen."

Der Bojar hörte auf diese Worte, und schon begann sein Kopf Pläne zu schmieden: Was tun? Wie diesen Augenblick ausnützen?

"Du sagst also, dass die Mongolen auch diesen Bergen mit einem Uberfall drohen?"

Sachar lächelte bedeutungsvoll bei dieser Frage. "So ist es, Bojar."

"Und was gedenkt ihr zu tun? Sich zu ergeben oder zu verteidigen?"

"Es ist unmöglich sich ihnen zu ergeben, denn alle, die es tun, jagen sie in den Krieg, und zwar in die ersten Reihen, in die grausamsten Kämpfe." "Ihr wollt euch also verteidigen?"

"Was in unserer Kraft liegt, das wollen wir versuchen."

"Wenn es so ist, dann nehmt mich als euren Heerführer an. Ich werde euch in den Kampf gegen die Mongolen führen."

"Warte, Bojar, wir sind noch nicht bis zur Wahl eines Heerführers gekommen. Du hast dich über dein Vergehen in unserer Gemeinde noch nicht ausgesprachen. Deinen ehrlichen Willen, der Gemeinde zu dienen, werden wir annehmen. Doch unsere Väter haben uns gesagt, dass zu einer reinen Sache auch reine Hände gehören. Werden aber deine Hände für solch eine Sache rein genug sein, Bojar?"

Tuhar Wowk wurde durch diese unerwartete Wendung etwas verwirrt, dann sagte er:

"Alter, Gemeinde, lassen wir von den alten Streitigkeiten ab! Der Feind rückt heran, wollen wir unsere Kräfte gegen ihn vereinigen! Eure Streitigkeiten erläuternd, könnt ihr der Sache höchstens schaden, Nutzen erzielt ihr dabei bestimmt nicht."

"Nein, Bojar, sage das nicht! Nicht unsere Streitigkeiten klären wir auf, sondern das Recht. Mit Unrecht kamst du zu uns, Bojar, ungerecht bist du mit uns verfahren; wie können wir dir nun im Kriege gegen die Mongolen das Kommando über uns anvertrauen?"

"Wie ich sehe, Alter, hast du dir vorgenommen, mich zu reizen?"

"Bojar, bedenke, dass hier ein Volksgericht, und

kein Zeitvertreib stattfindet! Sage mir: wolltest du Mitglied der Gemeinde sein, als du dich im Tuchlaer Land niederliessest, oder nicht?"

"Ich bin vom Fürsten als Feldherr hierher geschickt worden."

"Wir haben es dir gesagt, dass wir dein Recht über uns nicht anerkennen, insbesondere aber dein Recht auf unser Land. Rühre unser Land und unsere Leute nicht an, Bojar, und dann ist es möglich, dass wir dich als Gleichen unter Gleichen in unsere Gemeinde aufnehmen werden."

"So!" schrie zornig Tuhar Wowk. "So sieht eure Gerechtigkeit aus! Ich soll also des Fürsten Gunst verachten und den Smerden um Freundlichkeit betteln!"

"Nun, anders kannst du nicht unser Mitbürger sein, Bojar. Und jemanden unter sich dulden, der der Gemeinde nicht angehört, das will die Gemeinde nicht."

"Sie will mich nicht dulden?" rief spöttig Tuhar Wowk.

"Unsere Väter haben uns gesagt: ein schädliches und unbrauchbares Mitglied der Gemeinde, einen Räuber, Pferdedieb oder Fremden, der ohne den Willen der Gemeinde gemeinschaftliches Land an sich reisst, soll man mitsamt seiner Familie aus den Grenzen der Gemeinde verjagen und sein Haus dem Erdboden gleich machen."

"Ha-ha-ha!" lachte der Bojar gezwungen "Ihr würdet euch also erdreisten, mich, den fürstlichen Bojaren, der ich durch des Fürsten Gunst für meine Verdienste beschenkt wurde, mit Räubern und Pferdedieben gleichzustellen?"

"Nun, sei doch ehrlich und sage selbst, Bojar, verfährst du besser mit uns als ein Räuber? Du eignest dir doch unser Land an, unser grösstes und einziges Gut. Unsere Leute verjagst du und schlägst sie tot, unser Vieh erschiesst du! Tun das ehrliche Bürger?"

"Alter, lass diese Reden sein; ich kann sie nicht anhören, denn sie verletzen meine Ehre!"

"Warte nur, Bojar, ich habe noch nicht zu Ende gesprochen", sagte ruhig Sachar Berkut. "Du hast hier deine Ehre erwähnt und sprichst immer wieder von deinen grossen Verdiensten. Sei so freundlich und sage uns, was das für Verdienste sind, damit auch wir sie achten können."

"In zwanzig Schlachten habe ich mein Blut vergossen!"

"Sein Blut vergiessen, das ist noch kein Verdienst, Bojar. Auch der Räuber vergiesst oft sein Blut, und doch hängt man ihn dafür. Sage uns, gegen wen und für wen hast du gekämpft?"

"Gegen den Kiewer Fürsten, gegen die wolhynischen, polnischen und Masowezker Fürsten..."

"Genug, Bojar! Diese Kriege sind eine Schmach, und keine Verdienste,—wie für dich, so auch für die Fürsten. Das sind wahre Räuberkriege."

"Ich habe an der Kalka auch mit den Mongolen gekämpft!"

"Und wie hast du gegen sie gekämpft?"

"Was soll das heissen — "wie"? So, wie es meine

Pflicht war zu kämpfen; ohne meinen Platz zu verlassen, bis man mich verwundet in Gefangenschaft nahm."

"Das hast du gut gesagt; nur wissen wir nicht, ob es wahr ist."

"Wenn ihr es nicht wisst, dann mischt euch nicht in solche Angelegenheiten, die euch unbekannt sind."

"Warte nur, Bojar; spotte nicht über unsere Unwissenheit. Wir werden versuchen, uns zu überzeugen."

Nach diesen Worten erhob sich Sachar; und sich an die Gemeinde wendend, sagte er:

"Geehrte Gemeinde, habt ihr das Bekenntnis des Bojaren Tuhar Wowk gehört?"

"Ja!"

"Kann jemand für ihn oder gegen ihn zeugen?" "Ich kann es", meldete sich eine Stimme aus dem Volke.

Wie von einem Pfeil getroffen zuckte der Bojar bei dieser Stimme zusammen, und zum ersten Mal schaute er aufmerksam, mit einer gewissen Unruhe auf die Gemeinde.

"Wer zeugen kann, soll vor die Gemeinde treten und zeugen", sagte Sachar.

Ein noch ziemlich junger Mann trat vor die Gemeinde, ein Krüppel ohne Hand und ohne Füsse, der über und über zerschunden war. Sein Gesicht war von tiefen Schrammen durchfurcht. Es war Mitjko der Krieger, wie er in der Gemeinde genannt wurde. Vor mehreren Jahren war er auf Stelzfüssen in die Gemeinde gekommen und hatte schreckliche

Nachrichten über die Mongolen gebracht, über die Schlacht an der Kalka, über die Niederlage der ukrainischen Fürsten und den Tod jener, die in Gefangenschaft geraten waren und dann während des Prunkmahls der mongolischen Heertührer unter Breftern erdrückt wurden, auf die sich die Mongolen zum Schmaus niedergesetzt hatten. Er, Mitjko, hatte auch in der Drushina eines Bojaren mitgekämpft und war mit diesem zusammen in Gefangenschaft geraten, aus der er dann auf wunderbare Weise entfloh. Lange war er in den Dörfern und Städten der heiligen Ukraine umhergeirrt, bis er endlich nach Tuchla kam. Hier gefiel ihm das Leben. Und, da er mit seiner einzigen Hand Körbe flechten konnte und viele Lieder und Erzählungen über ferne Länder wusste, so nahm ihn die Gemeinde als Mitglied auf: die Bauern fütterten und kleideten ihn Jeder der Reihe nach, liebten und verehrten ihn für die Wunden, die er im Kriege erhalten hatte, und für seinen ehrlichen, heiteren Charakter, Dieser Mitjko trat jetzt vor, um gegen den Bojaren zu zeugen.

"Sage uns, Krieger Mitjko", begann ihn Sachar zu fragen, "kennst du diesen Bojaren, gegen den du zeugen willst?"

"Ich kenne ihn", antwortete Mitjko mit fester Stimme. "Ich habe in seiner Drushina gedient und war mit ihm in der Schlacht an der Kalka."

"Welches Zeugnis willst du gegen ihn aussagen"? "Schweige, niederträchtiger Sklave!" schrie erblassend der Bojar. "Schweige, sonst wird gleich dein elendes Leben ein Ende nehmen!" "Bojar, ich bin jetzt nicht mehr dein Sklave, sondern ein freier Bürger, und nur meine Gemeinde kann mir das Schweigen gebieten. Bisher habe ich geschwiegen, aber jetzt gebietet man mir zu sprechen. Ehrbare Gemeinde! Meine Beschuldigung gegen den Bojar Tuhar Wowk ist gross und furchtbar; er übte Verr..."

"Hast du bisher geschwiegen, so schweige auch weiter!" brüllte der Bojar. Sein Beil blitzte, und mit gespaltetem Schädel stürzte Mitjko der Krieger blutüberströmt zu Boden. Die ganze Gemeinde ächzte und sprang auf die Füsse. Ein furchtbares Geschrei hallte ringsum.

"Nieder mit ihm! Er soll sterben! Er schändete die Heiligkeit des Gerichts! Er hat einen unserer Männer auf der Versammlung ermordet!"

"Elende Smerden!" schrie der Bojar sie an, "ich fürchte mich nicht vor euch! So wird es jedem ergehen, der sich erdreistet, mich mit Tat oder Wort anzurühren. Hallo, meine treuen Diener, hierher, zu mir!"

Obwohl die erblassten Bogenschützen und Krieger selbst zitterten, umringten sie doch den Bojaren. Rot vor Zorn, stand dieser drohend zwischen ihnen, das blutige Beil in der Hand. Sachar gab ein Zeichen, und die Gemeinde verstummte.

"Bojar", sagte Sachar, "du hast dich tödlich gegen Gott und die Gemeinde verschuldet. Du hast vor dem Gericht einen Zeugen, unseren Bürger ermordet. Was er gegen dich aussagen wollte, haben wir nicht erfahren und wollen es auch nicht wissen; soll dich dein eigenes Gewissen richten. Doch mit deiner Mordtat hast du dich für schuldig bekannt und hast damit eine neue Schuld auf dich geladen. Die Gemeinde kann dich nicht in ihrem Lande dulden. Entferne dich aus unserer Mitte! Von heute ab in drei Tagen werden unsere Leute kommen, um dein Haus zu zerstören und sogar die Spuren deiner Anwesenheit unter uns zu verwischen."

"Sie sollen nur kommen!" schrie wütend der Bojar. "Wir werden sehen, wer wessen Spuren verwischen wird. Ich spucke auf euer Gericht: Es wird mich freuen denjenigen zu sehen, der sich meinem Hause nähern wird! Nun, meine Diener, verlassen wir diese garstige Versammlung!"

Der Bojar entfernte sich mit seinen Dienern-Lange Zeit herrschte Schweigen in der Versammlung. Die Jugend trug die blutige Leiche des Kriegers Mitjko davon.

"Ehrbare Gemeinde", sagte Sachar, "ist es euer Wille, mit dem Bojaren Tuhar Wowk so zu verfahren, wie man dem Gebote unserer Väter gemäss, mit solchen Leuten verfahren soll?"

"Ja, ja!" ertönte es von der Gemeinde.

"Wen wollen wir wählen, um den Willen der Gemeinde zu vollziehen?"

Man wählte zehn Burschen, darunter auch Maxim Berkut. Es fiel ihm schwer, diese Wahl anzunehmen. Wie sehr ihm auch der Bojar verhasst war, so war er immerhin der Vater derjenigen, die sein Herz und seine Gedanken wie mit einem Zauber umstrickt hatte, für die er sein Leben geopfert hätte. Und jetzt,—
o Weh! — auch sie war unschuldig für des Vaters
Vergehen verurteilt. Und doch schlug Maxim diese
Wahl nicht ab. Wie schwer es ihm auch war, das
Urteil der Gemeinde zu vollziehen, so freute ihn
dennoch diese Aufgabe in der Tiefe seines Herzens;
bei dieser Gelegenheit würde er sie ja wiedersehen!
Vielleicht würde es ihm gelingen, sie auf irgend
eine Weise zu trösten, mit seiner Herzlichkeit
das scharfe Urteil der Gemeinde etwas zu mildern!...

Währenddessen nahm die Beratung der Gemeinde ihren weiteren Verlauf.

Man hatte Gesandte der umliegenden Gemeinden herbeigerufen, um mit ihnen zu beraten, wie man sich gegen den Überfall der Mongolen verteidigen solle.

"Wir sind ruiniert", sagte der Gesandte der Gemeinden im Tal. "Unsere Dörfer sind niedergebrannt, das Vieh geraubt, die Jugend ist vernichtet. Wie ein mächtiger Strom verbreitet sich Feuerbrunst und Verderben über die Ebene. Der Fürst gewährte uns keinerlei Schutz, und die Bojaren, die uns in Friedenszeiten bedrängt hatten, haben uns in der Not verraten."

Die Gesandten aus Kortschin und Tustanj erzählten:

"Uns droht Überschwemmung. Unterhalb Sinewidsk, in der Ebene, schimmern schon die weissen Zelte der Mongolen. Sie kommen in unzähligen Horden und wir können weder an Kampf noch an

Verteidigung denken, sondern nehmen unser Hab und Gut und entfliehen in Wälder und Berge. Unsere Bojaren wollten schon beginnen, auf dem Weg Hindernisse zu errichten, doch einstweilen schwanken sie noch. Die Leute munkeln, dass sie unsere Wege den Mongolen verkaufen wollen."

Die Gesandten aus anderen Gebirgsgemeinden sprachen:

"Die Ernte war bei uns schlecht, und jetzt ist zu uns aus den Tälern eine Menge Volk geflüchtet. Bis zur neuen Ernte wird es uns schlimm ergehen. Rettet uns und unsere Gäste, helft uns diese schwere Zeit zu überleben!"

Die Gesandten der ungarisch-ukrainischen Gemeinden sagten:

"Wir hörten, dass die mongolische Woge ins ungarische Land strömt. Nachbarn und Brüder! Wir fordern euch auf, um unserer Väter Willen dieses schreckliche Gewitter aufzuhalten und nicht zuzulassen, dass es über unser Land niedergeht! Eure Dörfer sind Festungen; jeder Fels, jede eurer Schluchten können tausend Krieger ersetzen. Und wenn sie einmal die Berge überschreiten, wird keine Kraft imstande sein sie zurückzuhalten und wir alle werden umsonst zugrunde gehen. Wir sind bereit euch jede erwünschte Hilfe, Brot und Männer zu geben, lasst aber den Mut nicht sinken, verliert nicht die Hoffnung, geht in den Kampf gegen den ekelhaften Reiter."

Darauf erwiderte Sachar Berkut:

"Geehrte Gemeinde und ehrbare Gesandte der

Nachbargemeinden! Wir alle haben hier gehört, welch schreckliches Gewitter gegen unser Land heranzieht. Kriegskräfte sind den Mongolen entgegengetreten und sind zugrunde gegangen. Die Zahl der Feinde ist gross und die unglückliche Ordnung in unserem Lande hat es ihnen ermöglicht bis ans innerste Herz unseres Landes, bis an die Schwelle unserer Tür vorzudringen. Die Fürsten und Bojaren haben die Köpfe verloren, oder verraten ihr Land vor aller Augen. Was sollen wir hier tun? Wie sollen wir uns verteidigen? Ich bin der Meinung, dass wir uns ausserhalb der Grenzen unseres Tuchlaer Gebietes nicht herauswagen sollen. Mit eurer Hilfe, geehrte Bürger der Gemeinden jenseits der Berge, können wir wohl unseren Pass verteidigen. Doch andere Wege können wir nicht verteidigen. Das wird eure Sache sein, geehrte Tustaner Bürger; und wenn uns unsere Sache gelingen sollte, dann werden wir auch euch mit Freude zu Hilfe kommen."

Darauf erwiderten die Tustaner Gesandten:

"Wir wissen, Vater Sachar, dass ihr keinesfalls kommen könnt um uns zu verteidigen, und dass in dieser schweren Stunde ein jeder vor allen Dingen für sich selber einstehen muss. Aber erwägt nur das Eine — dass unsere Gemeinden nicht so glücklich sind wie die eure, dass die Bojaren uns fest in ihren Händen halten, und dass sie die Hindernisse und Durchgänge bewachen. Wenn sie diese nun den Mongolen abgeben wollen, — was können wir dann unternehmen? Wir hoffen nur auf eins, und das könnte uns noch retten: dass die Mongolen euren

596 — 5 129

Pass nicht betreten werden und dass es euch in diesem Falle möglich sein wird, euren Pass mit einer Warte zu versehen und uns zu helfen."

"Ach, Bürger, Bürger", sagte Sachar traurig und vorwurfsvoll zugleich. "Man sieht, ihr habt Kraft in den Armen und Verstand im Kopfe wie Männer. doch eure Worte sind kindisch! Ihr setzt eure Hoffnung auf "vielleicht" und "wer weiss". Doch seid dessen sicher: sobald uns keine Gefahr mehr drohen wird, so werden wir euch mit allen unseren Gemeinden zu Hilfe kommen. Aber vor allen Dingen solltet ihr euch gegen eure eigenen Feinde-die Bojaren sichern. Solange die Hindernisse und Durchgänge in deren Händen sind, werdel ihr nie ruhig aufatmen können. Dieses hinterlistige Geschlecht kann euch jede Minute verkaufen. Es ist an der Zeit, aus euren Träumereien zu erwachen, die Sturmglokken zu läuten und jene Fesseln abzustreifen, die euch die Unersättlichkeit der Bojaren und der fürstliche Eigenwille angelegt haben. Solange ihr das nicht tut, können auch wir euch nicht helfen."

Traurig schüttelten die Tustaner Gesandten die Köpfe, diese Worte Sachars vernehmend.

"Ach, Vater Sachar", sagten sie, "du kennst unsere Bürger und sprichst, als kenntest du sie gar nicht. Ihr ehemaliger Mut ist gebrochen, ihr Wille niedergetreten. Für deine Ratschläge danken wir dir und werden sie unseren Gemeinden übergeben; ob sie ihnen aber folgen werden?.. Ach, wenn du doch unter ihnen wärest und selbst mit ihnen sprechen könntest."

"Geehrte Nachbarn: kann denn mein Wort bei euren Bürgern wirklich mehr Gewicht haben als ihre eigenen Bedürfnisse, als ihr eigener Verstand? Nein! Wenn das der Fall wäre, da würde auch mein Wort nicht mehr helfen, da wären unsere Gemeinden, da wäre unsere Ukraine verloren!"

Die Sonne neigte sich schon tief zum Horizont, als die Tuchlaer Gemeinde nach beendigter Beratung dem Dorfe zuschritt. Ohne frohe Lieder und freudige Rufe kehrten die Alten und die Jungen traurig heim, von schweren Gedanken erfüllt. Was werden ihnen die kommenden Tage bringen?

Gehobenen Mutes und unternehmungslustig gingen die Gesandten der umliegenden Gemeinden auseinander. Und die Gemeindefahne, das Wahrzeichen gemeinschaftlicher Kraft und Einigkeit, wehte lustig hoch in der Luft und der Frühlingshimmel strahlte in seinem reinen Blau, als sähe er weder den Kummer noch die Unruhe auf Erden.

IV.

Feuersbrünste, Ruin und Tod überfluteten die Ukraine wie ein breiter Strom. Die furchtbaren mongolischen Horden aus den fernen Steppen Asiens überfielen unser Land, um seine Kraft auf Jahrhunderte hinaus in ihrer Wurzel zu brechen und das Leben seines Volkes zu zerstören. Die grössten Städte, — Kiew, Kaniw und Perejaslaw — fielen und wurden bis auf den Grund vernichtet. Ihnen folgten Tausende von Dörfern und kleineren Städten. Der

schreckliche Befehlshaber der Mongolen, Batu-Chan, genannt Batyj, schritt an der Spitze seines hunderttausende zählenden Heeres und trieb viermal soviel allerlei Gefangene vor sich her, die in den ersten Reihen für ihn kämpfen mussten, durchquerte das ukrainische Land, bis an die Knie im Blut watend. An irgend einen Widerstand auf ebenem Felde war nicht zu denken, umsomehr, da die Ukraine durch innere Bürgerkriege entzweit und aufgerieben war. Ab und zu leisteten wohl die Städter in ihren Mauern Widerstand, und die an eine regelrechte Belagerung ungewohnten Mongolen mussten oft sehr viel Zeit verwenden, um die Tore und Mauern mit Äxten zu erstürmen. Doch die schwachen Festungen fielen mehr durch Verrat und Bestechung, als dass sie durch Gewalt erobert wurden. Das Ziel des Kriegszuges der schrecklichen Horde war Ungarn, ein reiches Land, das von einem mit den Mongoken verwandten Stamm bevölkert war. von dem der grosse mongolische Dshingis-Chan verlangte, dass er sich ihm ergebe. Doch die Ungarn wollten sich nicht fügen, und der furchtbare Kriegszug der Mongolenhorden bedeutete die Rache des grossen Dshingis-Chan. Nach Batyjs Plan sollten die Horden Ungarn von drei Seiten gleichzeitig überfallen: von Osten über Siebenbürgen, von Westen über Mähren und von Norden über die Karpathen.

Zu diesem Zwecke teilten sich die Horden in drei Teile: der eine zog unter der Führung Kajdans durch die bessarabischen Steppen in die Walachei, der zweite teilte sich in Wolhynien unter der Führung Petis von den Haupthorden ab und die Rot-Ukraine durchquerend, strebte er über Plissnesko dem Oberlauf des Flusses Dnister zu, um diesen zu überschreiten, dann überflutete er die Ebene am Fusse des Gebirges und suchte Wege über die Karpathen.

Die in Gefangenschaft geratenen örtlichen Einwohner sowie einige Verräter von den Bojaren führten die Mongolen den Fluss Stryj aufwärts dem Tuchlaer Passe zu, und wie die Kortachiner Gesandten erzählt hatten, waren ihre weissen Zelte bereits auf der Ebene unterhalb Sinewidsko zu sehen.

Der Abend brach an. Dichte Dämmerung umspann die Ebene am Fusse des Gebirges. Die bewaldeten Tuchlaer Berge hüllten sich in Rauch wie unzählbare Vulkane, die sich zum Ausbruch vorbereiteten. Der Stryj rauschte an den felsigen Furten und schäumte an seinen Biegungen. Der Himmel bedeckte sich mit Sternen. Aber auch auf der Erde. in der breiten Ebene am Flusse Stryj, begannen Lichter zu flimmern, anfangs ab und zu, vereinzelt. als getrauten sie sich nicht recht, dann immer dichter und stärker, bis die ganze Ebene, so weit das Auge reichte, von ihnen bedeckt war und in einem blutigen Glanze schimmerte. Wie ein von leichtem Winde bewegtes Meer flimmerte dieser Glanz über dem Tal, bald lebhafter aufflackernd, bald verlöschend, als verschwimme er in der finsteren Ferne. Es brannten die Nachtfeuer im Lager der Mongolen.

Aber dort, weit in der Ferne, wo dieses flimmernde Meer endete, brannten andere Feuer, furchtbar, breit, und sprühten einen Feuerregen. Es brannten da die umliegenden Dörfer, die das Lager der Mongolen mit einem breiten Feuerkranz umgaben. Dort wüteten die Scharen der Mongolen, sie raubten und mordeten die Leute, nahmen Gefangene und vernichteten bis auf den Grund all das, was nicht mitzunehmen war.

Schon in der Dämmerung ritten zwei Reiter auf kleinen, aber kräftigen Gebirgspferden über einen schmalen Pfad in den Sinewidsker Bergen. Der eine Reiter, ein Mann in mittleren Jahren, war in ritterlicher Rüstung, bewaffnet mit Schwert und Axt, mit einem Helm auf dem Kopfe und mit einer am Sattel befestigten Lanze. Unter dem Helm hervor quoll ihm das lange und dichte, bereits ergrauende Haar über die Schultern. Sogar der dichte Nebel, der wie eine Wolke auf den Bergen lag, in riesigen Knäueln von den Abgründen und Schluchten aufstieg und sich immer höher auf die Berge wälzte, konnte auf seinem Gesicht den Ausdruck grosser Unzufriedenheit, Zorns und eines blinden Trotzes nicht verhüllen, und allaugenblicklich erschien auf seinem Antlitz ein bissiges, gehässiges Lächeln dann wieder verzog es sich zu einer mürrischen Miene, als zwinge irgend etwas seine Glieder zu unerwarteten, krampfhaften Bewegungen, die auf sein schönes, geschmeidiges Ross übergingen.

Der zweite Reiter war ein junges schönes Mädchen in ein mit Seidenfäden durchwebtes Leinenkleid gekleidet, eine kleine Biberfellmütze auf dem Kopf, die ihr reiches, üppiges, goldblondes Haar nicht in sich fassen konnte. Über ihrer Schulter hing ein Bogen aus Auerochshorn und ein Köcher mit Pfeilen. Ihre schwarzen, lodernden Augen schwirrten wie Schwalben ringsumher und ergötzten sich an den regelmässigen gewellten Umrissen der Berggipfel und an den dunkelgrünen, satten Farben der Wälder und Bergwiesen.

"Welch schönes Land, Väterchen", rief sie mit klingender Silberstimme, als ihre Pferde einen Augenblick vor einem steilen Abhang anhielten, den sie mit grosser Mühe überwinden mussten, um noch vor Anbruch der Finsternis ihr Ziel zu erreichen.

"Welch ein wunderschönes Land!" wiederholte sie schon mit leiser, zarterer Stimme, sich umschauend und ihren Blick in die undurchdringbaren dunklen Nebelschwaden richtend.

"Aber was für ein schlechtes Volk lebt in diesem Lande!" erwiderte der Bojar böse.

"Nein, Väterchen, sage das nicht!" antwortete sie kühn, wurde aber sogleich etwas verwirrt; und ihre Stimme bedeutend senkend, fügte sie nach einem Augenblick hinzu:

"Ich weiss nicht, aber das hiesige Volk gefällt mir..."

"O, ich weiss, dass es dir gefällt", schrie der Reiter vorwurfsvoll. "Es gefällt dir vielmehr einer aus diesem Volke, dieser verfluchte Berkut! O, ich weiss, dass du bereit bist, für ihn deinen Vater im Stich zu lassen, dass du seinetwegen deinen Vater schon nicht mehr liebst! Doch was ist da zu tun? So ist nun einmal die Art der Mädchen! Doch kann ich dir nur sagen, Mädel: glaube nicht diesem oberflächlichen Glanz! Glaube nicht einer Schlange, wenn sie auch in korallenen Farben schillert!"

"Aber, Vater, was für Gedanken in deinem Kopfe herumspuken! Und mit welch groben Worten du mir Vorwürfe machst! Ich habe dir bekannt, dass ich Maxim liebe und schwörte vor der Sonne, dass ich die Seine werde. Doch gehöre ich ihm noch nicht, ich bin noch dein. Und wenn ich auch die Seine werde, so werde ich doch nie aufhören dich zu lieben, Vater; nie und nimmer!"

"Du wirst ihm aber niemals gehören, närrisches Mädel, daran ist nicht zu denken! Hast du denn vergessen, dass du die Tochter eines Bojaren bist, und er ein Smerd, ein Schäfer?"

"Nein, Vater, sage das nicht! Er ist ebensolch ein Ritter wie alle anderen Ritter; nein, er ist besser, kühner und ehrlicher, als alle jene jungen Bojaren, die ich bisher gesehen habe. Ausserdem, Väterchen, ist es schon zu spät abzusagen, denn ich habe geschworen!"

"Was bedeutet der Schwur eines törichten, geblendeten Mädchens?"

"Nein, Vater, ich bin nicht töricht und nicht geblendet! Nicht im Ausbruch wilder Leidenschaft, nicht ohne Erwägung und Überlegung habe ich dieses getan. Sogar nicht ohne höheren Willen, Vater."

Die letzten Worte sagte sie mit einer gedämpften, geheimnisvollen Stimme.

Der Bojar wandte sich neugierig ihr zu.

"Nun, was ist das schon wieder? Welch höherer Wille veranlasste dich, diese Torheit zu begehen?"

"Höre Vater", sagte das Mädchen, sich ihm zuwendend und den Lauf des Pferdes hemmend. "In der Nacht vor jenem Tage, als wir auf die Bärenjagd gingen, erschien mir im Traum meine Mutter. Sie war so wie du sie mir beschrieben hast: in weisser Kleidung, mit gelöstem Haar, aber mit sonnenklarem Gesicht, mit blühenden Wangen, mit einem Ausdruck von Freude auf den Lippen, mit lächelnden und in unermesslicher Liebe strahlenden klaren Augen. Sie kam mit ausgebreiteten Armen auf mich zu und umarmte mich, mich kräftig an ihre Brust drückend.

"Mutter!" sagte ich, konnte aber vor Freude, die mein ganzes Wesen erfüllte, kein Wort weiter hervorbringen.

- Miroslawa, mein einziges Kind sagte sie mit zarter, weicher Stimme, die mir noch jetzt im Herzen klingt, — höre, was ich dir sagen werde. Für dich naht eine bedeutungsvolle Stunde, Tochter! Dein Herz wird erwachen und sprechen. Höre auf dein Herz, Töchterchen, und folge dessen Stimme!
- Gut, Mutter! sagte ich, vor unfassbarer Freude zitternd.
- -- Ich segne dein Herz! -- und diese Worte sagend, verwehte sie als ein wohlriechender Zephir, und ich erwachte. Und mein Herz hat wirklich gesprochen,

Vater, und ich folgte seiner Stimme. Auf mir ruht der Segen meiner Mutter!"

"Aber, dummes Mädchen, das war ja nur ein Traum! Woran du am Tage gedacht hast, davon träumtest du in der Nacht! Und ausserdem", fügte der Bojar nach kurzer Pause hinzu, "und ausserdem wirst du ihn schon niemals wiedersehen!"

"Niemals wiedersehen?" rief Miroslawa lebhaft. "Warum werde ich ihn nie wiedersehen? Ist er vielleicht gestorben?"

"Und wenn er auch hundert Jahre leben sollte, so wirst du ihn doch nicht wiedersehen, denn, wir... wir werden schon nie mehr in diese verfluchte Gegend zurückkehren."

"Wir werden nicht zurückkehren? Weshalb denn?"

"Deshalb", sagte der Bojar mit erzwungener Ruhe, "weil deine guten Leute dort, und vor allem jener alte Teufel, der Vater deines geliebten Maxims, auf ihrer Versammlung beschlossen haben, uns aus ihrem Dorfe zu vertreiben, unser Haus zu zerstören und dem Erdboden gleichzumachen! Aber warte nur, Smerdengeschlecht, du wirst noch sehen, mit wem du zu tun hast! Tuhar Wowk—ist kein Tuchlaer Wolf, er kann auch den Tuchlaer Bären die Zähne zeigen!"

Als Miroslawa diese Worte vernahm, krampfte sich ihr Herz schmerzlich zusammen.

"Sie haben uns vertrieben, Vater? Aber weshalb haben sie uns denn ausgewiesen? Doch wohl wegen j enem Förster, den du so unbarmherzig schlagen liessest, obwohl ich dich unter Tränen gebeten habe ihn freizulassen!"

"Wie du dich doch an alles erinnerst!" fiel ihr Tuhar zornig ins Wort, obwohl ihm die Anklage von den Eippen der Tochter tief ins Herz stach. "O, ich weiss; wenn du auf jener Versammlung gewesen wärest, so hättest auch du dich auf ihre Seite, gegen deinen Vater gestellt! Was soll man da tun; dein Vater ist schon alt, mürrisch, dich verlangt es aber nach funkelnden Augen, die dich schwärmerisch anblicken und du willst natürlich keinen solchen Gefährten! Was liegt daran, dass dieser Vater vorzeitig ergraute, indem er für die Sicherung deiner Zukunft gesorgt, während dieser neue, holdere, jüngere Gefährte jetzt mit seinen Tuchlaer Bauern vielleicht unser Haus zerstört, unseren einzigen und letzten Zufluchtsort auf der Welt!"

Miroslawa ertrug diese bissigen Vorwürfe nicht; heisse Tränen rollten über ihre Wangen.

"Nein, du bist es, der du mich nicht liebst", sagte sie tränenüberströmt, "und ich weiss nicht, was dein Herz von mir abgewendet hat! Ich habe dir doch keinerlei Grund dazu gegeben! Du selbst hast mich gelehrt und mir anbefohlen, gerecht zu sein und die Wahrheit zu sagen! Ist dir jetzt die Wahrheit wirklich plötzlich zuwider geworden?"

Der Bojar schwieg und senkte den Kopf. Sie hatten sich bereits dem Gipfel des Berges genähert und ritten auf einem schmalen Pfade zwischen hohen Buchen, die den Himmel über ihnen vollständig verdeckten. Die Pferde, ihrem eigenen Willen überlassen, suchten selbst den Weg in der Dunkelheit; ab und zu schnaubend, trabten sie langsam den steilen, steinigen Pfad hinauf.

"Wohin reiten wir nun, wenn man uns aus Tuchlja ausgewiesen hat?" fragte plötzlich Miroslawa, sich mit dem Ärmel die Tränen abwischend und den Kopf hebend.

"Wir ziehen aufs Geratewohl", antwortete der Vater.

"Du sagtest doch, dass wir zu einem Bojaren zu Besuch reiten?"

"Die Wahrheit widerte mich an: ich habe die Unwahrheit gesagt."

"Wohin reiten wir denn nun?"

"Wohin du willst. Mir ist es gleich. Vielleicht sollen wir nach Halitsch zum Fürsten reiten, der mich satt hat und froh ist, dass er mich los wurde? O, ein schlauer Kauz ist er, dieser Fürst! Die Kraft eines Mannes ausnützen, ihn aussaugen wie eine reife Kirsche und den Kern wegwerfen,—dazu ist er wie geschaffen! Und wie er sich gefreut hat, als ich ihn um die Ländereien im Tuchlaer Gebiet gebeten habe! Gehe, sagte er, dass ich dich nur nicht mehr hier sehe. Geh und streite dich mit diesen Smerden um die aufgezwungene Grenze, nur kehre hierher nicht zurück! Nun, was meinst du, sollen wir vielleicht zu ihm reiten und uns bei ihm über die Tuchlaer Bauern beklagen und um fürstliche Hilfe gegen sie bitten?"

"Nein, Vater!" sprach Miroslawa. "Des Fürsten.

Hilfe wird das Böse nicht wieder gut, sondern nur noch schlimmer machen."

"Siehst du", sagte der Bojar, die letzten Worte seiner Tochter wenig beachtend. "Nun, vielleicht sollen wir dann nach Tuchlja zurückkehren, zu diesen verfluchten Bauern, zu diesem Teufel Berkut, und bei ihnen um Gnade bitten, uns ihrer Strafe unterwerfen, uns von unserem Bojarentum lossagen und sie anflehen, dass sie uns in ihre Gemeinde aufnehmen sollen, als Gleiche unter Gleichen, und mit ihnen weiterleben, so wie sie selber, mit den Schafen zusammen, zwischen Hafer und Mist?"

Unmerklich und unwillkürlich richtete sich Miroslawas Gestalt auf, ihr Gesicht erhellte sich bei diesen Worten.

"Und glaubst du, Vater, dass sie uns aufgenommen hätten?" fragte sie lebhaft.

"Wer weiss!" sagte der Bojar mürrisch. "Das kommt darauf an, wie gnädig ihre gemeinen Hoheiten und ihre höchste Hoheit Sachar Berkut wären."

"Vater, und warum sollten wir es nicht versuchen? Die Tuchlaer lieben keine Ungerechtigkeit; wenn sie uns auch verurteilt haben, so handelten sie vielleicht so wie es ihnen recht dünkte. Und vielleicht… vielleicht hast auch du, Vater, irgendwie… mit deinem schroffen Vorgehen dazu beigetragen? Und wenn man sanft, menschlich mit ihnen… Ach, was ist das?" rief plötzlich Miroslawa, ihre vorhergehenden Erwägungen unterbrechend.

Sie hatten gerade den Gipfel des Berges erreicht, und wie von Zauberhand entfaltet breitete sich das breite Tal des Stryj vor ihnen aus, von einem Meer von Lagerfeuern und Bränden überflutet. Der Himmel loderte im blutroten Widerschein. Als kämen sie aus der Hölle, drangen aus dem Tal wunderliche Stimmen an ihr Ohr, Pferdewiehern, Waffengeklirr, Rufe der Wachtposten, dumpfes Lärmen der um die Lagerfeuer sitzenden, schwarzen, zottigen Menschen. Und weit, weit aus der Ferne schallte das herzzerreissende Wimmern der gemarterten Greise, Frauen und Kinder, der Männer, die man gebunden in die Gefangenschaft führte, Viehgebrüll und das Knistern der Häuser, welche lohend zusammensfürzten, und riesige Garben von Feuerfunken strebten gen Himmel, wie Schwärme goldener Mücken. Im blutigen Feuerschein waren im Tal, am Flusse, lange, endlos lange Reihen viereckiger Zelte sichtbar, die durch breite Abstände voneinander getrennt waren.

Die Leute eilten wie Ameisen zwischen den Zelten hin und her und sammelten sich um die Lagerfeuer. Miroslawa erstarrte bei diesem Anblick und konnte ihre Augen nicht davon abwenden. Sogar der alte, mürrische Bojar konnte sich nicht von der Stelle rühren. Er tauchte seinen Blick in dieses schreckliche, blutige Meer und zog den Geruch bitteren Rauches und Blutes ein, lauschte dem Lärm, dem Wimmern, dem Stöhnen und den freudigen Siegesrufen. Sogar die Pferde unter unseren Reitern begannen am ganzen Körper zu zittern, spitzten die Ohren und schnaubten, als fürchteten sie, sich weiter zu wagen.

"Vater, um Gottes Willen, was ist das?" rief Miroslawa.

"Unsere Verbündeten", sagte mürrisch Tuhar Wowk.

"Ach, das müssen die Mongolen sein, von deren Ankunft das Volk mit solcher Erregung sprach."

"Richtig, sie sind es!"

"Die Verwüster des ukrainischen Landes!"

"Unsere Verbündeten gegen diese verfluchten Smerden und ihr Gemeindewesen."

"Vater, das ist unser Verderben! Wer wird die Bojaren ernähren, wenn es keine Bauern mehr geben wird?"

"Fürchte dich nicht; solch einen Sturm hat es noch nie gegeben, der diese gemeine Aussaat bis in ihre Wurzeln vernichten könnte!"

"Doch die Mongolen, Väterchen, schonen weder Haus noch Hof, noch die fürstlichen Gemächer! Du selbst hast schon oft erzählt, wie sie die Fürsten unter Pfosten erdrückt haben."

"Und das ist recht! Sollen sie diese listigen Raben nur erdrücken! Doch keinen einzigen Bojaren haben sie erdrückt. Ich sage dir nochmals: es sind unsere Verbündeten!"

"Du möchtest wohl gar mit diesen Wilden, die vom Blute unseres Volkes besudelt sind, ein Bündnis schliessen?"

"Was kummert mich, wer sie sind und wie sie sind? Ausser ihnen bleibt uns kein Ausweg. Und sollten sie auch die allerbösesten Geister selber sein, wenn sie mir nur helfen!" Tödlich erblasst, sah Miroslawa ihren Vater mit bangen Blicken an. Der blutige Widerschein der Flammen, der alles ringsum beleuchtete, machte sein Antlitz schrecklich und wild und glänzte auf seinem Helm, als würde er dieses Antlitz mit einem blutigen Kranz umgeben. Sie stiegen beide von ihren Pferden; und auf dem spitzen Bergesrücken stehend, sahen sie sich gegenseitig an.

"Wie schrecklich du bist, Vater", flüsterte Miroslawa. "Ich erkenne dich nicht wieder!"

"Sprich nur mutig. Tochter, sprich!" sagte der Vater mit wildem Hohn. "Ich weiss, was du sagen wolltest! Du wolltest sagen: ich kann mit dir nicht weitergehen, ich verlasse dich, Verräter der Heimat, und kehre zu meinem lieben, zu meinem treuen Berkut zurück! Sage es nur offen und verlasse mich. lch werde dorthin gehen, wohin mich mein Schicksal führt, und werde bis an das Ende meines Lebens für dein Wohl sorgen!"

Die beissende Stimme des Bojaren wurde am Ende weich, zitternd, rührend, so dass Miroslawa in lautes Weinen ausbrach und, bitter schluchzend, dem Vater an die Brust siel.

"Ach, Vater", sagte sie weinend, "wie du mein Herz zerreisst! Womit habe ich mich an dir so schwer verschuldet? Ich weiss doch, dass du mich liebst! Ich... ich werde dich nie verlassen! Ich werde deine Dienerin, deine Sklavin bis zum letzten Atemzug bleiben, nur gehe nicht dorthin, gib deinen ehrlichen Namen nicht hin für ewige Schmach!" Schluchzend fiel sie dem Vater zu Füssen und umschlang mit den Armen seine Knie, seine Hände mit Tränen benetzend. Tuhar Wowk hielt es nicht aus, auch aus seinen alten Augen flossen die Tränen. Er richtete Miroslawa auf und presste sie kräftig an die Brust.

"Töchterchen", sagte er sanft, "klage nicht über mich! Die Sorgen haben mein Herz mit Bitterkeit, meine Gedanken mit Zorn erfüllt. Doch ich weiss dass dein Herz aus purem Golde ist, dass du mich in den bangen Tagen des Kampfes nicht verlassen wirst. Wir sind doch jetzt ganz allein auf der Welt und können uns auf niemanden verlassen, von niemand Hilfe erwarten, als nur von uns selbst. Wir haben keine Wahl. Nehmen wir die Hilfe dort, wo wir sie finden."

"Vater, Vater!" sagte Miroslawa in Tränen. "Der Zorn gegen die Tuchlaer Bauern hat dich blind gemacht und stürzt dich ins Verderben. Sollen wir auch unglücklich sein, müssen wir aber deshalb zu Verrätern unseres Landes werden? Nein, dann ist es besser, wenn wir unter der Peitsche vor Hunger sterben!"

"Du bist noch jung, Tochter; du bist heiss und hitzig und weisst nicht was Hunger, was Not ist. Ich habe sie kennengelernt und will dich vor ihnen schützen. Widersprich mir doch nicht! Komm, reiten wir an unser Ziel! Was auch kommen mag, unserem Schicksal entrinnen wir doch nicht!"

Er schwang sich auf sein Pferd und spornte es an. Umsonst wollte ihn Miroslawa aufhalten—er jagte den Berg hinab. Schluchzend folgte auch sie, In ihrem unerschütterlichen, kindlichen Glauben war sie noch immer überzeugt, dass sie den Vater vor dem Verderben, vor ewiger Schmach — vor dem Verrat des eigenen Landes bewahren könnte. Die Ärmste wusste nicht, wie tief ihr Vater schon in diesen widerlichen Sumpf geraten, wie unrettbar er in den bodenlosen Abgrund gestürzt war, so dass es für ihn wirklich keinen anderen Ausweg gab, als noch tiefer zu fallen — bis er den Grund erreichte.

Je weiter sie ins Tal ritten, um so dichter umgab sie die Finsternis, desto weniger konnten sie sehen, ausser dem Flimmern der Lagerfeuer und dem Aufflackern der entfernten Brandstätten. Dafür wurde der Lärm und das Geschrei der riesigen Horde immer lauter und betäubender. Der Rauch machte ihnen das Atmen schwer und entzündete ihre Augen. Der Bojar ritt gerade auf das erste Lagerfeuer zu, welches inmitten des Feldes brannte. Es war eine mongolische Feldwache. Während sie sich näherten, unterschieden sie fünf Männer in Schafspelzen, deren Wolle nach aussen gekehrt war, in ebensolchen zottigen, spitz zulaufenden Mützen, mit Pfeilen und Bogen auf dem Rücken und Äxten in den Händen.

Unweit der Wache holte Miroslawa ihren Vater ein und zupfte ihn am Ärmel.

", Vater, ich flehe dich an, kehren wir um!"
"Wohin?"

"Gehen wir nach Tuchlja!"

"Nein, es ist schon zu spät! Wir werden dorthin

gehen, aber nicht mit einer erniedrigenden Bitte. Wir werden dorthin zu Besuch gehen und ich würde mich freuen zu sehen, ob sich deine Berkute jetzt getrauen werden uns fortzujagen!"

In diesem Augenblick hörten die Mongolen das Herannahen von fremden Menschen, und mit wildem Geschrei griffen sie nach Pfeil und Bogen und umringten die Ankömmlinge.

"Wer da?!" riefen sie mit verschiedenen Stimmen, bald in ihrer, bald in ukrainischer Sprache.

"Ein Verehrer des grossen Dshingis-Chan!" sagte Tuhar Wowk in mongolischer Sprache. Die Mongolen blieben stehen und starrten ihn an.

"Von wo kommst du, wer bist du und warum bist du gekommen?" — fragte einer der Krieger, scheinbar der Anführer der Wache.

"Das ist nicht deine Sache", antwortete der Bojar scharf in mongolischer Sprache. "Wer ist der Anführer eurer Kräfte?"

"Die Enkel des grossen Dshingis-Chan: Peti-Begadier" und Burunda Begadier".

"So gehe und sage ihnen, dass der Fluss Kalka durch Sümpfe fliesst und in den Don mündet. Und wir werden am Lagerfeuer auf deine Rückkehr warten."

In sklavischer Untertänigkeit wichen die Mongolen vor dem unbekannten Ankömmling zurück, der ihre Sprache sprach und dazu noch in solch sicherem Tone, an den sie nur von ihren Chans und Bega-

¹ Begadier-Held.

diers gewöhnt waren. In einem Augenblick hatte der Anführer der Wache seinen Posten einem anderen übergeben, und sich auf sein Pferd schwingend, jagte er dem Lager zu, welches wohl eine viertel Meile vom Wachtfeuer entfernt war.

Tuhar Wowk und Miroslawa stiegen von ihren Pferden, die von einigen Wächtern sofort ergriffen, geputzt und getränkt wurden, wonach man sie auf das mit Korn besäte Feld eines Bauern trieb. Die angekommenen Gäste traten an das Feuer und wärmten sich die Hände, die von der Kühle der Frühlingsnacht erstarrt waren. Miroslawa zitterte am ganzen Leibe, als hätte sie Fieber. Sie war blass und traute sich nicht, den Blick zu ihrem Vater zu erheben.

Erst jetzt, nachdem sie von des Vaters Munde die mongolischen Worte vernommen und gesehen hatte, mit welcher Hochachtung die Mongolen seinen Willen erfüllten, wurde es ihr klar, dass ihr Vater nicht erst heute die Bekanntschaft dieser schrecklichen Verwüster des Heimatlandes gemacht hatte, und dass jene Kunde wahr sein mochte, die man am Hofe des Fürsten Danilo einander heimlich zuflüsterte: Tuhar Wowk hätte während der Schlacht an der Kalka die Ukraine an die Mongolen verraten und ihnen den von den ukrainischen Fürsten entworfenen Kriegsplan enthüllt. Es seien keine überzeugenden Beweisgründe vorhanden, - erzählte man, - sonst hätte der Bojar seinen Kopf auf den Richtklotz legen müssen. Der Bojar stand während der Schlacht in der ersten

Reihe und wurde bei der ersten Verwirrung gefangen genommen. Aber so mancher wunderte sich über seine baldige Freilassung ohne Auskauf, obwohl der Bojar schwörte, die Mongolen hätten ihn aus Achtung vor seiner Tapferkeit freigelassen.

Es war eine dunkle Angelegenheit. Das eine nur war gewiss,—dass am fürstlichen Hofe alle begannen, sich von Tuhar abzusondern, und dass ihm der Fürst selbst nicht mehr so wie früher vertraute. Der Bojar fühlte schliesslich diese Veränderung und erbat sich vom Fürsten geschenktes Land im Tuchlaer Gebiet.

Ohne zu fragen, warum der Bojar Halitsch zu verlassen und sich in solcher waldigen Wildnis zu vergraben wünsche, zumal mit seiner jungen Tochter, schenkte ihm Fürst Danilo Land und war scheinbar froh, ihn los zu werden. Und bei der Abfahrt aus Halitsch verabschiedeten sich alle äusserst kalt von dem Bojaren, dem langjährigen Waffengenossen.

Das alles stieg jetzt in einer Minute in Miroslawas Erinnerungen auf; und alles, was sie damals gewundert und erzürnt hatte, stand jetzt klar und deutlich vor ihren Augen. So beruhte also die Kunde und das Geflüster auf Wahrheit! Ihr Vater war also schon längst, schon seit einem Jahrzehnt im Einvernehmen mit den Mongolen, war ein Verräter! Als wäre sie ganz zerknirscht, als hätte sie dieser Gedanke niedergemäht, neigte Miroslawa ihren herrlichen Kopf. Ihr Herz litt entsetzlich: sie fühlte, wie in ihr die kräftigsten und heilig-

sten Fäden einer nach dem anderen zerrissen,—die Fäden der kindlichen Liebe und Verehrung. Jetzt sah sie sich als eine in der Welt alleinstehende Waise, obwohl ihr Vater dicht an ihrer Seite war. Wie unglücklich fühlte sie sich jetzt, obwohl ihr Vater noch kurz vorher versichert hatte, dass er alles tun würde, um sie glücklich zu machen.

Aber auch der Bojar sah jetzt nicht wohlgelaunt aus: schwere Gedanken bedrückten offenbar sein mutiges Herz. Wer weiss, woran er dachte? Doch seine Augen starrten unverwandt in die Flammen des Lagerfeuers und beobachteten aufmerksam, wie die roten, wie Eisen glühenden Scheite verbrannten, wie sie von den Flammen umlodert im Feuer knisterten. Ob es das ruhige Sinnen eines Mannes war, der sein Ziel erreicht hatte, oder ob irgend eine unruhige Vorahnung der Zukunft mit kalter Hand sein Herz erfasste und den Stempel des Schweigens auf seinen Mund drückte? Jedoch selbst er, der alte, einsichtsvolle Mann, wich dem Blick Miroslawas aus, er schaute nur ins Feuer, auf die aufflackernden Funken und verkohlenden Holzscheite.

"Tochter!" sagte er endlich leise, ohne seine Augen zu ihr zu erheben.

"Warum hast du mich gestern nicht getötet, Vater?" flüsterte Miroslawa, gewaltsam die Tränen zurückhaltend. Obwohl ihre Stimme leise klang, wehte sie den Bojaren doch mit eisiger Kälte an. Er fand auf diese Frage keine Antwort und schaute schweigend ins Feuer, bis der Wächter aus dem Lager zurückkehrte.

"Die Enkel des grossen Dshingis-Chan senden dem neuen Freunde ihren Gruss und bitten ihn in ihr Zelt zum Kriegsrat."

"Gehen wir!" sagte der Bojar kurz und erhob sich von seinem Platze. Miroslawa erhob sich ebenfalls. doch die Füsse wollten ihr nicht gehorchen. Aber jetzt war nicht die Zeit umzukehren. In einer Minute hatten die Mongolen ihre Pferde herbeigeführt. Sie halfen Miroslawa in den Sattel; und beide Reiter umringend, führten sie dieselben zum Lager der Mongolen. Letzteres bildete ein riesiges Viereck und war von einem tiefen Graben umgeben. Auf jeder Seite des Vierecks befanden sich zwölf Eingänge. die von bewaffneten Wachen behütet wurden. Obwohl dem Lager kein Feind drohte, war dasselbe doch gut bewacht-eine Kriegsregel der Mongolen. die sich im Gegensatz zur christlichen Ritterschaft befand. Letztere konnte sich weder in Kriegsdisziplin, noch in taktischen Fähigkeiten und der Führung grosser Massen mit den Mongolen messen.

Die Wachtposten am Lagereingang riefen die Wache, die den Bojaren und seine Tochter begleitete, mit wilden Stimmen an; dann übernahmen sie die ungewöhnlichen Gäste und führten sie zum Zelt ihrer Heerführer. Obwohl Miroslawa vor Schmerz und Schande so niedergedrückt war, dass die Wangen ihres Mädchengesichtes heiss erglühten, so war sie doch mutig genug und dermassen frei und ritterlich erzogen, dass die Einrichtung des Lagers und

die gesamte neue und unbekannte Umgebung ihr ein lebhaftes Interesse einflössten.

Mit einem schnellen Blick musterte sie ihre Begleiter. Ihre niedrigen, untersetzten Gestalten in Schafspelze gehüllt, alle mit einem Bogen und einem Köcher mit Pfeilen versehen, waren Bären oder irgend welchen anderen Tieren ähnlich. Ihre glattrasierten Gesichter mit hervorstehenden Kiefern und Backenknochen, mit kleinen platten Nasen und kleinen, tiefliegenden Augen, die aus den engen, schief geschnittenen Spalten kaum hervorleuchteten, sahen widrig und abstossend aus, und ihre gelbe Hautfarbe, die im Schein der Lagerfeuer in eine grünliche Schattierung überging, machte sie noch furchtbarer und abstossender.

Mit ihren gesenkten Köpfen und ihrer schreienden, singenden Sprache glichen sie Wölfen auf der Suche nach einer Beute.

Aus der Nähe gewahrte Miroslawa, dass die Zelte der Mongolen aus Filzdecken hergestellt waren, die man auf vier oben zusammengebundenen Stangen aufgespannt hatte; zum Schutze gegen den Regen waren sie oben mit grossen Kappen von Rossleder bedeckt.

Vor den Zelten standen auf Pfählen aufgespiesste blutige Menschenköpfe, mit erstarrtem Ausdruck von Schmerz und Verzweiflung auf den blassen, blau gewordenen, vom Schein der Lagerfeuer wunderlich beleuchteten Gesichtern. Dieser Anblick trieb Miroslawa kalten Schweiss auf die Stirn; sie, das heldenhafte, mutige Mädchen, quälte nicht der Gedanke, dass auch ihr Kopf bald so aufgespiesst vor dem Zelte irgend eines mongolischen Begadiers stehen könne. Nein! Ihr wäre es jetzt lieber gewesen, im Feuer zu verbrennen oder als blutige Trophäe vor dem Zelt des Siegers zu stehen, als mit ihren eigenen Augen diese Trophäen zu sehen, von denen jede noch unlängst ein lebendiger Mensch war, ein Mensch, welcher dachte, arbeitete und liebte, — als zu einem ehrlosen Ziele dieses schreckliche Lager entlang zu gehen!

"Nein, nein", dachte sie, "das wird nicht sein. Ich gehe nicht weiter: ich werde nicht zur Verräterin meines Landes! Ich werde den Vater verlassen, wenn es mir nicht gelingen wird ihn von seinem verfluchten Vorhaben abzubringen."

Währenddessen waren sie vor dem Zelt des Heerführers Peti, des Lieblings Batijs angelangt. Das Zelt unterschied sich von aussen in nichts von den anderen Zelten, ausser den an seinem Gipfel befestigten drei Zeptern; dafür war es aber innen mit weit grösserem, echt asiatischem Luxus ausgestattet. Doch weder der Bojare, noch Miroslawa traten in das Zelt ein, denn sie trafen die mongolischen Heerführer vor dem Zelte an einem Lagerfeuer, über welchem Sklaven zwei Hammel rösteten. Als sie die Gäste gewahr wurden, sprangen die Heerführer auf und nahmen ihre Waffen in die Hand, doch rührten sie sich nicht von ihren Plätzen um die Gäste zu begrüssen. Die mongolischen Sitten kennend, winkte der Bojar seiner Tochter zu, sie solle im Hintergrunde bleiben, während er selbst, den Helm vom Kopfe und den Bogen von der Schulter nehmend, mit einer Verneigung auf die Heerführer zuschritt und, seinen Blick auf den Boden gerichtet, drei Schritte von dem Oberbefehlshaber Peti entfernt, schweigend stehenblieb.

"Von welchem Kaiser bringst du uns Nachricht?" fragte ihn Peti.

"Ich kenne keinen anderen Kaiser als den grossen Dshingis-Chan, den Beherrscher der ganzen Welt", antwortete der Bojar. Das war die gebräuchliche Formel der Unterwerfung.

Da reichte Peti dem Bojaren langsam, aber freudig die Hand.

"Du kommst rechtzeitig", sagte Peti "wir warteten auf unseren Verbündeten."

"Ich kenne meine Pflicht", erwiderte Tuhar Wowk. "Nur in einem habe ich eure Sitten verletzt, ich habe meine Tochter mit ins Lager gebracht."

"Deine Tochter?" fragte verwundert Peti. "Weisst du denn nicht, dass unsere Sitten den Frauen verbieten, das Lager der Krieger zu betreten?"

"Ich weiss es. Doch was sollte ich mit ihr beginnen? Ich habe kein Haus, keine Heimat, keine Frau! Ausser mir und dem grossen Dshingis-Chan besitzt sie keinen Beschützer! Mein Fürst war froh, mich aus seiner Stadt fortzulassen; und jene verfluchten Smerden, meine Sklaven, haben sich gegen mich erhoben."

"Aber trotzdem kann sie hier nicht bleiben." "Ich bitte die Enkel des grossen Dshingis-Chan, ihr für die heutige Nacht und den morgigen Tag den Aufenthalt hier zu gestatten, bis ich für sie eine sichere Unterkunft gefunden habe."

"Wir sind gastfreundlich unseren Feunden gegenüber", antwortete Peti, und sich dann an Miroslawa wendend, radebrechte er in ukrainischer Sprache:

"Komme näher, Mädchen!"

Als Miroslawa die an sie gerichteten Worte des schrecklichen mongolischen Heerführers vernahm, erzitterte sie. Hasserfüllt streifte sie mit stolzem Elick diesen Verwüster der Ukraine und hörte nicht auf seine Worte.

"Komm näher, Miroslawa", sagte ihr Vater. "Der grosse Befehlshaber des mongolischen Heeres ist gütig gegen uns."

"Ich will seine Güte nicht!" sagte Miroslawa.

"Komm näher, befehle ich dir!" gebot ihr drohend der Bojar. Miroslawa trat unwillig näher.

Peti sah sie mit seinen kleinen, blitzenden Augen an.

"Ein schönes Mädchen! Schade, dass es nicht bleiben darf. Nimm dir ein Vorbild an deinem Vater, Mädchen. Bleib dem grossen Dshingis-Chan treu. Dir wird grosse Güte zuteil! Da, nimm diesen Ring; er gehörte eurem Fürsten Mstislaw: er ist ein Zeichen der Sicherheit. Zeige ihn den mongolischen Kriegern—alle lassen dich durch und werden dir nichts Böses tun. Und nun—ins Zelt,"

Mit diesen Worten zog Peti einen grossen goldenen Ring von seinem Finger und überreichte ihn Miroslawa. Er hatte ihn in der Schlacht an der Kalka von dem Fürsten Mstislaw erbeutet. Am Ring befand sich ein grosser goldgrüner Beryll, auf welchem Figuren ausgeschnitten waren. Miroslawa schwankte, ob sie das Geschenk des Feindes annehmen solle—vielleicht gar als Lohn für des Vaters Verrat.

"Tochter, nimm dieses Zeichen von dem grossen Enkel des Dshingis-Chan", sagte der Bojar. "Es ist ein Zeichen seiner grossen Güte zu dir und sichert dir freien Eintritt ins mongolische Lager. Wir müssen ja von einander scheiden, Tochter. Ihre Kriegssitten verbieten den Frauen den Aufenthalt im Lager. Doch mit diesem Ring kannst du unbehelligt kommen und gehen, wann du es für notwendig findest.

Miroslawa schwankte noch immer. Dann kam ihr aber ein neuer Gedanke,— sie nahm den Ring, und sich abwendend, sagte sie "Danke!"

Dann gebot Peti, sie in ein besonderes Zelt zu führen, welches in Eile für ihren Vater aufgeschlagen worden war. Tuhar Wowk selbst blieb aber bei den mongolischen Begadieren, um mit ihnen einen Kriegsrat abzuhalten.

Als Erster ergriff Peti das Wort, der Oberbefehlshaber dieser Abteilung, ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, mongolischen Typs: klein, rührig, mit schlau zwinkernden Augen, die den Augen einer Maus glichen.

"Setze dich, Gast", sagte er zu dem Bojaren. "Wenn wir der sagen, dass wir auf dich gewartet haben, so soll dieses das grösste Lob für deine Treue gegen den grossen Dshingis-Chan sein. Aber immerhin hast du dich etwas verspätet. Unser Heer wartet schon den dritten Tag. Als uns aber der grosse Dshingis-Chan gen Westen geschickt hatte, in das Land seiner Sklaven—der Arpaden, hat er uns befohlen, ohne besonderen Anlass nirgends länger als drei Tage zu verweilen. Unser Bruder, der Begadier Kaidan, der den Weg durch die Walachei eingeschlagen hat, wird vor uns im Hause der Arpaden sein und ihre Hauptstadt einnehmen. Welchen Ruhm werden wir dann von diesem Kriegszug davontragen?"

Darauf antwortete der Bojar:

"Ich habe deine Worte verstanden, grosser Begadier, und gebe folgende Antwort: Der treue Diener des grossen Dshingis-Chans konnte nicht schneller in euer Lager kommen, denn erst gestern erfuhr er von eurer Ankunft und machte sich sogleich auf den Weg. Sorge dich nicht wegen des Aufenthalts. Unsere Wege sind wohl nicht breit, aber gefahrlos. Das Tor in das Reich der Arpaden wird euch geöffnet, sobald ihr anklopft."

"Welche Wege sind es und in wessen Händen befinden sie sich?" fragte Peti kurz.

"Der eine Weg ist der Duklapass; er führt den Fluss Ssjan aufwärts, dann durch eine tiefe Bergeskluft. Der Weg ist breit und vorteilhaft und wurde so manches Mal von ukrainischen und ungarischen Streitkräften zurückgelegt."

"Ist er weit von hier?"

"Von hier bis Przemysl sind zwei Tage Weges und von Przemysl bis zu den Bergen noch zwei Tage."

"Wer bewacht den Weg?"

"Er wird von den Bojaren unseres Fürsten bewacht, die darauf Hindernisse errichtet haben. Doch die Bojaren dienen dem Fürsten Danilo Romanowitsch ungern und bewachen ungern diese Hindernisse. Ein kleines Versprechen wird sie für die Sache des grossen Dshingis-Chan gewinnen..."

"Warum haben wir aber bisher keinen von ihnen in unserem Lager gesehen?" fragte Peti.

"Es ist für sie unmöglich, grosser Begadier. Das Volk, unter dem sie leben und welches bewaffnete Leute zur Verteidigung der Hindernisse geben muss, duldet ihre Macht nur ungern. Der Geist des Aufruhrs und Ungehorsams lebt im Volke. Die Herzen sehnen sich nach der alten Ordnung, bei der es weder Fürsten noch irgendwelche Macht gab, bei der jede Gemeinde für sich lebte, bei der sich alle nach freiem Willen gegen den gemeinsamen Feind vereinigten und sich ihre Ältesten wählten und absetzten.

In diesen Bergen lebt ein Greis, den man den "Redner" nennt, der im Namen dieser alten Ordnungen die Flammen des Ungehorsams entfacht. Das Volk sieht auf die Bojaren wie die Hirten auf den Wolf. Und würde es nur sehen, dass sich die Bojaren offen auf die Seite des grossen Dshingis-Chan stellen, so würde es dieselben steinigen. Wenn aber bei der Annäherung unserer Kräfte sich die

Bojaren euch unterwerfen und die Hindernisse übergeben werden, dann wird das Volk auseinanderstieben wie Spreu im Winde."

Peti lauschte aufmerksam den Worten des Bojaren. Ein verächtliches und stolzes Lächeln spielte um seine dünnen Lippen.

"Bei euch herrscht aber eine merkwürdige Ordnung!" sagte er. Der Fürst empört sich gegen seine Diener, die Diener gegen den Fürsten, der Fürst und seine Diener gegen das Volk, und das Volk gegen jedwede Macht! Komische Ordnung! Wenn bei uns die kleinen Führer gegen den grossen Dshingis-Chan aufständig sein wollten, so würde er dieselben in seiner Aul 1) versammeln und letztere mit seinen treuen Söhnen unizingeln; dann würde er befehlen, um die Aul achtzig grosse Kessel aufzustellen und diese mit Wasser zu füllen. wenn das Wasser aber kochen würde, da würde man in jeden Kessel je zwei Aufständische werfen, ohne vorerst zu untersuchen, wer schuldig oder unschuldig sei, und sie dann so lange kochen, bis das Fleisch von den Knochen abgekocht sein würde. Dann würde er befehlen, die kahlen Knochengerippe aus den Kesseln zu nehmen und sie hoch zu Ross zu den ihnen untergebenen Stämmen zu führen, damit diese am Beispiel ihrer Führer lernen mögen. wie man dem grossen Dshingis-Chan gehorsam und untertan sein müsse. So solltet auch ihr das Volk lehren. Und wir werden es ihm beibringen. Dankt

¹⁾ Aul — Tscherkessendorf.

den Göttern, die uns in dieses Land geschickt haben; denn wären nicht wir, so hättet ihr euch gewiss wie die hungrigen Wölfe gegenseitig aufgefressen."

Während dieser Erzählung des Mongolen erstarrte dem Bojaren das Blut in den Adern; doch erwiderte er darauf keine einzige Silbe.

"Nun, und welches ist euer zweiter Weg?" fragte Peti weiter.

"Der zweite Weg—ist der Tuchlaer Pass", antwortete der Bojar. "Wenn auch enger und nicht so eben, so ist er doch näher und ebenso gefahrlos. Auf diesem Wege gibt es keine Hindernisse, auch keine fürstlichen Bojaren. Die Bauern bewachen ihn selbst."

"Vor euren Bauern haben wir keine Angst!" erwiderte Peti stolz.

"Sie sind auch nicht zu befürchten", steuerte der Bojar bei. "Sie sind ja ohne Waffen und haben keine Kriegskenntnisse. Auf diesem Wege kann ich selbst euer Führer sein."

"Aber vielleicht sind diese Wege auf der arpadischen Seite sehr eng?"

"Der Tuchlaer Pass ist nicht eng, der Duklapass auch nicht allzusehr."

"Ist es über den Tuchlaer Pass weit bis in das Land der Arpaden?"

"Die bewaffneten Männer brauchen einen Tagesmarsch, bis sie Tuchlja erreichen. In Tuchlja wird übernachtet und bei Morgengrauen der Marsch fortgesetzt, so dass ihr schon am Abend in der Ebene sein werdet."

"Und über den Duklipass?"

"Wenn man die Zeit nicht mitrechnet, die zur Beseit gung der Hindernisse nötig ist, dann sind es diei Tage Weges."

"Nun dann führe uns durch den Tuchlaer Pass", sagt. Peti.

"Erlaube mir ein Wort zu reden, grosser Begadier", sagte einer der mongol schen Befehlshaber, ein Mann von riesenhaftem wuchs und einer Herkulesgestalt, mit dunkler Gesicht-farbe, in das Fell eines Steppentigers gekleidet, was seine Herkunft von einem turkmenischen Stamme sehr deutlich bezeugte.

Es war der schreckliche, unermüdlich tapfere und blutdürstige Krieger Burunda Begadier, an Ruhm ein Rivale des Kaidan. Die von ihm geführten mongolischen Abteilungen liessen die furchtbarsten Ruinen, die grösste Anzahl Leichen, das breiteste, von Brandschatzung verursachte Feuermeer hinter sich. An Kühnheit übertraf er Peti bei weitem; vor seinem Zelte wurden jeden Abend zweimal soviel neue Köpfe aufgespiesst, als vor dem Zelt einesjeden anderen Kriegers. Doch Peti beneidete ihn nicht um diese Kühnheit, denn er fühlte sehr wohl seine eigene Überlegenheit in der Kunst der Führung grosser Massen und der Leitung grosser Schlachten und Kriegszüge. Er liess Burunda gern an die gefahrvollsten Stellen, hielt ihn als unbesiegbaren, eisernen Stossbock für die schwersten entscheidenden Minuten in Reserve und setzte ihn dann mit der Abteilung der "blutigen Turkmenen" ein, um den Sieg zu entscheiden.

"Sprich, Bruder Burunda!" sagte Peti.

"Erlaube mir mit einer Abteilung von zehntausend Mann über den Tuchlaer Pass zu ziehen, du selbst aber gehe über den Duklapass. Sobald ich auf der Seite der Arpaden angekommen bin, greife ich sofort jene an, die den Duklapass verteidigen, und ebne dir den Weg."

Peti sah Burunda mit Verwunderung an, als wäre diesem Raufbold zum ersten Mal ein derart kluges Wort über die Lippen gekommen. Und wirklich, wenn Burundas Plan auch verwegen war, so war er dennoch sehr vernünftig, und Burunda war der einzige Wagehals, der diesen Plan verwirklichen konnte.

"Gut", sagte Peti, "soll es nach deinem Willen geschehen! Wähle dir Krieger und mache dich mit ihnen schon morgen auf den Weg."

"Erlaube auch mir ein Wort zu sagen, grosser Begadier"? sprach Tuhar Wowk.

"Sprich", erwiderte Reti.

"Wenn es euer Wille ist, einen Teil eurer Kräfte über den Tuchlaer Pass zu senden (und wegen der Enge des Weges würde ich auch nicht raten, alle über diesen Pass zu führen), so erlaubt mir mit einer kleinen Abteilung voranzugehen, um den Eingang zu diesem Pass zu besetzen, noch bevor die Tuchlaer Smerden von eurem Vormarsch erfahren und den Weg mit Hindernissen versperren werden.

"Gut, gehe!" erklärte sich Peti einverstanden. "Wann willst du aufbrechen?" "Sofort, damit ich noch bis morgen meine Sache vollenden kann."

"Wenn es so ist, dann soll unsere Beratung beendet sein. Mögen die Götter unseren Waffen Glück bringen!" sagte Peti, und erhob sich von seinem Platze. Auch die anderen Befehlshaber erhoben sich. Tuhar Wowk bat Peti, ihm eine Abteilung mutiger Männer zur Verfügung zu stellen; er selbst ging in sein Zelt, um sich zu kräftigen und von seiner Tochter Abschied zu nehmen.

Bitterlich weinend, sass Miroslawa im dunklen Zelt auf einem mit weichen, geraubten Federbetten bedeckten Lager. Nach all den furchtbaren und unerwarteten Eindrücken dieses Abends konnte sie erst jetzt ihre Gedanken sammeln und sich ihre jetzige Lage, in die sie ihr Vater gebracht hatte, so recht überlegen.

Diese Lage war wahrlich eine entsetzliche, und allem Anscheine nach, gab es für sie keinen Ausweg. Ihr Vater war ein Verräter, ein Diener der Mongolen. Sie befand sich im mongolischen Lager, halb Gast, halb Gefangene, in jedem Falle aber,—eine elternlose Waise. Denn sogar ihre letzte Stütze—der unerschütterliche Glaube an ihren prophetischen Traum, an den Segen der Mutter und an ihr Liebesglück mit Maxim,—auch dieser Glaube begann jetzt bei kühler Überlegung zu schwanken und machte ihr Herz bluten. Mit welchem Antlitz würde sie jetzt vor Maxim treten? Mit welchen Worten sollte sie ihm über ihren freiwilligen oder unfreiwilligen Aufenthalt im "mongolischen

Lager erzählen?. Wie Schlangen umwanden diese Fragen ihr Herz, und sie gab den Tränen freien Lauf und weinte, als nehme sie Abschied von ihrem Leben.

Mit leisen erregten Schritten trat ihr Vater zu ihr und legte die Hand auf ihre Schulter. Sie aber blickte nicht auf, rührte sich nicht und hörte nicht auf zu weinen.

"Töchterlein, Miroslawa", sagte er, "weine nicht!. Wenn uns Gott hilft, wird alles noch gut werden!"

Miroslawa sass unbeweglich, kalt und teilnahmslos, als hätte sie nichts gehört.

"Vergiss diesen Smerden! Deiner harrt eine herrliche Zukunft und er... Was ist er? Morgen fällt er als Leiche, von meinem Schwert getroffen."

"Wer?" schrie Miroslawa mit herzzerreissender Stimme.

Der Bojar erschrak vor dieser Stimme und trat vor der Tochter zurück, die aufgesprungen war.

"Wer fällt als Leiche?" wiederholte sie. "Er, Maxim? Du vollführst einen Überfall auf Tuchlja?"
"Aber nein, nicht doch!" wich der Bojar aus.
"Wer hat dir das gesagt?"

"Du selbst hast es gesagt!" erwiderte ihm Miroslawa. "Vater, sage mir die Wahrheit, was hast du im Sinn. Um mich fürchte dich nicht! Ich sehe jetzt selbst schon sehr gut, dass ich Maxim nicht angehören kann, — deinetwegen nicht angehören kann! O, du bist klug, du bist schlau! Du hast deinen Willen durchgesetzt! Nicht deshalb kann ich nicht Maxim angehören, weil ich von Geburt

höher stelle als er, o nein! Ich stehe unter ihm, ich fühle mich unermesslich niedriger als er denn seine Seele ist rein und ehrlich ich aber bin die Tochter eines Verräters, vielleicht gar selbst eine Verräterin! So ist es, Vater! Du bist sehr schlau, so schlau, dass du dich sogar selbst überlistet hast! Du sagst, dass du mein Glück willst; doch hast du mein Glück zerstört. Nun, mag es schon so sein. Welchen Nutzen aber bringe ich? So sage mir, was hast du mit ihm vor?"

"Aber nichts, gar nichts! Er ist vielleicht jetzt schon irgendwo weit in den Bergen."

"Nein, nein, nein, ich glaube dir nicht! Sage mir, worüber hast du dich mit den Mongolen beraten?"

"Wir sprachen darüber, welchen Weg wir nach Ungarn einschlagen sollen."

"Und du willst sie auf den Tuchlaer Pass führen, um dich an den dortigen Bauern zu rächen!"

"Dummes Mädchen, was habe ich an ihnen zu rächen! Die sind viel zu gering für meine Rache. Ich will die Mongolen nach Ungarn führen, denn je schneller sie unser Land verlassen, umsoweniger Ruinen lassen sie hier zurück".

"O, gewiss, gewiss!" rief Miroslawa. "Aber bei ihrer Rückkehr werden sie auch das ruinieren, was sie jetzt unversehrt lassen! Und du führst sie sofort nach Tuchlja?"

"Nein, nicht nach Tuchlja. Ich führe nur eine kleine Abteilung, um den Eingang nach Tuchlja zu besetzen."

"Wer das Tor besitzt, der besitzt auch das Haus!

Aber jetzt verstehe ich! Du hast doch selbst noch unlängst, — dort auf dem Berge — gesagt, dass morgen Maxim und die Tuchlaer unser Haus niederreissen werden. Und nun willst du ihn mit den Mongolen überfallen, ihn umbringen..."

Der Bojare sah sie verwundert an. Er begann zu befürchten, dass sie eine Hexe sei, weil sie so furchtbar schnell erraten hatte, um was es sich handelte.

"Tochter, vergiss ihn!" sagte er, "Dem Schicksal, das ihm beschieden ist, wird er nicht entrinnen."

"Nein, Vater, damit führst du mich nicht an! Ich reite nach Tuchlja und werde ihn warnen, werde ihn aus deiner Falle erretten! Und wenn er in dieselbe gerät, dann werde ich mich an seine Seite stellen und mich bis zum letzten Atemzug mit ihm zusammen verteidigen,—gegen dich, Vater, und gegen deine bösen Verbündeten!"

"Mädel, du bist wahnsinnig!" rief der Bojar. "Nimm dich in Acht und fache meinen Zorn nicht auf! Dieser Augenblick ist für uns entscheidend."

"Was kümmert mich dein Zorn!" erwiderte Miroslawa kalt. "Und was kannst du mir noch Schlimmeres antun, nach dem was du mir schon angetan hast? Wenn du mich ermordest, so wird das nur eine Wohltat sein; denn für mich gibt es so wie so kein Leben. Lass mich hinaus!"

"Nein, du bleibst hier, du törichtes Ding!"

"So, hier bleiben, bis du denjenigen ruhig ermordest, der mir teurer ist als mein Leben! O nein ich bleibe nicht hier!"

"Bleibe! Ich schwöre dir, dass ich meine Hand nicht gegen ihn erhebe!"

"O, ich weiss, was das bedeutet!" schrie Miroslawa. "Es ist doch selbstverständlich: du, ein Bojar, — wie kannst du die Hand gegen einen Smerden erheben! Aber deinen wilden Genossen wirst du befehlen, alle vergifteten Pfeile auf seine Brust zu lenken!"

"Nein! Wenn du schon solch ein Mitleid mit ihm hast, so schwöre ich dir nochmals, dass weder ich noch irgend jemand aus meiner Abteilung ihn anrühren wird, und wenn er uns auch noch so angreifen sollte! Genügt dir das?"

Voller Herzeleid und Bangigkeit stand Miroslawa da und konnte nichts weiter erwidern. Wusste sie denn, ob das genügte, oder nicht? O, wie froh wäre sie, wenn sie wie ein Vöglein zu ihm fliegen könnte, um ihn mit ihrem Gezwitscher zu warnen! Aber das war unmöglich. Ihr Vater ergriff seine Waffen und sagte, bevor er das Zelt verliess:

"Tochter, ich sage dir nochmals und beschwöre dich: bleibe im Lager, bis ich zurückkomme; dann kannst du tun, was du willst. Und nun, lebe wohl!"

Er ging davon; und der Filzvorhang, der als Tür diente, bewegte sich unruhig hin und her. Mit verrenkten Händen, ein Bild grösster Sorge und banger Unruhe, stand Miroslawa in der Mitte des Zeltes, stumm, gebeugt, mit geöffnetem Munde, — ihr Ohr fing die letzten Hufschläge auf, welche immermehr verhallten und verstummten, je weiter sich die Abteilung der Mongolen, die ihr Vater zur

Vernichtung der Tuchhlaer Bauern führte, gen Süden entfernte.

V.

Mit schwerem Herzen schritt Maxim Berkut mit einer kleinen Schar Tu hlaer Burschen an die Vollziehung des Willens der Gemeinde Von klein auf war er im tiefen Gefühl seiner Einheit mit der Gemeinde und der Helligkeit des Willens dieser Gemeinde herangewachsen. Auch jetzt, als für sein Herz vollkommen ungelegen die ehrenvolle Wahl der Gemeinde auf ihn fiel, den Feind der Gemeinde, als wel hen die Tuchlaer den Bojaren betrachteten, aus dem Gemeindeland zu verare ben - auch jetzt konnte er diesen Auftrag nicht ablenken, obwohl sein Herz brach, bei dem blossen Gedanken, dass er Miroslawa und deren Vater wie Feinden begegnen müsse, dass er vielleicht dazu genötigt sein würde, mit des Bojaren Bogenschützen, oder mit dem Bojaren selbst zu kämpfen und angesichts derjenigen Menschenblut verg essen musste, für die er bereit war, sein eigenes Leben zu opfern Freilich, er war, fest entschlossen, seine Aufgabe womöglich ruhig zu verrichten und es nicht bis zum Blutvergiessen zu bringen. Aber wer könnte es denn verbürgen, dass der Bejar, welcher seine schwache Seite kannte, nicht selber einen Anlass suchen würde? Das war recht wahrscheinlich.

"Nein, — dachte Maxim, — wenn er mein Blut will, werde ich mich nicht verteidigen; ich werde

ihm freiwillig meine Brust entgegenhalten — soll er zustoss n! Das Leben will er mir nicht geben, so soll er mir den Tod geben! Leb wohl, mein Tuchlja! Leb wohl, mein Vater, mein grauer Falke! Lebt wohl, meine Brüder und Genossen! Ihr werdet Maxim schon nicht wiedersehen; und wenn ihr von meinem Tode hören werdet, dann werdet ihr in Betrübnis sagen: er fiel für das Wohl der Gemeinde! Aber ihr werdet nicht wissen, dass ich den Tod selbst gewünscht und gesucht habe!"

So dachte Maxim, als er sich auf dem Hügel am Opir dem Hause des Bojaren näherte. Das Haus des Bojaren war aus dicken, vierkantig zugeschnittenen Tannen gebaut und mit groben Schindeln gedeckt, die von oben mit einer dicken Schicht roten, sich im Wasser nicht auflösendem Lehm bestrichen waren. Wie in allen Häusern waren die Fenster auch hier auf der südlichen Seite: anstatt Scheiben waren Ochsenblasen an den Rahmen aufgespannt, die ein schwaches, gelbliches Licht ins Innere dringen liessen. Die Eingangstüren führten von vorn und von hinten in einen geräumigen Flur. dessen Wände mit allerlei Waffen, Hirsch- und Auerochsengeweihen, Häuten von Wildschweinen, Wölfen und Bären behängt waren. Aus dem Flur, führten zu beiden Seiten Türen in geräumige, hohe Zimmer mit Lehmöfen ohne Kamin, mit schön geschnitzten Stellagen für allerlei Geschirr. Das eine Zimmer war für den Bojaren, das auf der anderen Seite des Flurs-für seine Tochter.

Rückwärts befanden sich zwei weite Kammern:

in der einen die Küche, die andere aber war für das Gesinde. Die Wände des Zimmers des Bojaren waren mit Bärenhäuten behängt, nur über der Schlafstätte hing ein teurer, fremdländischer Teppich, den der Bojar in irgend einem Feldzug erbeutet hatte. Dort hingen auch seine Bogen, Schwerter und andere Waffen.

Das Zimmer Miroslawas war, ausser molligen Tierfellen an den Wänden und auf dem Boden, noch mit Blumen geschmückt, an der Wand gegenüber den Fenstern, über ihrer Schlafstätte, hing ein teurer Metallspiegel und neben ihm eine hölzerne, silberbeschlagene, mit vier Saiten versehene Theorbe¹), die geliebte Vertraute von Miroslawas Mädchenträumen. Abseits vom Hause, in einem kleinen Tal, standen Ställe, Scheunen und andere Wirtschaftsgebäude. Dort befand sich auch ein kleines Häuschen für die Hirten.

Doch heute war es leer und einsam im geräumigen Hause des Bojaren. Der Bojar und Miroslawa waren nicht daheim, die Diener hatte der Bojar fortgeschickt, das Vieh wurde nach der benachbarten Kortschiner Niederlassung getrieben. Nur die Bogenschützen und andere Krieger waren geblieben und diese waren nicht aufgelegt, sie scherzten nicht und sangen keine Lieder.

Möglich, dass eine wichtige Sache ihrer harrte, denn sie nahmen Bogen und Pfeile, Äxte und Spiesse, und das alles schweigend und traurig,

¹⁾ Saiteninstrument.

als bereiteten sie sich zum Tode vor. Was war da los?

Einer von ihnen, der wie ein Wachtposten in der Mitte des Weges stand, gab mit dem Horn ein Zeichen, und alle Krieger stellten sich vor des Bojaren Haus in Reih und Glied auf, ganz kampfbereit, die Spiesse erhoben, und die Bogen gespannt.

Die Tuchlaer kamen den Weg entlang; und vor des Bojaren Haus bewaffnete Leute gewahrend, begannen auch sie sich zum Kampfe zu rüsten. Mit unruhigem Blick betrachtete Maxim die bewaffneten Männer und suchte unter ihnen den Bojaren. Doch zu seinem Glück war der Bojar nicht zu sehen. Maxim atmete auf, als sei ein grosser Stein von seiner Brust gefallen, und begann nun mutiger seine Schar zu ordnen. Dieses nahm nicht viel Zeit in Anspruch, und schweigend, mit gespannten Bogen, mit glitzernden Äxten und Spiessen näherten sich die Reihen der Tuchlaer den Söldnern des Bojaren. Nicht weiter als fünfzig Schritte voneinander entfernt blieben sie stehen.

"Bojar Tuhar Wowk!" rief Maxim laut.

"Bojar Tuhar Wowk ist nicht da!" antworteten die Söldner.

"So hört ihr, seine Getreuen, was ich euch im Namen der Tuchlaer Gemeinde sagen werde! Die Gemeinde hat uns geschickt, um euch laut Beschluss des Gemeindegerichts mit oder gegen euren Willen vom Tuchlaer Lande zu verjagen. Wir fragen euch nun: geht ihr freiwillig oder nicht?" Die Söldner schwiegen.

"Wir fragen zum zweiten Mal!" sagte Maxim.

Die Söldner schwiegen, ohne die Bogen abzusetzen.

"Wir fragen zum dritten Mal!" ri f Maxim mit gehobener Stimme.

Lie Söldner schwiegen, standen aber un ntwegt in ihrer feindlichen Pose. Maxim konnte sich nicht erklären was das zu bedeuten hatte; aber ohne sich lange aufzuhalten gebot er seinen Burs hin, ihre Pfeile gegen die Söldner abzuselliessen. Die feil zisch en wie Sindangen dur hid Luft und über die Köpfe der Söldar hinwegsausend, prallten sie an die Wand wie auf ein gegebenes Zeichen warfen die Söldner in diesem Augenblick die Waffen nieder und gingen mit entgegengestreckten Händen auf die Tuchlaer zu

"Genossen, Brüder!" sagten sie. "Seid nicht böse auf uns für unser Schweigen. Wir haben dem Bojaren unser Wort gegeben, dass wir euch feindlich begegnen werden; doch haben wir ihm nicht versprochen euer Blut für eine unrechte Sache zu vergiessen. Wir waren auf dem Gemeindegericht und wissen, dass der Bojar die Gemeinde beleidigt hat und dass das Gemeindegericht gerecht handelt. Tut, wie euch befohlen; und wenn uns eure Väter verze hen wollen, so werden wir sie bitten uns in ihre Gemeinde aufzunehmen. Wir wollen dem Bojaren nicht mehr dienen."

Grenzenlos war die Freude der Tuchlaer und besonders Maxims, als sie diese Worte vernahmen. Sofort warfen alle die Waffen vor des B jaren Hause auf einen Haufen und unter lauten, freudigen Rufen umarmten und küssten sie ihre neuen und unverhofften Genossen, mit denen sie sich noch vor einer Minute in einen tödlichen Kampf einlassen wollten.

Maxim freute sich am meisten darüber, dass sich seine Befürchtungen nicht bestät gt hatten, und dass er angesichts Miroslawas, deren Vater nicht zu besiegen und auch diejenige nicht auf unbekannte Wege zu vertreiben brauchte, von d r er sich am liebsten nie getrennt hätte.

Die Freude über die friedliche Lösung dieser unangenehmen Angelegenheit erstickte in ihm für einen Augenblick alle anderen Zweifel. In Begleitung der fröhlichen Söldner des Bojaren, traten die Tuchlaer in das Haus, besahen alles mit Neugierde, rührten aber nichts an. Mit klopfendem Herzen näherte sich Maxim dem Zimmer Miroslawas, in der Hoffnung sie hier tränenübergossen oder zornig anzutreffen und sie durch freundliche Worte zu trösten und zu beruhigen. Doch Miroslawa war nicht im Zimmer, und das beunruhigte Maxim.

— Wo ist sie? — dachte er, und sofort entschloss er sich, die Söldner des Bojaren, welche während dem herumschlenderten und vor Freude ihren Tuchlaer Gisten ein brüderliches Gastmahl vorbereiteten, darüber auszufragen. Aber die Antwort der Söldner auf seine Frage befriedigte und berühigte Maxim keinesfalls. Gestern früh sei der Bojar mit seiner Tochter fortgeritten; aber wohin? wozu? wann er wiederkehre? — sie wassten es nicht. Er

hatte ihnen befohlen gegen die Tuchlaer feindlich aufzutreten; aber ob es der Anblick ihrer finsteren, unwilligen Gesichter verursacht, ob ihm irgend ein anderer Gedanke kam, — doch er brach plötzlich das Gespräch ab und ritt davon. Das war alles, was Maxim von den neuen Verbündeten erfahren konnte.

Selbstverständlich mussten derartige Nachrichten seine reine Freude sofort trüben, ja sogar den Schatten eines Verdachtes auf die Söldner werfen. Was war hier los? Steckte vielleicht dahinter ein Verrat? Wollte der Bojar sie in irgend einen Hinterhalt locken? Da aber Maxim seinen Verdacht nicht laut aussprechen wollte, flüsterte er nur einigen seinen Genossen zu, sie sollen recht wachsam sein, er selbst aber begann das ganze Haus von oben bis unten aufmerksam zu durchsuchen und liess keine einzige Nische ausser Acht. Aber nirgends fand er etwas Verdächtiges.

"Ein schönes Gebäude!" sagte Maxim zu den Söldnern, welche die Tische deckten. "Doch was nützt es? Wir müssen es auseinandernehmen. Selbstverständlich stürzen wir es nicht ein, brennen es nicht nieder, sondern legen alles schön in Ordnung auf einen Haufen, damit es der Bojar holen kann, wenn er es nötig hat. Sein ganzes Hab und Gut muss ihm vollkommen erhalten bleiben."

Währenddessen hatten die Söldner grosse Eichentische aus den Zimmern in den Flur geschleppt, sie mit weissen Tischtüchern bedeckt und allerlei Speisen und Met darauf gestellt. Unter freudigen

Rufen und Liedern begann das Gastmahl. Doch je länger die Burschen an den Tischen sassen, je mehr sie assen und tranken, desto unmutiger und trauriger wurden sie.

Obwohl der Met in den geschliffenen Holzkrügen schäumte, das an Bratspiessen geschmorte Fleisch auf hölzernen Tellern dampfte, obwohl die offenherzigsten, freundschaftlichen Worte von allen Seiten erklangen, so zitterten doch heimlich aller Herzen, als erwarteten sie irgend eine schreckliche Nachricht. Eine wunderliche, unerklärliche, aber allen fühlbare Unruhe schwebte in der Luft. Ob etwa die Wände des Bojarenhauses die freien Bürger drückten?

Da erhob sich einer der Söldner des Bojaren. Einen mit schäumendem Met angefüllten Krug emporhebend, begann er zu sprechen:

"Brüder! Dieser Tag ist für uns ein Freudentag und er soll von keinem bösen Ereignis..."

Doch er sprach nicht zu Ende. Plötzlich erblasste er und erzitterte am ganzen Leibe. Alle sprangen von ihren Plätzen auf, liefen verwirrt durcheinander und kippten den Tisch mit all den Krügen und Speisen um.

"Was ist das? Was ist das?" riefen alle zusammen und drängten sich zur Tür. Wenn auch das Zeichen, ein dumpfer Hufschlag noch so gering und unbedeutend war, so rief es dennoch im Hause des Bojaren eine masslose Verwirrung hervor. In einem Augenblicke verwandelte sich der Flur in eine wahre Hölle: der eine rannte hin, der andere

zurück, der eine suchte diesen, der andere jenen, und alle drängten sich in Verwirrung und trampelten auf den Krügen, Speisen, auf dem weissen Tischtuch und dem umgestürzten Eichentisch herum. Maxim machte sich zuerst von dieser Verwirrung frei und stürzte auf den Hof. Nur einmal in die Runde blickend, erkannte er sofort die Grösse der Gefahr.

"An die Waffen, Brüder, an die Waffen! Die Mongolen! Die Mongolen! - Dieser Ruf traf alle wie ein Donnerschlag. Alle blieben wie versteinert stehen, als wären sie tot. Die sinnlose Verwirrung verwandelte sich in eine Erstarrung. Aber auch dieses dauerte nur einen Augenblick. Das Getrampel der Pferdehufe kam immer näher und näher, und die unvermeidliche Gefahr rüttelte plötzlich alle aus ihrer Erstarrung. Sie waren ja alle kühn, stark und jung! Sah sich doch einjeder von ihnen schon in seinen Kinder- und Jugendträumen in der Schlacht mitten in der Gefahr, im blutigen Kampfe mit dem Feind, und wünschte und betete, dass der Traum zur Wirklichkeit werde, dass es ihm einst beschieden sein möge, sein Land mit der eigenen Brust zu schützen. Nun war dieser Augenblick gekommen - und sie sollten sich davor fürchten?

Nur für einen Augenblick betäubte sie die schreckliche Nachricht, das furchtbare Wort "Mongolen",— im nächsten Augenblick waren sie bereits wieder so, wie sie immer waren, jeder hielt schon wieder seine Waffen in der Hand und stand in der Reihe neben den anderen, zum blutigen Kampf bereit.

"Die Hauptsache ist für uns, Genossen, diese Wände zu erhalten. So lange uns der Feind aus diesem Hause nicht herausgetrieben und auf freiem Felde umzingelt hat, haben wir nichts zu befürchten. D eses Haus wird unsere Festung sein!"

Und er stellte die Bogenschützen — je zwei oder drei Mann an den Fenstern und an den Türen auf, je nachdem der Platz wichtiger und leichter zugänglich war. Einige mussten im Innern des Hauses bleiben, um aus dem Lager des Bojaren für die Bogenschützen Pfeile herbeizuschaffen. Die Hauptkräfte mussten aber bei den Eingangstüren stehen, um im Notfall die Reihen der Angreifenden zu durchbrechen und sie vom Hause zurückzuschlagen.

Unterdessen waren die Mongolen an einer sandigen Stelle am Opir angelangt und von ihren Pferden gestiegen; dann teilten sie sich in drei Gruppen und rückten auf drei Pfaden zum Hügel vor. Man konnte erkennen, dass sie von jemandem geleitet wurden, der mit den Wegen und Zugängen gut vertraut war, denn dieses ganze Manöver wurde rasch, ohne Überlegung und ohne langes Zögern vollführt. Dieses Manöver zeigte aber auch deutlich, dass die Mongolen das Haus von allen Seiten auf einmal umgehen und umzingeln wollten.

Doch wer schritt so rüstig an der Spitze der mittleren Hauptabteilung der Mongolen? Die Genossen schauten und trauten ihren Augen nicht. Es war kein anderer, als der Herr dieses Hauses selbst, der stolze Bojar Tuhar Wowk.

"Unser Bojar! Unser Bojar! riefen einige der Söld-

ner, die Maxim in die Reihen der Tuchlaer gestellt hatte, weil er ihrer Aufrichtigkeit nicht traute.

"Ja, euer Bojar, ein Mongolen-Diener und Verräter seines Vaterlandes! Wollt ihr ihm vielleicht auch jetzt noch die Treue halten?"

"Nein, nein", riefen die Söldner einstimmig. "Tod dem Verräter! Wir zersehmettern die feindliche Horde, oder kommen selbst bei der Verteidigung unseres Landes um!"

Über diese Worte erfreut, sagte Maxim:

"Verzeiht, Brüder! Einen Augenblick habe ich euch ungerecht beurteilt und habe geglaubt, ihr hättet euch mit eurem Bojaren verabredet. Jetzt sehe ich aber, dass ich euch Unrecht getan habe.— Halten wir fest zu einander und bleiben nahe an den Wänden, damit sie uns nicht umzingeln können; wir müssen uns bemühen, ihnen soviel wie möglich Verluste beizubringen. Wie ich gehört habe, verstehen sich die Mongolen auf eine Belagerung schlecht, besonders aber mit so wenigen Kräften. Vielleicht können wir ihren Angriff abwehren."

Armer Maxim! Er bemühte sich den anderen Hoffnung einzuflössen, ihm selber aber war jegliche Hoffnung gleich im ersten Augenblick, als er nur die Mongolen erblickt hatte, entschwunden, umsomehr jetzt, da ihre überlegenen Kräfte sich vor den Augen der Belagerten vollständig entfaltet hatten. Aber trotzdem hatten seine Worte grosses Gewicht bei seinen Genossen, die schon manches Mal die Möglichkeit gehabt hatten, sich von seiner

Geistesgegenwart und Umsicht in Stunden der grössten Gefahr zu überzeugen. Sich blind auf seine Worte und Anweisungen verlassend, war einjeder nur darum bemüht, seinen Platz bis zur äussersten Möglichkeit zu verteidigen, wobei er gut wusste, dass der Nachbarsplatz ebenso gut verteidigt sein würde.

Die Mongolen hatten das Haus des Bojaren bereits in einem grossen Kreise in drei Reihen umringt und hielten die steinernen Pfeile auf ihren Bogen gegen die mutigen Belagerten gerichtet. Nur hatte der Anführer das Zeichen zum Kampfe noch nicht gegeben. Allem Anschein nach wollte er es, vorerst noch mit Worten versuchen, denn er trat aus den Reihen hervor, stellte sich gegenüber der Hauptgruppe der Belagerten auf, und sagte:

"Untreue Sklaven! Schmutzige Smerden! Ist eure Frechheit wirklich ebenso grenzenlos wie eure Dummheit, dass ihr die Waffen gegen das Heer des grössen Dshingis-Chan erheben wollt, der heute der unumschränkte Herrscher der gesamten Ukraine ist? Ergebt euch ohne Kampf, dann wird er euch begnadigen. Jene aber, die sich seiner Macht widersetzen wollen, werden erbarmungslos erdrückt, wie Würmer unter den Rädern eines Wagens."

Auf diese Rede antwortete laut und mutig Maxim Berkut

"Bojar! Äusserst ungelegen nennst du uns, Söhne einer freien Gemeinde, Sklaven! Schau dich selber an! Vielleicht passt diese Benennung für dich besser als für uns. Bis gestern warst du noch der Sklave des Fürsten heute bist du schon der Sk'ave des grossen Dshingis-Chan und hast g wiss von der Milch geleckt, welche auf dem Rücken des Pferdes von irgend einem seiner Bogadiere ausgegossen war. Wenn sie dir geschmeckt hat so bedeutet das noch bei weitem nicht dass auch wir nach ihr dürsten. Vor der grossen Kraft des grossen Dshingis-Chan fürchten wir uns nicht. Sie kann uns zu Leichen machen, aber nicht zu Sklaven. Dich aber, Bojar, macht die ganze Kraft des grossen Dshingis-Chan schon nicht zu einem ehrlichen Menschen!"

Scharf und schneidend waren die Worte Maxims. Zu einer anderen Zeit hätte er wohl damit gerechnet, dass Miroslawas Vater vor ihm stiht; aber jetzt sah er nur den Feind—nein, den Verräter, einen Monschen, der seine eigene Ehre mit Füssen getreten hatte, und dem folglich keinerlei Ehre gebührte. Laut freuten sich die Genossen, als sie Maxims Rede vernahmen. Der Bojar aber schäumte vor Zorn.

"Du schmutziger Bauer!" schrie er. "Warte nur, ich werde dir zeigen, dass du allzu früh mit deiner Freiheit prahlst! Noch heute werden an deinen Händen und Füssen Fesseln rasseln! Noch heute wirst du vor dem Befehlshaber der mongolischen Kräfte im Staube liegen!"

"Eher komme ich um!" antwortete Maxim.

"Du wirst aber nicht umkommen!" schrie der Bojar. "Hallo, Kinder", wandte er sich an die Mongolen in ihrer Sprache. "vorwärts! Nur jenem weicht aus, ihn müssen wir lebendig in die Hände bekomm n'."

Und er gab das Zeichen zum Kampf. Über die Berge e schallte Hörnerklang, und verstummte. Um das Haus des Bojaren herrschte Stille, aber es war eine unhe mliche stille. Wie die Schlangen zischten die mongolischen Pfeile und überschüttete wie Hagel den Wohnsitz des Bojaren. De Angreifer waren aber viel zu weit entfernt, als dass ihre Pfe le die Belagerien treffen oder gefä rlich verwunden könn en. Deshalb eief Maxim seinen Genossen zu, sie-sollen einstweilen noch nicht seh e.s.n. und überhaupt fele und waffen schonen und sie nur dann anwenden, wena der Feiad gut getroffen und ihm mit einem Schlage ein fühlbarer Verlust zugefügt werden könnte. Um aber die Angreifer nicht sofort bis an d.e Wände des Hauses herankommen zu lassen, stellte er sich mit seinen auserwählten Genossen im Hof auf, ungefähr zwanzig Schritte vor dem Eingang hinter einer festen Bretterwand, welche einen Teil der nicht zu Ende gebauten Umzaunung vorstellte. Diese Wand war mannshoch, so dass die Belagerten von den Pfeilen der Mongolen nicht getroffen werden konnten. Dafür verwundeten ihre, wenn auch vereinzelten, aber gut gezielten Pfeile die Mongolen tödlich und hinderten diese, näher heranzi kom nen.

Tuhar Wowk wurde von furch barem Zorn ergriffen, als er dieses erblickte.

"Stürmt sie!" schrie er, und unter seiner Führung rannte eine Horde Mongolen mit lautem Geschrei zur Wand. Hinter der Wand war es still, als sei dort alles ausgestorben. Im nächsten Augenblick mussten die Mongolen die Wand erreichen und sie durch ihren Anprall stürzen. Doch da erschien über der Wand eine Reihe Köpfe und mächtiger Schultern, als wären sie aus der Erde gewachsen,—es sausten stählerne Pfeile durch die Luft—und die verwundeten Mongolen stiessen ein schrekliches Schmerzensgeheul aus. Die Hälfte von ihnen fiel wie niedergemäht zu Boden, die andere Hälfte aber drängte zurück und achtete nicht auf das Schreien und Fluchen des Bojaren.

"Hurra, Burschen! Hurra, Maxim! Hurra Tuchlja!" schrien die Verteidiger, und ihr Mut wuchs. Doch der Bojar, ausser sich vor Zorn, sammelte schon eine zweite Gruppe zum Angriff. Er erklärte den Mongolen, wie man angreifen müsste, und dass man nicht beim ersten Schlag des Gegners anseinanderlaufen, sondern über die Leichen hinweg weiter stürmen sollte. Währenddessen erklärte auch Maxim seinen Genossen, was zu tun wäre,—und mit erhobenen Waffen erwarteten sie den Angriff der Mongolen.

"Im Sturm, vorwärts!" schrie der Bojar; und vorerst sandten die Mongolen eine ganze Wolke von Pfeilen auf ihre Gegner, dann rannten sie wieder in einem Haufen gegen die Wand. Wieder wurden sie von den Tuchlaern mit zielsicheren Pfeilen empfangen, und wieder fiel ein Teil der Angreifer mit furchtbarem Geheul zu Boden. Doch der Rest wich schon nicht zurück, sondern jagte mit ohren-

betäubendem Geschrei weiter und erreichte die Wand. Es war ein schrecklicher Augenblick. Die dünne Bretterwand trennte die Todfeinde voneinander, die sich trotz ihrer Nähe gegenseitig nicht erreichen konnten.

Einen Augenblick schwiegen die einen und die anderen, nur das kurze, heisse Atmen der Gegner war auf beiden Seiten der Wand zu vernehmen. Wie auf ein gegebenes Zeichen donnerten plötzlich die Äxte der Mongolen gegen die Wand; doch sogleich hoben die Tuchlaer die Wand mit kräftigen Hebeln empor, stemmten sich mit den Schultern dagegen und warfen sie auf die Mongolen. In dem Augenblick, als die Wand fiel und mit ihrem Gewicht die ersten Reihen der Mongolen niederdrückte, stürzten die Tuchlaer vorwärts, mit Äxten bewaffnet, die an langen Schäften befestigt waren und zerschmetterten den Mongolen die Schädel.

Es spritzte Blut, es ertönte das Geschrei und das Stöhnen der Feinde — und wieder lief der Haufen Angreifer auseinander, auf der Kampfstätte Tote und Verwundete zurücklassend. Und wieder begrüsste der freudige Ruf der Verteidiger den Sieg der Genossen, und wieder antworteten die Mongolen auf diesen Ruf mit einem Hagel von Pfeilen und der Bojar — mit grimmigen Flüchen.

Doch die Tuchlaer mussten jetzt ihre vorgerückte Stellung aufgeben — und mit Bedauern verliessen sie den Platz, an welchem sie die ersten Angriffe der Mongolen so erfolgreich zurückgeschlagen hatten. Ohne jeglichen Verlust, ohne Wunden, in voller Bewaffnung und bester Ordnung, das Gesicht dem Feinde zugewandt, zogen sie sich bis an die Wand des Bojarenhauses zurück.

Während die Angriffe der Mongolen auf der Südseite des Hofes von den Tuchlaern so glücklich zurückgeschlagen wurden, fand auch auf der Nordseite des Hofes ein grimmiger, aber nicht so glücklicher Kampf statt. Auch hier pfiffen die Pfeile der Mongolen ohne Schaden für die Belagerten. Nur gingen hier die Mongolen sofort zum Angriff über und den Belagerten erging es recht schlimm. Sie warfen sich gegen die Mongolen, wurden aber mit einem Hagel von Pfeilen empfangen und mussten zurückweichen, indem sie drei Verwundete liegen liessen, die von den Mongolen sofort in Stücke gehauen wurden.

Das Erste, was Maxim jetzt zu tun hatte, war alle Stellungen zu besichtigen und seine Lage gut zu prüfen. Wie eine lebendige Kette umzingelten die Mongolen das Haus und überschütteten dasselbe fortwährend mit einem Hagel von Pfeilen.—Die Belagerten schossen auch, aber nicht so oft Maxim sah sofort, dass die Angreifer beabsichtigten, sie in das Innere des Hauses zu treiben, von wo sie nicht so viel schiessen konnten, und wo sie leichter zu besiegen wären.

Also war die Hauptsache für die Verteidiger die Stellung vor dem Hause zu behaupten. Doch hier waren sie den zahlreichen Pfeilen der Mongolen ausgesetzt. Um sich wenigstens etwas gegen sie zu schützen, befahl Maxim die Turen auszuheben, die Tis hplitten abzunehmen, und dieselben als grosse Schilde vor jedem Standort aufzustellen. Hinter diesen Schilden verbergen, schossen die Tuchlaer gesichert und vorteillaft auf die Mongolen, und machten sich über deren Pfeile lustig. Maxim aber ging von Standort, zu Standort, sann über neue Verteid gungsmittel nach und ermutigte die Genossen durch sein Wort und Vorbild.

"Nur aushalten, Genossen!" sagte er. Bald wird man in Tuchla das Geschrei vernehmen, oder irgend jemand wird sehen, was hier vorgeht, und wir werden Hife bekommen!"

Schon eine halbe Stunde dauerte die Belagerung. Die Mongolen schossen und fluchten furchtbar über "die ruthen schen Hunde", die sich ihnen nicht ergaben, sondern sich so standhaft und gewandt zu verteidigen verstanden.

Tuhar Wowk rief die Erfahrensten ihrer Führer zu einer Beratung zusammen, um einen einheitlichen, entsche denden Schlag zu ers nnen.

"Im Sturm müssen wir sie nehmen", sagte der Eine.

"Nein, im Sturm ist es schwierig, wir müssen schiessen, bis wir alle erschossen haben", wandte der Zweite ein.

"Wartet", sprach Tuhar Wowk, "alles zur rechten Zeit. Jetzt handelt es sich nur darum, sie von ihren kleineren Stellungen zu vertreiben. Sammelt die meisten unserer Kräfte an einer Stelle, als wollten wir einen Angriff machen, dadurch werden wir ihre Aufmerksamkeit ablenken. Währenddessen sollen die kleinen Abteilungen von beiden Seiten gegen die Seitenwände vorrücken, welche nicht bewaffnet werden. Diese Wände sind wohl ohne Fenster, aber immerhin können unsere Leute ihnen viel Schaden zufügen, wenn sie sich an diesen Wänden aufstellen werden".

Die Anführer waren damit einverstanden, denn sie waren in derartigen Manövern unerfahren und konnten etwas derartiges nicht erfinden. Die mongolischen Kräfte rührten sich, es klirrten die Waffen, Schwerter und Äxte erglänzten in der Sonne; die Tuchlaer hielten ihre Waffen fest in den Händen und machten sich zum harten Kampfe bereit.

Aber während sich die Mongolen berieten und den Angriff vorbereiteten, blieb auch Maxim nicht untätig. Ihm kam ein glücklicher Einfall. Im Bretterdach des Bojarenhauses waren auf allen vier Seiten kleine Fenster angebracht, und an diese Fenster stellte Maxim je zwei seiner schwächsten Leute, damit sie von dort aus jede Bewegung des Feindes beobachten und ihm von ihren gesicherten Stellungen aus durch Pfeile oder durch Steine womöglich Schaden zufügen sollten. Während der eine am Fenster stand, sollte der andere stets bereit sein, alles Notwendige herbeizuschaffen; einer von ihnen musste den Genossen im Hofe Nacrichten überbringen.

Die Hörner erschallten, und die Mongolen warfen sich mit wildem Geheul auf die Gegner. Doch hatten sie keineswegs die Absicht bis an die Gegner heranzukommen, sondern blieben stehen, nachdem sie die halbe Strecke zurückgelegt hatten, und schossen ihre Pfeile auf die Belagerten ab. Aber als auch die Belagerten, die sich zum letzten, entscheidenden Kampf vorbereitet hatten, einen Pfeilhagel auf sie abschossen und ihnen viele Wunden und Verlüste beibrachten, zog sich die ganze mongolische Linie sofort wieder zurück. Mit lautem Hohngelächter begleiteten die Tuchlaer diesen Rückzug.

"Nun, Bojar", rief ihm Maxim zu, "die Kräfte des grossen Dshingis-Chan haben wohl Hasenherzen: erst nehmen sie einen Anlauf, dann rennen sie davon. Schämst du dich denn nicht, als alter Ritter solche Feiglinge anzuführen, die nur in der Herde mutig sind wie die Hammel, von denen aber kein einziger auch nur einen halben Mann wert ist?"

Der Bojar gab keine Antwort auf diesen Spott: er sah gut, dass Maxim allzu früh lachte. Auch Maxim selbst erkannte es bald.

Das freudige Geschrei der Mongolen erschallte plötzlich von beiden Seiten ganz in der Nähe der Seitenwände des Hauses. Während des scheinbaren Angriffes gingen sie gegen diese Wände vor, welche ohne Fenster und Türen waren, und deshalb von den Tuchlaern nicht so eifrig bewacht wurden. Die auf dem Dachboden postierten Genossen sahen wohl die von diesen Seiten heranrückenden Mongolen und empfingen sie mit mehreren gutgezielten Pfeilen, doch konnten sie sie nicht zum Stehen bringen, umsomehr, da sie sich dicht an der Wand befanden

und durch den Brettervorsprung des Daches gegen jede Gefahr von ohen geschützt waren.

Maxim erblasste, als er ganz in seiner Nähe das unheilverkündende Geschrei vernahm und durch den Posten vom Dachboden erfuhr, was es zu bedeuten hatte.

— "Wir sind verloren", — dachte er. "Von einer Rettung kann keine Rede sein. Jetzt müssen wir schon nicht mehr auf Leben, sondern auf Tod kämpfen"

Und Tuhar Wowk, welcher den Erfolg seines Manövers bemerkte, äusserte laut seine Freude.

"Nun, ihr Bauern!" ricf er. "Jetzt wollen wir mal sehen, ob ihr noch lange so stolz sein werdet. Seht, meine Kämpen sind schon dicht an euren Mau-rn. Feuer unter die Wand! Bald werden wir sie aus diesem Nest herausräuchern, und auf freiem Felde sind sie gegen uns wie eine Maus gegen ein Katze."

Maxim sah, dass hier nichts übertrieben war; und er rief seine Genossen zusammen, denn wenn die Mongolen die Seitenwände in Brand setzen würden, da hatte es keinen Zweck mehr, sich an Einzelstellungen zu verteidigen.

"Brüder", sagte er, "wir sind wohl dem Tode preisgegeben, denn auf eine Rettung ist wenig Hoffnung. Wisst aber im voraus, dass die Mongolen keinen verschonen werden, der in ihre Hände geraten wird, ebenso wie sie unsere verwundeten Genossen nicht verschont haben. Und wenn wer schon umkommen sollen, dann wollen wir wie Männer

fallen—mit der Waffe in der Hand. Wie denkt ihr nun: wollen wir hier bleiben und uns bis zum letzten Atemzug verteidigen, wenigstens von einem Teil der Mauern geschützt. oder wollen wir alle zusammen auf die Mongolen dreinschlagen, um auf diese Weise womöglich ihre Reihen zu durchbrechen?"

"Ja, ja, wollen wir auf die Mongolen loshauen!" riefen alle Genossen. "Wir sind doch keine Füchse, die sich vom Jäger aus dem Loch herausräuchern lassen."

"Gut, wenn das euer Wille ist", sagte Maxim. "Stellt euch in drei Reihen auf, werft die Bogen und Pfeile beiseite, nehmt Äxte und Messer fest in die Hand, und folgt mir!"

Wie ein riesiger Stein, der von einem grossen Prellbock gegen die Mauer einer Festung geschleudert wird, so hieben unsere Burschen auf die Reihen der Mongolen los. Noch bevor sie diese erreicht hatten, wurden sie von den Mongolen mit einem Pfeilhagel empfangen - nur konnten ihnen diese Pfeile nichts antun, denn die erste Reihe trug anstatt eines Schildes eine an zwei Spiesse aufgespiesste Tischplatte vor sich her, und diese Tischplatte fing die Pfeile der Mongolen auf. Erst als sie sich den Mongolen genähert hatten, warf die erste Reihe ihren hölzernen Schild weg-und die ganze Schar warf sich in blindem Eifer auf den Feind. Die Mongolen gerieten sofort in Verwirrung und begannen nach links und rechts zurückzuweichen; doch war Tuhar Wowk mit seiner Abteilung

schon hier und umzingelte die Tuchlaer Genossen, wie die Jäger mit einem ganzen Rudel Hunde ein wütendes Wildschwein umzingeln. Es begann eine furchtbare Metzelei.

Die mutigen Tuchlaer schlugen Dutzende von Mongolen nieder, aber Tuhar Wowk führte immer wieder neue Abteilungen gegen sie. Das Blut spritzte nach allen Seiten und es entstand ein toller Wirrwar von Menschen, Leichen, Wunden und blutigen Waffen. Das Stöhnen der Verwundeten, das Röcheln der Sterbenden, die wütenden Rufe der Mörder,—das alles verschmolz zu einer höllischen Harmonie, die ins Ohr und ins Herz schnitt, die unter der hellen, lachenden Sonne, auf dem Grunde des satten Grün der Edeltannenwälder, unter dem regelmässigen, unaufhörlichen Geräusch der kalten Gebirgsbäche wiederhallte.

"Nach rechts, Genossen! Alle zusammen auf sie los!" schrie Maxim, der sich gegen drei Mongolen wehrte, welche bemüht waren, ihm die Waffe aus der Hand zu schlagen. Mit furchtbarer Gewalt drängten die Genossen nach rechts, dorthin, wo die Linie der Mongolen am schwächsten und der Platz zur Verteidigung am geeignetsten war. Nach kurzem Widerstand wichen die Mongolen zurück.

"Weiter, weiter, jagt sie vor euch her!" rief Maxim, der mit seiner blutigen Axt auf die weichenden Mongolen einhieb. Die Genossen drängten ihm nach, und der Rückzug der Mongolen verwandelte sich bald in eine wilde Flucht. Aber die Genossen folgten ihnen auf den Fersen und streckten

einen nach dem anderen nieder. Vor ihnen lag ein freies Feld, und ganz in ihrer Nähe ein dunkler, duftender Wald. Sollte es ihnen gelingen, diesen Wald zu erreichen, dann wären sie gerettet; keine mongolische Kraft wäre imstande, ihnen hier irgend etwas anzutun.

"Weiter, Genossen, weiter zum Wald!" schrie Maxim und rastlos, schweigend, blutig und furchtbar, als wären sie wirklich wilde Tiere, jagten die Genossen die flüchtenden Mongolen vor sich her, in der Richtung nach dem Walde. Tuhar Wowk erkannte mit einem Blick die Lage beider Parteien und lachte.

"Glückliche Reise!" rief er den Tuchlaern nach, "auf jenem Wege treffen wir uns wieder!"

Schnell suchte er eine Abteilung Mongolen aus und schickte sie den Tuchlaer Pass aufwärts, um den Tuchlaern durch den Wald von vorn den Weg abzuschneiden. Er wusste sehr gut, dass seine Mongolen noch zur rechten Zeit kommen würden. Er selbst aber jagte mit dem Rest der Mongolen den Tuchlaer Genossen nach.

Drei Staubwolken erhoben sich über dem Felde am Opir; drei Menschengruppen jagten über dieses Feld. Voran die Gruppe erschrockener, besiegter Mongolen, ihnen folgten auf den Fersen die Tuchlaer unter der Führung Maxims, und nach diesen—die Hauptkräfte der Mongolen unter der Führung Tuhar Wowks. Die dritte Abteilung der Mongolen, die Tuhar zur Umgehung den Pass aufwärts geschickt hatte, war bald irgendwo verschwunden und

wurde von den in toller Jagd daherrasenden Tuchlaern nicht bemerkt.

Plötzlich blieben die flüchtenden Mongolen stehen. Vor ihnen war ein unerwartetes Hindernis: ein tefer, in den Felsen ausgehauener Hohlweg - der Anfang des Tuchlaer Passes. Der Hohlweg war hier beinahe vier Meter tief, seine Wände gerade und glatt, so dass man keineswegs ins Tal hinabsteigen konnte. Hinabzuspringen war es aber zu gefährlich, besonders für die erste Reihe der Flüchtlinge, die darauf gefasst sein mussten, dass die i nen folgende zweite Reihe sofort auf sie springen würde. Von Todesangst ergriffen, welche auch dem Furchtsamsten in der letzten Minute oft Mut einflösst blieben die Mongolen stehen und wandten ihr Gesicht den Gegnern zu. In diesem Augenblick leuchtete ihnen eine unerwartete Hoffnung: sie sahen ihre Landsleute, die den Gegnern nachjagten - und ihre Hände griffen unwillkürlich nach den Waffen. Doch war dieses plötzliche Aufflackern ihres Mutes nicht imstande, sie zu retten.

Wie ein Wirbelwind fielen die Tuchlaer über sie her, brachen jegl chen Widerstand — und drängten sie zum Abgrund. Mit einem Aufschrei stürzten jene, die hinten standen, in den Hohlweg hinab, während die Vordersten unter den Schwertern und Axten der Tuchlaer verendeten. Jetzt standen die Tuchlaer selbst an der steilen Wand des Hohlweges und erzitterten.

Von hinten rückte Tuhar Wowk mit den Mongolen heran, und vor ihnen war der schreckliche

Abgrund! Was war da zu tun? Eine Minute lang überlegte Maxim. Der Anblick der auf dem Grunde des Hohlwegs liegenden erdrückten Mongolen brachte ihn auf einen guten Gedanken.

"Die hintere Reihe soll sich den Mongolen zuwenden und sie eine Minute lang im Vorrücken aufhalten. Die vordere Reihe soll die Leichen der Mongolen in den Hohlweg werfen und auf dieselben hinabspringen!" rief Maxim.

"Hurra!" schrien die Burschen erfreut, seinen Befehl ausführend. Dumpf schlugen die noch warmen Leichen der Mongolen während sie auf den Boden fielen, unseren Burschen leuchtete die Hoffnung auf eine Rettung auf. Unterdessen war die Mongolenhorde herangekommen, Tuhar Wowk an ihrer Spitze.

"Nein", schrie er, "diesmal entgeht ihr mir nicht!"
Und mit seiner schweren Axt schlug er den ersten auf ihn stossenden Gegner nieder, der gestern noch sein treuester Bogenschütze gewesen. Der tödlich Verwundete schrie auf und stürzte dem Bojaren vor die Füsse. Sein Genosse holte mit der Axt nach Tuhar Wowk aus, um den Tod des Genossen zu rächen; doch im selben Augenblick wurde er von beiden Seiten von mongolischen Lanzen emporgehoben. Die erste Reihe der Tuchlaer fiel nach kurzem Widerstand. Es waren die Schwächsten, die im vorhergehenden Kampf verwundeten, die während der Verfolgung der Mongolen als Letzte liefen. Aber doch hatten sie den Féind eine Zeitlang aufgehalten, und ihre glücklicheren Genossen befanden

596—7 **193**

sich bereits in Sicherheit auf dem Grunde des Hohlwegs.

"Halt!" rief Maxim seinen Genossen zu, "stellt euch reihenweise an der Wand des Hohlweges auf! Wenn sie uns nachjagen werden, werden wir ihnen hier ein Blutbad bereiten!"

"Die erste Reihe — ihnen nach!" gab Tuhar Wowk in unbedachtem Eifer das Kommando. Und die erste Reihe der Mongolen sprang hinab, den Tuchlaern nach, stand aber nicht wieder auf, denn viele von ihnen kamen schon tot auf dem Grunde an, von den Axten der Tuchlaer noch in der Luft getroffen.

"Hurra!" schrien jene erfreut. "Nun, jetzt soll nur die zweite Reihe hinunterspringen!"

Doch die zweite Reihe stand dicht am Abgrund und hatte nicht den Mut, hinabzuspringen. Tuhar Wowk erkannte seinen Fehler und sandte schnell eine starke Abteilung den Abhang hinab, den Hohlweg vom Tal aus abzusperren.

"Jetzt fliegen uns diese Vögel schon nicht mehr davon", frohlockte er. "Meine Jäger rücken schon heran. Nun, Kinder, vorwärts!"

Ein wildes Geschrei der Mongolen erschallte im Hohlweg, ganz in der Nähe unter dem Standort Tuhar Wowks. Es war jene Abteilung, die aufwärts geschickt worden war, um die Tuchlaer zu umgehen; jetzt rückte sie den Hohlweg abwärts gegen die Feinde vor.

"Fliehen wir den Hohlweg abwärts!" riefen die Burschen; aber ein Blick überzeugte sie, dass jegliche Hoffnung auf eine Rettung verloren sei. Am unteren Eingang des Hohlweges war schon ein zweiter Haufen Mongolen zu sehen, der ebenfalls gegen sie heranrückte, um sie in diesem Käfig ganz einzuschliessen.

"Das ist unser Tod", sagte Maxim, seine blutige Axt am Pelz eines vor seinen Füssen liegenden erschlagenen Mongolen abwischend, "Genossen, tapfer in den letzten Kampf."

Und sie rückten wirklich tapfer vor! Ihre letzten Kräfte zusammenraffend, schlugen sie auf die Mongolen los, und ungeachtet des unvorteilhaften, abschüssigen Platzes, der den Mongolen zugute kam, brachten sie deren Reihen nochmals ins Schwanken und fügten ihnen abermals grosse Verluste zu. Doch durch die Kraft des Anpralles der Mongolen wurden sie gegen das Tal gedrängt und ihre Reihen wurden zerstört. Im heldenhaften Kampfe fielen die Tuchlaer einer nach dem anderen; nur Maxim, obwohl er wie ein Löwe kämpfte, hatte noch keine einzige Wunde erhalten. Die Mongolen wichen ihm aus; und wenn sie auf ihn eindrangen, geschah es nur in der Hoffnung, ihm die Waffen aus der Hand zu schlagen und ihn lebendig zu fassen. So lautete der ausdrückliche Befehl Tuhar Wowks.

Da rückte auch die zweite Abteilung der Mongolen vom Tale heran: die Tuchlaer waren in diesen ausweglosen Steinkäfig gezwängt und gegen die Wand gedrückt, und vor ihnen war nur soviel des freien Raumes, wieviel sie sich mit ihren Schwer-

tern und Axten schaffen konnten. Doch ihre Arme begannen zu ermüden, und die Mongolen drangen wie eine gewaltige Woge auf sie ein. Einige der Tuchlaer, die schon alle Hoffnung verloren hatten und für die die Unmöglichkeit eines weiteren Kampfes klar war, warfen sich blindlings in die dichtesten Reihen der Mongolen und fielen im nächsten Augenblick unter deren Beilhieben. Andere drückten sich noch gegen die Wand, als könnte sie ihnen irgend eine Hilfe erweisen; andere verteidigten sich wohl noch, aber sie taten dies bewusstlos; mechanisch schwangen sie ihre Äxte, und die tödlichen Hiebe der Mongolen trafen sie schon als Leichen, gefühl- und bewusstlos. Nur ein kleines Häufchen der Stärksten - es waren ihrer fünf. umringten Maxim und hielten sich noch aufrecht, wie Felsspitzen inmitten einer brausenden Flut. Diese-kleine Gruppe, die auf einem Haufen Leichen, wie auf einem Turm stand, hatte bereits drei Angriffe der Mongolen zurückgeschlagen; die Schwerter und Äxte in den Händen der Helden waren stumpf geworden, ihre Kleider, Hände und Gesichter waren über und über mit Blut bespritzt, und doch war Maxims Stimme noch scharf und klar; er feuerte die Genossen zur Verteidigung an. Halb mit Zorn, halb mit Verwunderung schaute Tuhar Wowk von oben auf ihn herab.

"Bei Gott, ein braver Kerl!" sagte er zu sich selbst. "Kein Wunder, dass er meine Tochter bezaubert hat. Mich selbst könnte er mit seinem ritterlichen Auftreten bezaubern!" Sich dann an seine Mongolen wendend, die am Rande des Abgrundes standen, schrie er:

"Vorwärts! springt auf sie hinab! Soll die Metzelei schon ein Ende nehmen. Nur jenen (er deutete auf Maxim) rührt mir nicht an!"

Und wie ein schwerer Felsblock sprangen die Mongolen von oben auf das noch nicht besiegte Häuflein der Helden hinab und rissen dieselben zu Boden. Noch einmal erschallten wilde Rufe, noch einmal massen die Mongolen ihre Kräfte mit den Tuchlaer Burschen, aber es währte nicht lange. Über jeden der Helden stürzte eine ganze Horde Mongolen her - und alle Maxim's Gefährten sanken tot zu Boden. Nur Maxim allein stand noch da, wie eine Eiche mitten im Felde. Er spaltete jenem Mongolen den Schädel, der auf ihn gesprungen war, und holte bereits aus, um einen anderen zu treffen, als ihn plötzlich eine starke Hand mit eisernem Griff von hin en an der Kehle packte und ihn zu Boden warf. Durch Hinterlist überrumpelt, fiel Maxim hin, und über ihn beugte sich das vor Zorn und Anstrengung gerötete Gesicht Tuhar Wowks.

"Nun, Smerde!" schrie der Bojar spöttisch, "siehst du nun, dass ich mein Wort halten kann? Nun, Kinder, schmiedet ihn in eiserne Ketten!"

"Wenn auch in Ketten, so bin ich doch ein freier Mensch. Ich habe Fesseln an den Händen, du aber auf der Seele", sagte Maxim.

Der Bojar lachte und ging davon, um unter dem mongolischen Heer, dessen Zahl in dieser blutigen Metzelei stark zusammengeschmolzen war, Ordnung zu schaffen.

"Mit dem Hauptteil der noch übriggebliebenen Mongolen ging Tuhar Wowk zu seinem Hause; dem Rest befahl er, den verhängnisvollen, von Leichen bedeckten Hohlweg zu besetzen. Als er alle heil gebliebenen zum Bewachen des Hohlweges ausgesucht hatte, machte er sich mit einem kleinen Haufen Mongolen und mit dem gefangenen Maxim auf den Weg zum Lager.

..Verfluchte Bauern!" brummte der Bojar, seine Verluste berechnend. "Wieviel Volk sie da niedergemetzelt haben! Nun, soll der Teufel die Mongolen holen; um diese ist es nicht schade! Wenn ich nur über diese Leichen hinweg zur Macht gelangen könnte, würde ich mich selbst gegen die Mongolen wenden. Aber dieser verfluchte Maxim - das ist ein Kämpfer! Und, - wer weiss? vielleicht könnte auch er für meine Ziele nützlich sein? Ich muss ihn ausnützen, so lange er in meinen Händen ist. Er muss uns in den Bergen als Führer dienen, denn der Teufel kann wissen, was sie da für einen Weg gebaut haben und ob dort nicht irgendwelche Fallen vorhanden seien. Jetzt, wo er in meinen Händen ist. muss ich ihn für mich gewinnen; wer weiss, wozu er noch nützlich sein kann."

Unterdessen schickten sich die Mongolen schon zur Rückfahrt an. Maxim war an Händen und Füssen mit schweren Ketten gefesselt. Mit Blut bespritzt, barhäuptig, in zerfetzten Kleidern, sass er stumm, mit aufeinandergebissenen Zähnen auf einem Stein

am Ufer des Flusses; sein Herz war voller Verzweiflung. Vor ihm, auf dem Felde und auf dem Hohlweg, lagen in Haufen die noch warmen, zerstückelten und blutbespritzten Leichen seiner Genossen und seiner Feinde. Wie glücklich waren diese Leichen! Sie lagen so still und friedlich auf ihrem blutigen Totenbett, ohne Zorn, ohne Qual, ohne Feindseligkeit. Sie lachten jetzt über alle Fesseln, über die ganze Macht des grossen Dshingis-Chan und ihn machte ein Stück Eisen zur leblosen Waffe in den Händen des wilden Eigenwillens, zum Opfer der blutigen Rache! Wie glücklich waren doch diese Leichen! Obgleich sie auch verstümmelt waren, so glichen sie doch Menschen, während ihn diese Fesseln in einer Minute in ein elendes Vieh. in einen Sklaven verwandelt hatten.

"Gerechte Sonne!" rief Maxim in seiner Seelenqual, "ist es wirklich dein Wille, dass ich in diesen Fesseln umkomme? Hast du mich in meinen glücklichen Tagen wirklich nur deshalb so oft mit deinem klaren Lächeln begrüsst, um heute mein grenzenloses Elend zu begrüssen? Sonne, hast du wirklich aufgehört, der gute Gott des Tuchlaer Landes zu sein; bist du wirklich die Beschützerin dieser grimmigen Barharen geworden?"

Aber die Sonne lachte! Mit ihren klaren, heissen Strahlen glänzte sie in den Blutlachen, küsste die blaugewordenen Lippen und tiefen Wunden der Leichen, aus denen das Hirn und das noch warme menschliche Eingeweide hervorquoll. Und mit den selben klaren, heissen Strahlen überflutete sie den-

grünen Wald, die herrlich duftenden Blumen und die hohen Weideplätze, die sich in der reinen, lasurblauen Luft badeten. Die Sonne lachte, und ihr göttliches, teilnahmsloses Lächeln verwundete die gemarterte Seele Maxims nur noch mehr.

VI.

Sachar Berkut hatte einen wunderlichen Traum. Ihm träumte, als feierten sie heute den Feiertag ihres "Wächters", und die ganze Gemeinde wäre um den Stein am Eingang ins Tuchlaer Tal versammelt: die Mädchen mit Kränzen, die Burschen mit Musik, alle in sauberen Feiertagskleidern. Er, an Jahren der Älteste in der Gemeinde, näherte sich als Erster dem geheiligten Stein und begann ihn anzubeten. Ein geheimnisvolles, unruhiges, schmerzliches Gefühl erfüllte sein Herz während des Gebets. Etwas drückte ihn in der Tiefe seiner Seele—und er wusste selbst nicht, was es war.

"Was kann das bedeuten?" fragte Sachar bei sich selbst, über seinen Traum nachdenkend. "Glück oder Unglück? Freude oder Leid? Aber er konnte auf diese Fragen keine Antwort finden; der Traum hinterliess ein drückendes Vorgefühl, eine trübe Wolke auf Sachars Stirn.

Dieses Vorgefühl bestätigte sich schnell! Zur Mittagszeit erreichten schreckliche, unerwartete Nachrichten das Dorf. Die Hirten kamen von den angrenzenden Weideplätzen atemlos ins Dorf gelaufen und erzählten, dass sie in der Nähe des Hauses des Bojaren einen Kampf beobachtet, eine Kolonne

unbekannter, schwarzer Leute gesehen und unverständliche, herzzerreissende Schreie gehört hätten.

Fast die gesamte Tuchlaer Jugend bewaffnete sich mit allem, was sie nur finden konnte, und eilte zum Kampfplatz. Als sie aber das blutige, mit Leichen besäte Schlachtfeld und das von einer ganzen Schar Mongolen umringte Haus des Bojaren sahen, blieben sie in einer Entfernung stehen. Es gab keine Zweifel, dass die zur Vernichtung des Bojarenhauses ausgesandten Burschen im ungleichen Kampfe gegen den Feind gefallen waren.

Unschlüssig und eingeschüchtert kehrte die Tuchlaer Jugend ins Dorf zurück und verbreitete die schreckliche Nachricht. Als der alte Sachar sie vernahm, erzitterte er, und eine bittere Träne rollte über sein greises Gesicht.

"So hat sich mein Traum erfüllt!" flüsterte er. "Mein Maxim ist im Kampf um unser Dorf gefallen. So musste es sein. Einjeder muss sterben; aber ruhmvoll sterben, das ist nicht einemjeden beschieden. Ich darf nicht um ihn trauern, sondern muss mich über sein Schicksal freuen."

So tröstete sich der alte Sachar, doch im Herzen fühlte er einen dumpfen Schmerz: zu sehr, mit der ganzen Kraft seiner Seele liebte er seinen jüngsten Sohn.— Doch bald richtete er sich wieder auf. Die Gemeinde rief nach ihm und verlangte nach seinem Rat. Haufenweise, Alt und Jung, drängten sich die Leute hinter dem Dorfe zusammen und strömten zum Tuchlaer Engiass, hinter dem sich so nahe ihr schrecklichster Feind befand.

Seit dem Bestehen Tuchlas versammelte sich heute die Gemeinde zum ersten Mal, ohne sich an die gebräuchlichen Zeremonien zu halten, ohne Fahne, mit Waffengeklirr und unheimlichem, kriegerischem Lärm. In Unordnung mischten sich alle zusammen, die Alten und die Jungen, die Bewaffneten und die Unbewaffneten, ja sogar die Frauen huschten hinter den Versammelten hin und her, fragten sie über den Feind aus oder beweinten laut ihre gefallenen Söhne.

Was tun? Was beginnen? Wie soll man sich verteidigen?"- So schwirrte es in der Menge. Ein Gedanke überwog alle die anderen: man wollte, die ganze Gemeinde solle geschlossen vor den Engpass ziehen und sich bis zum letzten Tropfen Blut gegen die Mongolen verteidigen. Die Jugend bestand darauf besonders.

"Wir wollen so fallen, wie unsere Brüder im Kampfe für unser Land gefallen sind?" riefen sie. "Nur über unsere Leichen dringt der Feind ins Tuchlaer Tal ein!"

"Man soll im Engpass Hindernisse errichten, und von ihnen aus die Mongolen zurückschlagen!" rieten die Alten.

Als sich der Lärm etwas gelegt hatte, ergriff Sachar Berkut das Wort:

"Obwohl der Krieg nicht meine Sache ist und ich, alter Mann, nicht fähig bin in einer Sache Ratschläge zu geben, an der ich nicht selbst teilnehmen kann, so denke ich immerhin, dass unser Verdienst nicht gross sein wird, wenn wir die Mongolen

zurückschlagen werden, besonders wenn wir erwägen, dass uns dieses nicht allzu schwer sein wird. Unsere Söhne fielen von ihrer Hand getroffen, ihr Blut hat unser Land überströmt und ruft uns zur Rache auf. Werden wir uns denn an unserem Feinde, an den Verwüstern unseres Landes rächen, wenn wir sie von unserem Dorfe zurückschlagen werden? Nein! Von unserem Dorfe zurückgeschlagen, werden sie nur mit verdoppelter Wut über andere Dörfer herfallen. Nicht zurückschlagen, sondern sie vernichten, — das muss unser Ziel sein!"

Die Gemeinde lauschte aufmerksam den Worten ihres Beraters. Und die Jugend, die stets für alles Neue und Unerwartete begeistert ist, war schon bereit, diesem Ratschlag zu folgen, obwohl sie noch nicht wusste, wie er zu verwirklichen wäre. Aber viele ältere Männer erhoben ihre Stimmen gegen diesen Rat.

"Nicht um dich zu beleidigen sei es gesagt, Vater Sachar", sagte einer der Bürger, "doch dein Rat, der wohl weise ist und grossen Ruhm verspricht, kann nicht verwirklicht werden. Unsere Kräfte sind zu gering, die Kräfte der Mongolen aber unbeschränkt. Die Hilfe von den anderen Gemeinden ist noch nicht eingetroffen. Und wenn sie auch rechtzeitig ankommen wird, so werden unsere Kräfte trotzdem nicht einmal dazu ausreichen, um die Mongolen zu umzingeln, umsomehr denn — um sie im offenen Kampfe zu besiegen. Wie können wir sie aber sonst vernichten? Nein, nein! Unsere Kräfte sind zu gering! Wir müssen Glück haben,

wenn wir sie von unserem Dorf zurückschlagen und vom Wege ablenken wollen! Sie zu vernichten darauf haben wir gar keine Hoffnung!"

Die Begründung dieser Einwände erkennend, wollte Sachar Berkut schweren Herzens seinen jugendlichen verwegenen Gedanken aufgeben, als plötzlich zwei unerwartete Ereignisse die Stimmung der Tuchlaer Gemeinde bedeutend hoben und ihren Beschluss änderten.

Mit Hörnerklang zogen drei Kolonnen bewaffneter Jugend, eine hinter der anderen, die Dorfstrasse entlang. Jede Kolonne trug eine Kampfesfahne vor sich her. Ihre anfeuernden, kampfestlustigen Lieder hallten durch die Berge. Es war die den Tuchlaern von den Gemeinden des Hoch- und des Hintergebirges versprochene Hilfe.

Mann an Mann, wie hochgewachsene Ahornbäume, blieben alle drei Kolonnen in langen Reihen vor der versammelten Gemeinde stehen und senkten die Fahnen als Zeichen des Grusses. Es war ein Vergnügen, in diese gesunden, rotwangigen Gesichter zu schauen, voll männlichen Mutes, stolz darauf, dass ihren Waffen eine grosse Sache anvertraut war, — dass es ihnen beschieden, ihr Leben zu opfern um dass zu schützen, was für sie das Liebste war.

Ein freudiger Ruf aller Tuchlaer begrüsste ihre Ankunft. Nur Mütter, die heute ihre Söhne verloren hatten, weinten beim Anblick dieser schönsten Blüte des Volkes, die vielleicht schon morgen ebenso niedergemäht und zertreten sein würde, wie heute ihre eigenen Söhne. Auch das Herz des alten Sachar Berkuts presste sich zusammen, als er diese Jünglinge ansah und dabei dachte, wie stattlich sich unter ihnen sein Maxim abheben würde. Aber nein, vorbei! Der Tote kehrt nie wieder...

Noch hatte sich die Freude über die Ankunft dieser lange ersehnten Gehilfen nicht gelegt, noch hatte die Gemeinde keine Zeit, um die Beratung wieder zu beginnen, als sich plötzlich auf der gegenüberliegenden Seite, auf der über dem Tuchlaer Engpass liegenden Waldwiese ein neuer und vollkommen unerwarteter Gast zeigte.

Auf schaumbedecktem Rosse, von Zweigen und Stacheln wundgerissen und dicht über den Hals des Pferdes geneigt, um schneller und sicherer durch den Wald zu reiten und nicht an den Ästen hängen zu bleiben, jagte in rasendem Galopp ein Reiter einher. Wer es war, konnte man aus der Ferne nicht erraten. Der Reiter war in einen mongolischen Pelz gekleidet, dessen Fell nach aussen gekehrt war, auf dem Kopfe trug er eine schöne Biberfellmütze.)Die Burschen hielten den Ankömmling für einen mongolischen Gesandten und schickten sich an, ihn mit ihren Pfeilen zu begrüssen. Doch als der vermeintliche Mongole den Wald verliess und an den steilen Abhang heranritt, den er herabsteigen musste, um ins Tuchlaer Tal zu gelangen, stieg er vom Pferd, warf den Pelz ab, und zur Verwunderung aller Versammelten erwies er sich als eine Frau in einem weissen, von Seidenfäden durchwebtem Leinengewand, mit einem Bogen über den Schultern und einer glitzernden Axt am Gürtel.

"Miroslawa, die Tochter unseres Bojaren!" schrien die Tuchlaer, und konnten ihren Blick nicht von dem schönen, mutigen Mädchen wenden. Doch dieses schien sie gar nicht zu bemerken. Ihr Pferd dort zurücklassend, wo sie von ihm gestiegen war, begann Miroslawa schnell nach einem Pfad zu suchen, auf dem sie das Tal erreichen könnte. Ihre Falkenaugen hatten bald solch einen Pfad entdeckt, der von breiten Farnkrautblättern und stachlichen Brombeersträuchern fast völlig verdeckt war. Mit sicherem Schritt als wäre sie von Geburt an daran gewöhnt, stieg sie den Steg hinab und näherte sich der Gemeinde.

"Sei gegrüsst, ehrbare Gemeinde!" sagte sie leicht errötend. "Ich habe mich beeilt um euch mitzuteilen, dass die Mongolen heranrücken; noch vor Abend werden sie hier sein. Ihr müsst euch vorbereiten, um sie zu empfangen."

"Wir wussten das", ertönten Stimmen aus der Gemeinde, "dies ist keine Neuigkeit für uns."

Die Stimmen klangen scharf, und voll Feindseligkeit gegen die Tochter des bösen Bojaren, durch dessen Schuld so viele Tuchlaer ihr Leben eingebüsst hatten. Doch war sie darüber nicht beleidigt, obwohl sie diese Feindseligkeit allem Anschein nach fühlte.

"Um so besser für mich, dass ihr schon vorbereitet seid", erwiderte sie. "Jetzt bitte ich aber mir zu zeigen, wo sich Sachar Berkut befindet."

"Hier bin ich, Mädchen", sagte der alte Sachar,

nähertretend. Miroslawa sah ihn lange mit Aufmerksamkeit und Hochachtung an.

"Erlaube mir, ehrbarer Vater", begann sie mit vor innerer Erregung zitternder Stimme zu sprechen, "dir vor allem mitzuteilen, dass dein Sohn am Leben und gesund ist."

"Mein Sohn!" rief Sachar, "er lebt und ist gesund? O Gott! Wo ist er denn? Was geht mit ihm vor?"

"Erschrick nicht, Vater, vor der Nachricht, die ich dir bringe. Dein Sohn befindet sich in der Gefangenschaft bei den Mongolen."

"In der Gefangenschaft?" schrie Sachar wie vom Blitz getroffen. "Nein, das kann nicht sein! Mein Sohn lässt sich lieber in Stücke hauen, als dass er in Gefangenschaft ginge. Das kann nicht sein! Du willst mich einschrecken, böses Mädchen!"

"Nein, Vater, ich schrecke dich nicht, es ist alles so wie ich dir gesagt habe. Ich komme jetzt gerade aus dem mongolischen Lager, habe ihn dort gesehen und mit ihm gesprochen. Mit Gewalt und List haben sie ihn überwältigt und in eiserne Fesseln geschmiedet. Obwohl er selbst nicht verwundet ist, so ist er doch vom Blute der Feinde überströmt. Nein, Vater, dein Sohn hat deinem Namen keine Schande gebracht!"

"Und was hat er dir gesagt?"

"Er sagte mir, ich solle zu dir gehen, dich in deiner Einsamkeit und deinem Leid trösten, dir eine Tochter, ein Kind sein, denn ich, Vater... (hier erzitterte ihre Stimme noch mehr)—ich bin eine Waise, habe keinen Vater mehr!" "Du hast keinen Vater mehr? Lebt denn Tunar Wowk nicht mehr?"

"Tuhar Wowk lebt wohl, aber Tuhar Wowk ist nicht mehr mein Vater, seitdem... er sein Land verraten hat und... zu den Mongolen in den Dienst gegangen ist..."

"Das konnte man von vornherein erwarten", antwortete Sachar finster.

"Jetzt kann ich ihn nicht mehr als meinen Vater betrachten, denn ich will mein Land nicht verraten. Sei dusmein Vater! Nimm mich als Kind an! Dein unglücklicher Sohn bittet dich darum durch mich!"

"Mein Sohn! Mein unglücklicher Sohn!" stöhnte Sachar Berkut, ohne seinen Blick auf Miroslawa zu erheben. "Wer tröstet mich über seinen Verlust?"

"Fürchte nichts, Vater, vielleicht ist er noch nicht verloren, vielleicht gelingt es uns, ihn zu befreien. Höre nur, was mir Maxim aufgetragen hat."

"Sprich, sprich!" sagte Sachar, seinen Blick auf sie richtend.

"Er gibt der Tuchlaer Gemeinde den Rat, die Mongolen nicht vor dem Engpass aufzuhalten, sondern sie in das Tal zu lassen. Hier kann man sie umzingeln und sie bis auf den letzten Mann vernichten, oder man kann sie auch hier verhungern lassen. Nur müssen im Engpass beim Wasserfall Hindernisse errichtet und aus dem Dorfe das gesamte Gemeindegut ausgeführt werden; alle Getreidevorräte, das Brot, das Vieh; dann müssen sie

hier von allen Seiten eingeschlossen werden Hier, sagte Maxim, werdet ihr sie besiegen, aber nicht an einer anderen Stelle. Das ist der Rat Maxims."

Die gesamte Gemeinde lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit Miroslawas Worten. Als sie ihre Mitteilung beendete, herrschte tiefes Schweigen. Nur Sachar richtete sich stolz und freudig auf; dann näherte er sich Miroslawa mit ausgebreiteten Armen.

"Meine Tochter!" sagte er, "jetzt sehe ich, dass du wert bist, Sachar Berkuts Tochter zu sein! Das sind die wahren Worte meines Sohnes, aus ihnen weht sein mutiger Geist! Mit diesen Worten hast du mein väterliches Herz erobert! Jetzt, wo mir der Himmel anstatt des Sohnes solch eine Tochter gesandt hat, kann ich den Sohn leichter verschmerzen!"

Laut weinend, warf sich Miroslawa in seine Arme. "Nein, Vater, sprich nicht so", sagte sie. "Dein Sohn ist noch nicht verloren, er wird zu dir zurückkehren. Noch heute abend wird er mit der Mongolenhorde hier sein; und wenn es uns gelingt diese zu vernichten, dann ist es möglich, dass wir auch ihn befreien werden."

In diesem Augenblick erschallten im Engpass die Stimmen der Tuchlaer Wachtposten: "Die Mongolen! — und gleich darauf liefen die Wachen herbei und teilten mit, dass sich die Mongolen in unzählbarer Menge im Tal des Opir gezeigt hatten. Jetzt musste man schnell entscheiden, was zu beginnen war und wie man sich zu verteidigen hatte.

Sachar Berkut trat nochmals dafür ein, die Mongolen ins Tuchlaer Tal hineinzulassen, sie hier zu umzingeln und bis auf den letzten Mann zu vernichten oder verhungern zu lassen.

Jetzt erhoben sich schon keine Stimmen mehr dagegen, und die Gemeinde entschied sehr schnell. Alle liefen zu ihren Häusern, um ihr Hab und Gut im Walde zu verbergen.

Die bewaffnete Jugend der umliegenden Dörfer strebte eilig der Bergseite des Tales zu, zum Wasserfall, um dort im Engpass Hindernisse zu errichten und den Mongolen den Durchgang zu versperren. Im Dorfe ging eine schreckliche Verwüstung vor sich. Rufe, Befehle und Fragen, Ochsengebrüll und das Rädergerassel der hölzernen zweiräderigen Wagen erschallten betäubend aus allen Ecken und Enden des Dorfes und hallten in den Bergen wider. Traurig verliessen die Tuchlaer Bauern ihre Häuschen und Höfe, ihre Gemüsegärten und ihre besäten Felder, die noch heute von den furchtbaren mongolischen Horden verwüstet und niedergestampft werden sollten.

Die Mütter trugen ihre weinenden Kinder, die Väter trieben das Vieh aus dem Dorfe und führten auf Wagen ihr Hausgerät, Säcke voll Getreide und Kleider davon. Das Dorf war in eine grosse Staubwolke gehüllt; nur der silberne Wasserfall rauschte wie immer, und der alte riesige Wächter am Eingang ins Tuchlaer Tal stand mürrisch, gebückt und traurig, als gräme er sich um seine Kinder, die dieses herrliche Tal verliessen, als neige er sich zum

Engpass, um ihnen mit seinem riesigen, steinernen Körper den Weg zu versperren.

Auch die alte Linde auf dem Versammlungsplatz hinter dem Dorfe neigte traurig ihre Zweige. Und der tosende Wasserfall von den karminroten Strahlen der untergehenden Sonne überflutet, stand als unbewegliche, blutige Säule über dem verödeten Tuchlaer Talkessel.

Das Dorf war schon ganz menschenleer geworden. Die Häuschen tauchten im abendlichen Nebel unter; die Staubwolken auf dem Wege hatten sich gesetzt, die Rufe und das Stimmengewirr waren verstummt, als hätte die Einöde das Leben dieses Tales verschlungen.

Die Sonne versank hinter den Tuchlaer Bergen und tauchte in leichten roten Wolken unter; die dunklen Tannenwälder um Tuchlja rauschten leise und geheimnisvoll, als flüsterten sie einander unheilverkündende Neuigkeiten zu. Nur die Erde gab ein dumpfes Dröhnen und Stöhnen von sieh. Die Luft war wohl rein und klar, doch erzitterte sie in einem wunderlichen Getöse, von dem es auch dem Mutigsten bange wurde. Und weit—weit in den Wäldern, in den tiefen, dunklen Schluchten, zwischen undurchdringlichen Windbrüchen heulten die Wölfe, bellten die Füchse, brüllten die Hirsche und die Auerochsen.

Und im Dorfe war es so still, so tot! Und am Himmel so hell, so klar! Doch nein! Da verschwand plötzlich die Sonne hinter einer schwarzen Wolke, die wie eine Wand vom Westen heranzog, die Luft mit wildem Geheul erfüllend und sich über Tuchla niederlassend.

Es waren die Vorboten und unausbleiblichen Begleiter der Horden—Krähen und Raben, die in Erwartung des bevorstehenden Frasses in unzähligen Scharen dahergezogen kamen. Die unheilverkündenden Vogelscharen flatterten in der Luft, teilten sich in mehrere Scharen und flogen in verschiedenen Richtungen auseinander, wie vom Sturm zerrissene Wolken. Die friedlichen Tuchlaer Dächer wurden sofort von schwarzen Gästen bedeckt, deren Lärm den ganzen Talkessel erfüllte.

Schweigend, unbeweglich an den steilen Abhängen des Talkessels stehend, schauten die Tuchlaer auf die unheimliche Vogelschar und verfluchten diese Vorboten des Todes und der Zerstörung.

Doch bald veränderte sich das Bild. Wie sich im Herbst das Regenwasser über durchbrochene Dämme wälzt, so strömten schwarze Gespenster mit furchtbarem Geschrei in den Talkessel. Ohne Ende, unaufhaltsam drängte sich Reihe an Reihe; wie das Wasser des Wasserfalls, so hielten sie an, nachdem sie den Engpass verlassen hatten, formierten endlos lange Reihen, bewegten sich langsam vorwärts und überfluteten die leere Ebene. Ihnen voran ritt auf weissem Rosse ein furchtbarer Riese — Begadier Burunda, und ihm zur Seite ein anderer, kleinerer Reiter — Tuhar Wowk.

Langsam ritten sie vorwärts, als erwarteten sie jeden Augenblick einen Angriff vom Dorfe aus. Doch erfolgte dieser Angriff nicht, das Dorf lag still wie nach den Verheerungen einer Pest. Mit furchtbarem Geschrei fielen die ersten Reihen der Mongolen über die Häuschen her, um nach ihrer Gewohnheit zu morden und zu rauben; doch war da niemand zu morden, die Häuschen waren leer. Mit wildem Geschrei stürzten die Mongolen von Haus zu Haus, brachen die Türen ein, zerstörten die Umzäunungen und die Tore, zerschlugen die zurückgelassenen Troge und Körbe, rissen die Öfen nieder. Doch all ihr Zorn war vergeblich — im Dorfe zeigte sich niemand.

"Verfluchte Hunde!" sagte Burunda zu Tuhar Wowk, "sie hörten unser Herannahen und haben sich versteckt!"

"Werden wir hier übernachten, Begadier?" fragte Tuhar Wowk, auf die Bemerkung des Begadiers gar nicht antwortend.

"Bevor wir nicht auf diese Hunde stossen, können wir nicht übernachten", sagte Burunda. "Führe uns zum Ausgang aus diesem Loch! Wir müssen uns den Ausgang sichern!"

"Der Ausgang ist gesichert", beruhigte ihn Tuhar Wowk, obwohl es auch ihm selbst nicht recht verständlich war, warum die Tuchlaer Bauern ihr Dorf bis auf den letzten Mann verlassen hatten. Und wenn er auch den Begadier beruhigte, so bat er diesen doch, den Kriegern zu befehlen, sie sollen die Suche nach Beute aufgeben und dem Ausgang zueilen.

Unwillig gehorchten die ersten Reihen der mongolischen Horde, während sich die letzten noch immer durch den Engpass drängten und den Talkessel immer dichter überschwemmten.

Eine ganze Abteilung hatte bereits das Dorf verlassen und eilte dem Ausgang zu, der in den Felsen ausgehauen war. Vom Tal aus war im Ausgang nichts zu sehen, und sorglos kamen die Mongolen bis an die steile Felswand heran, durch welche der Ausgang führte. Piötzlich flog von oben eine Menge riesiger Felsstücke auf die Mongolen herab, manche von ihnen verwundend und erschlagend. Das Stöhnen der verwundeten und zu Boden gerissenen Angreifer stieg zum Himmel empor. Eine riesige Krähenschar lärmte über ihren Opfern. Schon begannen die Angreifer zurück und zur Seite zu weichen, als sich ihnen plötzlich Burunda und Tuhar Wowk mit gezogenem Schwert entgegenwarfen.

"Wo wollt ihr hin, ihr Wahnsinnigen?" brüllte Burunda, wie ein Auerochs. "Vor euch ist der Ausgang, dorthin — folgt mir!"

Und eine ganze Horde vor sich hertreibend, drang er in den dunklen Ausgang ein. Doch hier harrte den Angreifer ein guter Empfang. Ein dichter Steinhagel überschüttete sie, und die Augen vieler Krieger Dshingis-Chans füllten sich mit Blut, von vielen zerschmetterten Schädeln spritzte das Hirn gegen die Felswand. Wehrufe und Stöhnen tönten aus dem dunklen Ausgang wie aus einer Hölle, doch wurde alles von der lauten Stimme Burundas übertönt: "Vorwärts, Hasenfüsse, mir nach!" — und ohne auf den neuen Steinhagel zu achten, drangen neue Haufen in den engen Hohlweg.

"Weiter, den Hohlweg hinauf!" schrie Burunda, sich mit dem Schild gegen die herabfallenden Steine schützend.

Währenddem hatte Tuhar Wowk am Rande des Abhanges eine Gruppe Tuchlaer erblickt und befahl den Mongolen, denselben einen Hagel Pfeile entgegenzusenden. Am Rande des Abhanges erklang ein Stöhnen, und die Mongolen stiessen ein lautes Freudengeheul aus. Doch, um sich für ihre drei Verwundeten zu rächen, begannen die Tuchlaer mit verdoppelter Wut riesige Steinblöcke auf die Angreifer herabzuschleudern. Das alles hätte aber den hartnäckigen Burunda nicht aufgehalten, wenn sich nicht in der Mitte des steilen, engen Hohlweges ein unerwartetes Hindernis erwiesen hätte: der Hohlweg war bis an den Rand mit riesigen Felsblöcken verschüttet. Die Tuchlaer aber wehrten den Angriff immer wütender ab, die Steine flogen wie ein Hagel herab, die Mongolen fielen einer nach dem anderen. Burunda musste am Ende einsehen, dass seine Hartnäckigkeit umsonst war, dass es unmöglich war in den Hohlweg weiter einzudringen, bevor es ihm nicht gelang, die Tuchlaer von oben zu vertreiben.

"Zurück!" schrie Burunda. Und der kleine, von der Gruppe der Angreifenden gebliebene Rest der Mongolen flog atemlos, wie ein Stein aus der Schleuder, aus dem Hohlweg heraus.

"Der Hohlweg ist verschüttet", sagte Burunda ausser Atem zum Bojaren, indem er sich Schweiss und Blut aus dem Gesicht wischte. "Geben wir die Sache vorläufig auf, sollen sie sich beruhigen!" sagte Tuhar Wowk.

"Nein!" schrie Burunda, auf den Bojaren mit Stolz herabblickend. "Die Krieger des grossen Dshingis-Chan schieben nichts auf morgen auf, was noch heute getan werden kann."

"Aber was können wir heute ausrichten? fragte Tuhar Wowk, mit Bangen in den dunklen Hohlweg blickend, aus dem noch immer dass schreckliche Stöhnen der tödlich verwundeten Mongolen erklang.

"Diese Hunde dort von den Bergen vertreiben!" schrie wütend Burunda und zeigte mit der Hand auf den Rand des felsigen Abhanges. "Leitern herbei! Die Vorderen auf die Leitern, die Hinteren sollen den Feind mit Pfeilen vertreiben! Wollen wir sehen, wer stärker ist!"

Von den nahe gelegenen Höfen wurden Leitern herbeigeschleppt, die auf den Rat Tuhar Wowks mit Querhölzern wie eine grosse Wand zusammengenagelt wurden. Die Tuchlaer sahen dieser Arbeit von oben ruhig zu. Die Mongolen erhoben bereits lärmend ihre zusammengefügten Leitern und schleppten sie zur Felswand. Die Tuchlaer empfingen sie mit Steinen, Pfeilen und Speeren, doch konnten sie den Mongolen nichts antun, denn wenn auch manche von ihnen verwundet zusammenstürzten, so schleppten andere die grosse Leiter weiter, und an die Stelle der Verwundeten traten frische Kräfte. Zur selben Zeit schossen die hinteren Reihen der Mongolen ihre Pfeile nach oben ab und zwangen die Tuchlaer sich zurückzuziehen. Die furchtbare Leiter näherte

sich schnell der Felswand. Die Tuchlaer wurden unruhig...

Unweit des Kampfplatzes, durch eine Steinwand von den Pfeilen geschützt, sass Sachar Berkut auf einem Strohlager und bemühte sich um die Verwundeten. Er entfernte die Pfeile aus ihren Wunden und wusch diese Wunden, wobei ihm Miroslawa behilflich war. Nachdem er künstlich zubereitetes Harz aufgelegt hatte, wollte er gerade die Wunden verbinden, als plötzlich mehrere erschrockene Krieger zu ihm gelaufen kamen und ihn über die drohende Gefahr benachrichtigten.

"Was kann ich euch raten, Kinder?" sagte der Greis. Doch Miroslawa schnellte von ihrem Platz und lief zum Rande des Hohlwegs, um die Lage zu überschauen.

*Fürchtet nichts",—sagte sie zu den Tuchlaern. "Wir werden sie zurückschlagen! Sollen sie nur schiessen, ihr aber sollt eure Wurfspiesse ergreifen, und hinunter kriechen. Wenn sich die Vordersten zur Hälfte über dem Rande zeigen werden, sollt ihr sie plötzlich überfallen. Sie selbst werden euch auf diese Weise gegen die Pfeile schützen, und während ihr die Vordersten hinabstürzen werdet, werden diese die hintersten Reihen mit sich fortreissen. Die Dämmerung ist für uns günstig; und wenn wir sie diesmal zurückschlagen werden, werden sie uns die ganze Nacht nicht mehr beunruhigen."

Ohne ein Wort zu erwidern, warfen sich die Tuchlaer Krieger zu Boden und hielten ihre Spiesse fest umklammert. Eine Zeitlang wurden sie noch von Pfeilen überschüttet, dann trat eine Pause ein—ein Zeichen, dass die erste Reihe die Leitern emporstieg.

Den Atem anhaltend, lagen die Tuchlaer auf der Erde und erwarteten die Feinde. Man hörte bereits das Krächzen der Leitersprossen, das Schnaufen der emporklimmenden Mongolen, das Geklirr ihrer Waffen - und langsam, ängstlich erhoben sich vor den Augen der auf der Erde Liegenden zottige Mützen, und unter ihnen schwarze, entsetzliche Köpfe mit kleinen, leuchtenden Augen. Diese Augen schauten unruhig und unverwandt, als seien sie behext auf die am Boden liegenden Tuchlaer Krieger; doch die Köpfe erhoben sich immer höher und höher, unter ihnen sah man bereits Schultern und Oberarme, die von zottigen Pelzen bedeckt waren, breite Brüste, - und in diesem Augenblick sprangen die Tuchlaer mit wildem Geschrei empor und ihre Spiesse bohrten sich tief in die Brüste der Angreifer. Schreie, Gewimmer, Verwirrung, hie und da krampfhafte Bewegungen, hie und da ein kurzer Kampf, Flüche, Stöhnen - und wie eine schwere Lawine stürzt der Feind von der Leiter hinab, reisst die ihm folgenden Reihen mit sich, und auf diesen Haufen lebender und toter, durcheinandergeworfener, blutiger, zitternder, brüllender menschlicher Körper stürzen von oben riesige Felsstücke herab. — und über dieser von der hereinbrechenden Nacht halb verschleierten Hölle erschallen die freudigen Rufe der Tuchlaer Krieger, das klägliche

Gewimmer der Mongolen und die lauten, schrecklichen Flüche des Begadiers Burunda. Dieser lief wie ein Wahnsinniger auf der Ebene hin und her, riss sich die Haare, und sprang endlich bewusstlos von Zorn mit gezücktem Schwert auf Tuhar Wowk zu.

"Du blasser Hund!" schrie er zähneknirschend. "Du doppelter Verräter, das ist deine Schuld! Du hast uns in diesen Hinterhalt geführt, aus dem wir nicht mehr herauskönnen!"

In Tuhar Wowk flammte der Zorn auf, denn eine derartige Schmach hatte er noch nie erlebt. Seine Hand tastete unwillkürlich nach dem Schwert, doch in diesem Augenblick fühlte er einen tiefen Schmerz in seinem Herzen, so dass ihm der Arm erlahmte und leblos herabhing. Die Zähne aufeinander beissend und den Kopf geneigt, sagte er mit gepresster Stimme:

"Grosser Begadier, dein Zorn gegen den treuen Diener des Dshingis-Chan ist ungerecht. Ich trage keine Schuld daran, dass diese Smerden sich uns widersetzen.) Befehle dem Heer das Nachtlager aufzuschlagen, und morgen früh wirst du selbst sehen, dass sie von unseren Pfeilen auseinanderstieben werden, wie trockenes Laub, das vom Herbstwinde getrieben wird."

"Ah, so!" schrie Burunda, "damit sie uns in der Nacht in den Häusern überfallen und unser Heer abschlachten sollen!"

"So erteile den Befehl, die Häuser niederzubrennen und unter freiem Himmel zu übernachten!. "Du führst schlaue Reden, um meinen Zorn abzuwenden und die Schuld von dir zu wälzen! Doch nein! Du hast uns hierher geführt und musst uns auch wieder herausführen, und zwar sofort, morgen früh, ohne Verlust an Zeit und an Leuten! Hörst du, was ich sage? So muss es sein, oder es wird dir schlecht ergehen!"

Umsonst versicherte Tuhar Wowk den wilden Begadier, dass er unschuldig sei, dass er einen Rat gegeben, der seiner Überzeugung nach der beste war, dass die mongolischen Heerführer mit ihm darin einig wären, dass kein einziger Führer für unvorhergesehene Ereignisse, die unterwegs geschehen können — verantwortlich wäre — das alles prallte von Burunda ab, wie die Erbsen von einer Wand.

"Gut, Bojar", sagte er endlich, "ich werde nach deinem Gutachten handeln! Aber trotzdem musst du uns morgen den Weg aus diesem Hinterhalt öffnen, sonst wird es dir schlecht ergehen. Das ist mein letztes Wort! Ich erwarte von dir Taten, und keine leeren Worte!"

Und mit stolzer Gebärde wandte er sich von dem Bojaren ab und ging zu seinen Mongolen, ihnen mit mächtiger Stimme befehlend, sofort das Dorf von allen Enden anzuzünden und von der Ebene alles zu entfernen, was dem Feind als Deckung für einen nächtlichen Überfall dienen könnte. Die Mongolen stiessen ein Freudengeheul aus—sie hatten schon lange auf einen solchen Befehl gewartet.

Tuchlja loderte von allen Seiten auf einmal und die feurigen Zungen zerrissen die Finsternis, in die es gehüllt war. Der Rauch zog sich in Schwaden dahin und überflutete das Tal. Von den blutroten Flammen ergriffen, knisterten die Dächer. Die Flammen loderten hell auf, senkten sich und sprangen wieder empor, als wollten sie den Himmel erreichen. Als wären sie vom Wind niedergedrückt, duckten sich die Flammenzungen, dann schossen sie wieder hoch empor, spien Funkengarben aus, flimmerten und wogten wie ein Feuermeer.

Das Krachen der einstürzenden Dachstühle und Wände dröhnte dumpf durch das Tal; die Getreideund Heuhaufen glichen glühenden Kohlenhaufen, es schlängelte daraus ab und zu ein weisser Feuerstreifen empor; die Bäume brannten wie Kerzen und schleuderten das brennende Laub in die Luft. Das ganze Tuchlaer Tal sah jetzt wie eine lodernde Hölle aus; mit wildem Geschrei tanzten und huschten die Mongolen durch die Flammen hin und her und warfen alles in dieses Feuermeer, alles was ihnen nur in die Hände kam. Mit klagendem Gestöhn fiel die von den Äxten der Mongolen gefällte uralte Linde — die Zeugin der Gemeindeversammlungen.

Die Luft im Tuchlaer Talkessel erwärmte sich, als wäre es wirklich ein Kessel, und von den Bergen wehte ein furchtbarer Wind, der die Funken aufwirbelte, das brennende Stroh emporfegte und es wie feurige Pfeile umherwarf. Der Tuchlaer Fluss sah zum ersten Mal einen derartigen Glanz; zum ersten Mal erwärmte er sich in seinem kalten steinernen Bette.

Wohl ganze zwei Stunden dauerte der Brand, und die Tuchlaer Einwohner schauten darauf von den hohen Ahhängen in stummer Verzweiflung horab. Dann begannen die Mongolen die brennenden Reste zu löschen, indem sie diese in den Fluss warfen, und schickten sich an, ihr Lager mit einem tiefen und breiten Schutzgraben zu umgraben. In der Mitte des Lagers waren in wenig Augenblicken die Zelte für die Ältesten aufgeschlagen,—der Rest des Heeres musste unter freiem Himmel, auf der vom Feuer erwärmten Erde nächtigen.

Und im Tuchlaer Talkessel wurde es wieder dunkel. Die Mongolen hätten gerne Lagerfeuer angezündet, doch war es schon zu spät; erst jetzt fiel es ihnen ein, dass sie durch den Brand das ganze Tal verwüstet hatten und dass alles, was nur brennbar war, verbrannt oder den Fluss abwärts geschwommen war. Das Heer musste im Finstern schlafen, die Wachen in der Finsternis ihren Dienst versehen, - ja sogar die Schutzgräben waren nicht so tief ausgegraben wie es nötig war, denn es war bereits ganz dunkel geworden. Zornig durchschritt Burunda finster wie eine Gewitterwolke das Lager, prüfte die Gräben und die bei ihnen aufgestellten Wachen, rief die Heerführer an und erteilte Befehle, wie einem nächtlichen Überfall zu begegnen sei. Es war schon nahe an Mitternacht, als es im Lager allmählich ruhig wurde; nur die Rufe der Wachen und das Rauschen des Wasserfalles unterbrachen die allgemeine Stille.

Nur an einer einzigen Stelle des mongolischen

Lagers leuchtete ein Licht: es war ein räuchernder Kienspan im Zelt Tuhar Wowks. Die blasse Flamme flimmerte, zischte und rauchte, das erhitzte Harz verzehrend und das Innere des Zeltes mit einem trüben Schein erfüllend. Leer und unfreundlich war es im Zelte, ebenso wie es jetzt in der Seele Tuhar Wowks war Dieser schritt im Zelte auf und ab, in schwere Gedanken versunken. Die verächtlichen Worte Burundas hatten seinen Stolz tödlich verletzt. Sie waren wie ein Schlag ins Gesicht. Plötzlich leuchtete es in des Bojaren Augen auf und er erkannte, auf welchen schlüpfrigen Weg er geraten war.

"Peti versprach mir die Gunst des Dshingis-Chan", brummte er vor sich hin, "und dieser Unhold behandelt mich wie einen Hund; Bin ich denn wirklich ihr Diener, der niedrigste Diener dieses Sklaven? Peti versprach mir goldene Berge, das grosse karpathische Fürstentum, und Burunda wagt es jetzt mir zu drohen. Und dieser Verfluchte zonnte sein Wort halten! Soll ich mich ihm vielleicht unterwerfen? Natürlich! Ich bin doch in seinen Händen! Ich bin ein Sklave, wie dieser niederträchtige Maxim es gesagt hat!

Ach, jetzt habe ich mich an Maxim erinnert; wo ist er? Kann im ihn nicht ausnützen, um den Forderungen Burundas genüge zu tun? Kann man nicht zum Beispiel ihn selbst für einen freien Ausweg aus diesem Hinterhalt austauschen? Das ist ein guter Gedanke!"

Und er rief zwei Mongolen herbei, die unweit seines Zeltes lagen, und befahl ihnen, den gefangenen Maxim aufzufinden und ihn in sein Zelt zu führen. Mürrisch, etwas vor sich hinbrummend, gehorchten die Mongolen,—es hatte den Anschein, als bekäme die Luft des Tuchlaer Tales der strengen mongolischen Disziplin nicht gut...

Aber wo war Maxim? Wie erging es ihm in der Gefangenschaft?

In schwere Ketten geschmiedet sass Maxim inmitten der Tuchlaer Dorfstrasse, seinem Elternhause gegenüber, das Gesicht jenem Hofe zugewandt, auf dem er als Junge gespielt und noch gestern frei umhergegangen, mit alltäglicher Arbeit beschäftigt, auf dem aber heute schon eine Schar widriger Mongolen herumlungerte.

Man hatte ihn auf einem Pferde hierher gebracht. Als aber der Befehl erteilt wurde, hier zu übernachten und das Dorf niederzubrennen, warf man ihn einfach vom Pferde auf die Strasse. Niemand schenkte ihm Aufmerksamkeit, kein Mensch bewachte ihn: aber an eine Flucht war nicht zu denken, denn immer wieder gingen Haufen schreiender, alles verheerender und nach Beute suchender Mongolen an ihm vorüber! Maxim wusste nicht, was um ihn vorging; unbeweglich wie ein steinernes Meilenzeichen, sass ar auf der Strasse. In seinem Kopfe war es leer, die Gedanken liessen sich nicht zusammenfügen, ja sogar die Eindrücke wollten keine einheitliche Form annehmen, sondern schwankten und flatterten vor seinen Augen hin und her, wie aufgescheuchte schwarze Vögel. Nur eins fühlte er deutlich: dass ihn die Ketten wie kalte eiserne Schlangen zusammenpressten, und dass sie die ganze Kraft aus dem Körper, alle Gedanken aus dem Gehirn aussaugten.

Plötzlich begann es um ihn her zu brennen, Rauch legte sich in Schwaden auf die Strasse und bedeckte Maxim, verursachte ihm Schmerzen in den Augen und nahm ihm den Atem. Es brannte Tuchlja. Maxim sass unbeweglich inmitten des Brandes. Der Wind hüllte ihn in Rauch, streute Funken über ihn und jagte ihm die heisse Luft ins Gesicht. - doch er schien das alles nicht zu bemerken. Mit Freuden würde er sofort sterben, würde als goldener Funken in die Luft fliegen und dort in dem klaren. kalten Blau, in der Nähe der goldenen Sterne verlöschen. Doch die Fesseln, die Fesseln! Wie schrecklich sie ihn jetzt drückten!... Da hatte auch sein Elternhaus Feuer gefangen, die Flammen loderten auf dem Dache auf, züngelten wie feurige Schlangen durch die Fenster, drangen durch die Haustür in die Stube und trieben eine riesige Rauchwolke aus dem Hause, um sich selbst im Neste Berkuts einzunisten.

Maxim stierte unverwandt in den Brand: ihm war, als zerrisse etwas in seiner Brust; und als die Flammen aufs neue aufloderten, als das Dach zusammenstürzte, als die Wände seines Elternhauses barsten und aus der glühenden Feuermasse ein ganzes Meer Funken zum Himmel stob, — da schrie Maxim schmerzlich auf und sprang auf die Beine, um irgend wohin zu laufen, irgend etwas zu retten; er machte aber nur einen Schritt, fiel kraftlos auf die Erde nieder und erstarrte.

596-8 225

Schon war der Brand verlöscht, und heisser, ätzender Rauch zog durch das Tal, schon war der Kriegsruf der Mongolen verhallt, die unter der Führung Burundas und Tuhar Wowks im Hohlweg gegen die Tuchlaer kämpften, schon klärte sich der nächtliche Himmel über Tuchla auf und bedeckte sich mit Sternen, schon wurde es still im Lager der Mongolen, — und Maxim lag noch immer wie tot mitten auf der Strasse, vor der Brandstätte seines Elternhauses.

Die Sterne schauten mitleidig auf sein blasses, mit blutigen Streifen bedecktes Gesicht; seine Brust hob sich kaum merkbar, — das einzige Zeichen, dass hier ein lebendiger Mensch und keine Leiche lag. In diesem Zustand fanden ihn die Mongolen und waren anfangs sehr erschrocken; sie glaubten, er sei im Rauche erstickt. Erst als sie ihn mit Wasser bespritzten, sein Gesicht wuschen und ihm zu trinken gaben, öffnete er die Augen und schaute um sich.

"Er lebt! Er lebt!" schrien die Mongolen freudig, griffen den schwachen, halb bewusstlosen Maxim unter die Arme und schleppten ihn zum Zelt des Bojaren.

Tuhar Wowk erschrak, als er den verhassten Menschen in solch elendem Zustande erblickte. Das frisch gewaschene Gesicht war grünlich-blass, die Lippen waren trocken vor Durst und Hitze, die Augen vom Rauch gerötet und trübe, als wären sie aus Glas, vor Ermattung und Seelenqual, seine Fusse zitterten wie die eines hundertjährigen

Greises; er stand einen Augenblick aufrecht, konnte sich aber nicht länger halten und setzte sich auf die Erde.

Die Mongolen entfernten sich; stumm und in Gedanken versunken, schaute der Bojar auf Maxim. Warum hasste er diesen Menschen? Warum brachte er diesem Jüngling so viel Kummer? Warum hatte er nicht befohlen, ihn sofort zu töten, sondern bereitete ihm einen langsamen, aber nichtsdestoweniger sicheren Tod, denn es war doch klar, dass ihn die Mongolen nicht lebendig aus ihren Händen lassen werden, sondern ihn wie ein wehrloses Vieh abschlachten und ihn dann auf dem Wege liegen lassen werden?

Warum fühlte er solchen Hass gegen diesen armen Burschen? Vielleicht darum, weil er seiner Tochter das Leben gerettet hatte? Oder vielleicht, weil sie ihn liebgewonnen hatte? Oder für seinen wahrlich ritterlichen Mut und Offenherzigkeit? Oder vielleicht deshalb, weil er sich ihm gleichstellen wollte? Nun, jetzt sind sie ja gleich geworden: beide sind sie Sklaven, beide sind unglücklich.

Tuhar Wowk fühlte, dass sein Hass gegen Maxim allmählich verlöschte, wie ein Feuer, dass ohne Nahrung geblieben ist. Er hatte auch vor der Gefangennahme Maxims versucht, sich mit diesem zu versöhnen: nicht aus Mitgefühl, sondern aus List, doch Maxim wollte kein Wort zu ihm sprechen. Es ist wohl wahr; der Bojar machte ihm Vorschläge, auf die Maxim nicht eingehen konnte. Er riet ihm, zu den Mongolen in den Dienst zu gehen, sie über

die Berge zu führen, und versprach ihm dafür reichlichen Lohn, drohte aber damit, dass ihn die Mongolen im entgegengesetzten Falle umbringen würden. "Sollen sie mich erschlagen!"— das waren die einzigen Worte, die der Bojar aus Maxims Munde vernommen hatte; nur seltsam war es, dass auch damals diese stolzen Worte, die von der Festigkeit Maxims Charakters und von dessen Liebe zur Freiheit zeugten, den Bojaren nicht erzürnt, sondern ihm im Gegeteil sehr gefallen hatten.

Jetzt fühlte er deutlich, dass in seinem Herzen irgend etwas wie ein Eisberg taute; jetzt, auf den Ruinen des freien Tuchla begann er zu verstehen, dass die Bäuern von Tuchla vollkommen vernünftig und gerecht gehandelt hatten, und sein Herz, wenn auch von dem Verlangen nach Macht geblendet, war dennoch nicht so abgestumpft, um all dieses nicht auzuerkennen.

Das alles hatte der Bojar heute durchdacht und schaute schon mit ganz anderen Augen, mit ganz anderem Herzen auf den im Zelte sitzenden, halbtoten Maxim. Er trat zu ihm, fasste ihn bei der Hand und wollte ihn zu einem Schemel führen.

"Maxim!" sagte er dabei weich, "was ist aus dir geworden?"

"Lass mich!" stiess ihn Maxim mit schwacher Stimme zurück. "Lass mich ruhig sterben!"

"Maxim, Junge, woher kommen dir die Gedanken über den Tod? Ich überlege, wie ich ihn befreien könnte, und er spricht vom Tode! Steh auf, setz dich hier auf die Bank und stärke dich; ich habe mit dir so manches zu besprechen.

Obwohl Maxim den Worten und der Güte des Bojaren nicht traute, und diese nicht recht verstand, so verlangte doch seine Schwäche, sein Hunger und seine Ermüdung mit lauter Stimme nach einer Kräftigung für seinen Körper so, dass er die Einladung des Bojaren nicht zurückweisen konnte. Ein Becher feurigen Weines erfrischte ihn sofort, als hätte er seine Kräfte zu neuem Leben erweckt; ein Stück gebackenes Fleisch stillte seinen Hunger. Während er ass, sass der Bojar ihm gegenüber und flösste ihm mit schmeichelnden Worten Mut und Lebenslust ein.

"Dummer Junge", sagte er, "so einer, wie du, muss leben, und nicht an den Tod denken. Das Leben ist ein teures Gut und ist für keinerlei Schätze zu erkaufen."

"Das Leben in der Sklaverei hat gar keinen Wert", antwortete Maxim. "Da ist der Tod schon lieber."

"Nun... so... das versteht sich", sagte der Bojar. Aber ich sage dir doch, dass du frei sein kannst."

"Wenn ich mein Volk verrate und die Mongolen über das Gebirge führe?... Nein; besser ist's zu sterben, als sich auf diese Weise die Freiheit zu erkaufen!"

"Nicht davon ist jetzt die Rede", erwiderte der Bojar lächelnd, "sondern davon, dass du auch ohne diesen, wie du sagst, Verrat noch heute frei sein kannst."

"Wie?" fragte Maxim.

"Ich wusste, dass es dich interessieren wird", lächelte wiederum der Bojar. "Nun also, die Sache ist so: Deine Tuchlaer umzingelten uns in diesem Tale und verschütteten den Ausgang. Es versteht sich von selbst, dass ihr Widerstand nur lächerlich ist, denn sie können uns ja doch nicht aufhalten. Uns ist es aber schade um die Zeit, und eben darum handelt es sich."

Bei dieser Nachricht leuchteten die Augen Maxims freudig auf.

"Du sagst, dass die Tuchlaer euch eingeschlossen haben?" rief er erfreut. "Und ihr könnt von hier nicht mehr heraus? Nun, dann ist es gut! Ich hoffe, dass ihr von hier auch nie mehr herauskommen werdet. Die Tuchlaer sind ein zähes Volk: wen sie einmal in den Händen halten, den lassen sie auch nicht wieder los."

"Na, na!" unterbrach ihn der Bojar. Freue dich nicht zu früh, Bursche! Nicht so gering sind unsere Kräfte, dass sie von einer Handvoll deiner Tuchlaer gefangen werden könnten! Ich sage dir, nicht darum handelt es sich, dass man uns hier fängt, sondern um die Zeit, um jede Minute Zeit! Wir müssen eilig handeln!"

"Und wie könnte ich euch dabei helfen?"

"Wie ich dir gleich sagen werde. Ich denke heute noch zu deinen Tuchlaern zu gehen, um mit ihnen zu verhandeln: ich will ihnen deine Freilassung versprechen, als Austausch für einen freien Durchgang. Deshalb hoffe ich, dass du mir jenes Wort sagst, welches deine Bürger und deinen Vater ins Herz treffen wird, damit sie auf unseren Vorschlag eingehen sollen."

"Deine Mühe ist umsonst, Bojar! Die Tuchlaer gehen auf einen solchen Tausch nicht ein."

"Sie gehen darauf nicht ein?" schrie der Bojar. "Warum denn nicht?"

"Die Tuchlaer werden bis zum letzten Mann kämpfen, um euch nicht über die Berge zu lassen. Was könnte sie dazu bewegen, für meine Wenigkeit, ihre Brüder jenseits der Berge zu verraten, deren Dörfer dann ebenso niedergebrannt würden wie unser Tuchla?"

"Und sie werden niedergebrannt, du dummer Junge!", sagte der Bojar. "Die Kräfte deiner Tuchlaer sind viel zu gering, um uns aufhalten zu können."

"Lobe den Tag nicht vor dem Abend, Bojar! Wozu sind hier grosse Kräfte nötig, wo euch die Natur selbst mit ihren Wänden und Felsen aufhält?"

"Sage mir aber immerhin, wie ich zu deinem Vater und zu den Tuchlaern reden soll, um sie ins Herz zu treffen."

"Sprich aufrichtig und die Wahrheit, das ist das einzige Zauberwort."

"Ei, das ist es nicht, Bursche, das nicht!" sagte der Bojar unmutig. "Bei euch geht das nicht so einfach. Dein Vater ist ein alter Zauberer; er kennt solche Worte, die jeden Menschen ins Herz treffen, und du musst sie von ihm gelernt haben. Ohne ein solches Wort hättest du meine Bogenschützen nicht gewinnen können, die für nichts und wieder nichts so toll gegen die Mongolen gekämpft haben, wie sie für den besten Lohn ganz sicher nicht gekämpft hätten."

Maxim lächelte.

"Du bist ein wunderlicher Mensch, Bojar!" sagte er. Ich kenne kein einziges solches Wort; aber ich sage dir ausdrücklich: wenn ich auch ein solches Wort wüsste, so würde_ich es dir trotzdem nicht verraten, damit du die Tuchlaer für einen solchen Austausch nicht gewinnen könntest."

Im Herzen des stolzen Bojaren loderte der Zorn auf. "Bursche! Bedenke wer du bist, und wo du bist!" schrie er. "Bedenke, dass du ein Sklave bist, dass dein Leben von dem Willen irgend eines Mongolen abhängt!"

"Was ist mein Leben!... sagte ruhig Maxim. "Ich bin das Leben nicht wert! Wer nur eine Minute lang die Sklaverei gekostet, der hat schlechteres als den Tod erfahren."

In diesem Augenblick öffnete sich der verhängte Eingang des Zeltes, und Miroslawa trat mit raschen Schritten ein. Sie sah sich hastig um, und, dem Vater keine Aufmerksamkeit schenkend, sprang sie zu Maxim.

"Ach, da ist er, da ist er!" rief sie. "Mich hat etwas hier her hingezogen! Mein Falke, Maxim! Was geht mit dir vor?"

Maxim sass wie versteinert und wandte seinen Blick nicht von Miroslawa. Seine Hände hielt sie fest in den ihren. Ihre Worte waren ihm wie ein festliches Glockengeläute, wie der belebende Tau für die verwelkten Blumen. Sie aber sank neben ihm nieder, benetzte ihm mit ihren Tränen die schweren Fesseln und wusch das eingetrocknete Blut von seinen Händen. Wie froh, wie warm wurde es Maxim ums Herz—von ihrer Nähe, von jeder Berührung ihrer Hände! Wie heiss wallte das Blut in seiner Brust auf! Wie stark entbrannte die Liebe zum Leben! Aber hier drückten die Ketten so unbarmherzig, erinnerten ihn daran, dass er ein Sklave war, dass das blutige mongolische Messer über seinem Haupte hing! Und dies Bewusstsein kroch in dieser Minute wie eine Schlange in sein Herz, und aus seinen Augen flossen Tränen.

"Miroslawa", sagte er sich abwendend, "warum bist du hierher gekommen, um mir noch grössere Qualen zu bereiten? Ich war shon zum Sterben bereit, du aber hast in mir wieder die Liebe zum Leben erweckt!"

"Mein Geliebter", sagte Miroslawa, "verzweifle nicht, hoffe! Ich bin deshalb hierher gekommen, ins feindliche Lager, durch allerlei Gefahren, um es dir zu sagen: verzweifle nicht! hoffe!"

"Was nützt mir die Hoffnung? Die Hoffnung wird diese Ketten nicht sprengen!"

"Aber mein Vater wird es tun!"

"O, dein Vater! Er sagt wohl, dass er bereit ist dieses zu tun, doch verlangt er von mir dafür einen solchen Gegendienst, den ich ihm nie erweisen kann."

"Welchen Gegendienst?"

"Er will zu den Tuchlaern gehen und mit ihnen

einen Vertrag abschliessen, sie sollen als Austausch für mich die Mongolen aus diesem Tal herauslassen; und dazu verlangt er von mir jenes Zauberwort, welches ihm das Herz der Tuchlaer zuneigen wurde."

Verwundert sah Miroslawa zum ersten Mal auf ihren Vater; und je länger sie schaute, um so fröhlicher wurde sie.

"Vater", sagte sie, "ist das wahr?

"Est ist wahr", antwortete Tuhar Wowk.

"Und du bist der Meinung, dass Maxim ein solches Wort weiss?"

"Er muss es wissen! Hat er doch bei der ersten Begegnung auch dich gleich so fest an sich gefesselt! Ohne Zauberei wäre das nicht möglich gewesen."

Mit einem von grenzenloser Liebe erfülltem Lächeln schaute Miroslawa auf Maxim. Sich dann an ihren Vater wendend, sagte sie:

"Hast du vom Heerführer die Erlaubnis zu den Verhandlungen schon erhalten?"

"Noch nicht, aber das ist in einem Augenblick geschehen. Sein Zelt befindet sich neben dem meinen."

"So gehe doch. In dieser Zeit werde ich Maxim dazu bewegen, dir dieses Wort zu sagen."

"Du wirst ihn dazu bewegen?"

"Du wirst es sehen! Gehe nur!"

"Bezaubertes Mädchen! brummte er vor sich hin und verliess das Zelt. "Sie ist bezaubert, nicht anders! Sie wirft sich ihm selbst an den Hals!" "Mein Herzblatt, Maxim!" rief Miroslawa, nachdem ihr Vater gegangen war; sie umschlang Maxim mit beiden Armen und küsste seine blassen, trockenen Lippen. "Mach dir keine Sorgen! Die Mongolen werden von hier nicht herauskommen, sie müssen hier alle umkommen!"

"Ach, Miroslawa, mein Stern!" sagte Maxim nachdenklich. "Ich würde das wohl gerne glauben, aber gegen unsere Kräfte sind die Mongolen zu zahlreich."

"Uns kam Hilfe aus dem Hoch- und Hintergebirge."

"Sie haben keine guten Waffen."

"Deshalb brauchst du keine Angst zu haben. Höre nur: Hunderte von Äxten erdröhnen im Wald; noch eine Minute, — und hundert Feuer werden um das Tal herum aufleuchten. Und bei jedem Feuer werden eure Meister Maschinen herrichten, mit denen man Steine bis in die Mitte des mongolischen Lagers schleudern wird."

"Wer hat denn das erdacht? Wer hat unsere Meister gelehrt?"

"Ich, mein Herz. Ich habe mir schon öfters solche Maschinen genau angesehen, welche auf den Mauern Halitschs stehen. Noch bevor sich hinter dem Selemin die Sonne erheben wird, werden fünfzig solche Maschinen Steine auf die Köpfe der Mongolen herabschleudern."

Maxim umarmte erfreut Miroslawa und drückte sie fest an seine Brust.

"Mein Leben!" sagte er. "Du wirst zur Retterin unseres Tuchla." "Nein, Maxim!" sagte Miroslawa. "Nicht ich werde zur Retterin des Tuchlaer Gebiets sein, sondern dein Vater. Was sind meine armen Maschinen gegen eine solche feindliche Kraft? Dein Vater führt eine andere Kraft gegen sie, eine Kraft, der kein Heer widerstehen kann."

"Welche Kraft?" fragte Maxim.

"Horch!" sagte Miroslawa. Ringsherum war es still geworden, nur irgendwo weit in den Bergen ertönte das dumpfe Rollen des Donners.

"Es donnert", antwortete Maxim. "Nun, wie kann uns das denn helfen?"

"Wie uns der Donner helfen kann?" erwiderte schnell Miroslawa. "Er bedeutet für die Mongolen den Tod! Er ist ein grösserer Zerstörer als sie, und dabei ein solcher Zerstörer, der es mit uns hält..... Höre nur!"

Und sie sah sich im Zelte um, obwohl es dort ganz leer war; und als traue sie dieser Ruhe und Leere nicht, neigte sie sich dann zu Maxims Gesicht und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr. Als hätte ihn eine mächtige Hand emporgerissen, sprang Maxim auf die Füsse, dass seine Fussketten klirrten.

"Mädchen! Wundertätige Erscheinung!" rief er aus, sie voller Unruhe, aber mit tiefer Verehrung anblickend. "Wer bist du, und wer hat dich mit solchen Nachrichten hierher gesandt? Denn jetzt sehe ich, dass du nicht Miroslawa, die Tochter Tuhar Wowks sein kannst. Nein; du bist wohl der Geist jenes Wächters, den man den Beschützer Tuchlas nennt!"

"Nein, Maxim, nein, mein Geliebter", sagte das wunderliche Mädchen. "Das bin ich selbst, dieselbe Miroslawa, die dich so sehr liebt, dass sie gerne ihr eigenes Leben opfern würde, um dich glücklich zu machen."

"Könnte ich denn glücklich sein ohne dich?"

"Nein, Maxim, höre noch weiter, was ich dir sage: fliehe aus diesem Lager, fliehe sofort!"

"Wie kann ich fliehen? Die Wache schläft ja nicht"?

"Die Wache wird dich durchlassen. Du siehst, dass sie mich durchgelassen hat! Nur musst du folgendes tun: kleide dich in meine Kleider um und nimm diesen goldenen Ring: er wurde mir von ihrem Heerführer gegeben, damit ich freien Aus-und Eingang habe. Du wirst ihn den Wächtern zeigen und diese werden dich durchlassen."

"Und du?"

"Sorge dich nicht um mich. Ich bleibe hier mit dem Vater zurück."

"Aber die Mongolen werden erfahren, dass du mir zu fliehen geholfen hast, und sie werden dich nicht verschonen. O nein, das will ich nicht!"

"So habe doch keine Sorge um mich, ich werde mir schon helfen können!"

"Ich mir auch", sagte Maxim verstockt.

In diesem Augenblick trat der Bojar ein, mürrisch und hochrot im Gesicht. Eine Wolke von Zorn und Unzufriedenheit lagerte auf seiner Stirn. Burunda zeigte sich ihm gegenüber noch unfreundlicher als zuvor, begegnete seinem Vorschlag über den Austausch Maxims mit Vorwürfen und es dauerte recht lange, bis er sich damit einverstanden erklärte. Den Bojaren überwältigte immer mehr ein banges Gefühl, als würden um ihn herum die Stäbe eines eisernen Käfigs sein, die sich immer enger zusammenschoben.

"Nun, wie steht es?" fragte er scharf, weder seine Tochter, noch Maxim anblickend.

Ein glücklicher Gedanke leuchtete im Kopfe Miroslawas auf.

"Alles ist gut, Vater", sagte sie, "nur..."

"Was denn - nur?"

"Maxim kennt ein solches Wort, aber im Munde eines Anderen verliert es seine Kraft; nur wenn er dasselbe sagen können wird, da wird es die nötige Kraft besitzen."

"Nun, dann hol ihn der Teufel!" brummte grimmig der Bojar.

"Nein, Vater; warte nur, was ich dir sagen werde. Erteile den Befehl ihn aus den Fesseln zu befreien, und gehe mit ihm zu den Tuchlaern. Hier ist der Ring von Peti, mit diesem Ringe lässt ihn die Wache durch."

"O, ich danke für deinen guten Rat, Töchterchen! "Führe ihn zu den Tuchlaern" — das heisst doch sich das letzte Unterpfand aus den Händen reissen zu lassen. Die Tuchlaer werden sich den Gefangenen nehmen, mich aber werden sie davonjagen! Nein, daraus wird nichts! Ich gehe allein und ohne sein Wort!"

Miroslawa wurde traurig. Ihre klaren Augen füllten sich mit Tränen.

"Mein Falke", sagte sie, sich wieder an Maxim anschmiegend, "handle so, wie ich es dir rate: nimm diesen Ring!"

"Nein, Miroslawa, fürchte dich nicht für mich" antwortete Maxim. "Ich habe schon bedacht, was ich zu tun habe. Geh und hilf den Unsrigen, und unser Wächter soll euch unterstützen."

Der Abschied zwischen Miroslawa und Maxim war schwer. Sie liess ihn ja dem sicheren Tode preisgegeben, wenn sie sich auch noch so sehr bemühte, ihre schweren Gedanken zu verbergen. Verstohlen küsste sie ihn, drückte fest seine Hand und lief, ihrem Vater folgend, aus dem Zelt. Maxim blieb allein im Zelt des Bojaren zurück; — sein Herz erbebte, von Freude, Erregung und Hoffnung erfüllt.

XII.

"Was ist denn das für ein Gehämmer im Walde?" fragte der Bojar bei seiner Tochter, die an seiner Seite durch das mongolische Lager schritt.

"Sie hacken Holz", antwortete kurz Miroslawa. "Jetzt, in der Nacht?"

"Gleich wird es Tag werden!"

Und wirklich: kaum hatte Miroslawa diese Worte ausgesprochen, als plötzlich auf den hohen Felsenabhängen, von denen der Tuchlaer Talkessel wie von einer Wand umgeben war, hie und da Funken aufsprühten: die Tuchlaer schlugen Feuer und zündeten Holzhaufen an. Bald darauf brannte rings um das Tal eine lange Reihe von Feuern: es schien, als blitzten im Nachtdunkel die Augen

riesengrosser Wölfe auf, die sich anschickten in das Tal hinabzustürzen und die mongolischen Kräfte aufzufressen. Um jedes Feuer bewegten sich Gruppen dunkler Gestalten. Die Axtschläge erschallten mit verdoppelter Kraft.

"Was tun sie dort?" fragte der Bojar seine Tochter. -Sie zimmern Baumstämme zurecht."

"Wozu?"

"Wenn du hinkommst, wirst du es schon sehen." Sie schritten weiter durch das Lager. Ab und zu wurden sie von der Wache angehalten. Sie musste das Zeichen des Heerführers vorweisen, um durchgelassen zu werden. Die Wachen beobachteten die Feuer mit Unruhe und weckten ihre Anführer. Als jene aber sahen, dass die Tuchlaer sich ruhig verhielten, geboten sie den Wachen Ruhe, doch befahlen ihnen sich in Bereitschaft zu halten. Dass da so viele Feuer brannten, war für die Mongolen nur um so besser,—der Feind würde keinen heimlichen Überfall unternehmen. Man konnte deshalb ruhig schlafen, solange diese Feuer brannten, denn am nächsten Tage stand dem Heer doch eine gewaltige Arbeit bevor.

Tuhar Wowk und seine Tochter hatten das Lager bereits hinter sich. Nachdem sie einen schmalen Feldstreifen durchschritten hatten, näherten sie sich einer steilen Felswand. Lange wanderten sie umher und suchten einen Pfad, um den Abhang zu erklimmen. Endlich fand Miroslawa einen solchen zwischen Gebüsch und Farnkräutern. Beide begannen, nun, mit Mühe die Felswand emporzusteigen.

"Wer da?" riefen von oben Stimmen aus der Richtung vom Feuer her.

"Gut Freund!" antwortete Miroslawa.

"Welche Freunde?" riefen die Tuchlaer, ihnen den Weg versperrend. Doch bald erkannten sie Miroslawa, die voranstieg.

"Wer geht hinter dir?"

"Mein Vater. Der mongolische Begadier sandte ihn hierher, um mit unseren Ältesten friedliche Verhandlungen zu führen."

"Zum Teufel! Wozu brauchen wir denn diese Verhandlungen? Sobald sich die Sonne am Horizont erheben wird, werden wir ganz anders mit ihnen verhandeln."

"Oho, wie mutig ihr seid!" sagte Tuhar Wowk lächelnd. Nun, auf dieses Vergnügen braucht ihr nicht lange zu warten. Nur weiss mann nicht, ob es für eure Mütter eine Freude sein wird, eure Köpfe auf den mongolischen Lanzen zu sehen."

"Zum Teufel mit dir, du Krähe!" schrien die Tuchlaer und umringten den Bojaren.

"Nun, nun", lenkte Tuhar Wowk ein, "ich wünsche es euch doch nicht, sondern sage nur, dass das nicht gut wäre. Und eben deshalb, um euch vor einem solchen Schicksal zu bewahren, möchte ich mit euren Ältesten verhandeln. Denn ihr tut mir leid, ihr jungen, unbedachten Kinder! Ihr seid bereit, blindlings in den Tod zu stürzen, ohne danach zu fragen, ob es jemandem Nutzen bringen wird oder nicht. Aber die Alten müssen doch alles bedenken."

Mit diesen Worten näherte sich der Bojar dem Scheiterhaufen, bei dessen Lichte die Zimmerleute Bäume behackten, während andere in den schon behackten Stämmen Löcher bohrten.

"Was macht ihr denn?" fragte der Bojar die Zimmerleute.

"Errate es, wenn du klug bist!" antworteten jene spöttisch, während sie die behauenen Balken wie ein Tor mit kräftigen Querbalken zusammenfügten und zwei solcher Tore oben und unten mit Hilfe langer, behauener Baumstämme vereinigten. Als der Bojar dieses sah, schlug er die Hände zusammen:

"Wurfmaschinen!" rief er. "Burschen, wer hat euch denn gelehrt, diese Dinge zu bauen?"

"Es gab solche, die uns gelehrt haben", erwiderten die Zimmerleute und machten sich daran einen dicken Buchenstamm derart zu bearbeiten, dass er einem riesigen Löffel ähnlich sah; dessen Griff sollte in einen starken, kräftig zusammengedrehten Strick gesteckt werden, welcher an die Stämme, welche die beiden Tore verbanden, befestigt wurde und mit Hilfe zweier Griffe, die an diesen Stämmen angebracht waren, immer fester zusammengedreht wurde. In das breite etwas ausgehöhlte zweite Ende dieses Löffels wurden Steine gelegt; durch die Spannkraft des Strickes prallte der Löffel zurück und schleuderte die auf ihn gelegten Steine weit auf die Mongolen.

Tuhar Wowk schaute sich nach allen Seiten um: bei jedem Scheiterhaufen verfertigten Zimmerleute (und im Tuchlaer Land war jeder Bauer Zimmermann) eine ebensolche Maschine, und die Jugend, die Frauen und Kinder drehten Stricke.

"Nun, unseren Mongolen wird es schwer fallen, sich gegen solche Maschinen den Ausweg aus diesem Loch zu erkämpfen!" dachte Tuhar Wowk, während er mit seiner Tochter einen ausgetretenen Steg entlang weiter durch den Wald einem Platze zuschritt, in dessen Mitte ein grosses Feuer brannte, um welches sich der Rat der Tuchlaer Ältesten versammelt hatte.

"Miroslawa", sagte nach minutenlangem Schweigen Tuhar Wowk, "hast du sie gelehrt, diese Wurfmaschinen herzustellen?"

"Ja, antwortete Miroslawa und sah ihren Vater aufmerksam an, einen Zornesausbruch erwartend. Aber nein! Auf dem Gesicht des Bojaren erschien ein Ausdruck der Zufriedenheit.

"Gut, Tochter!" sagte er kurz.

Miroslawa wunderte sich, denn sie wusste nicht, was diese Veränderung im Wesen ihres Vaters zu bedeuten hätte, wusste nicht, dass sein Glaube an einen glücklichen Verlauf des mongolischen Feldzuges und umsomehr an die Erfüllung der mongolischen Versprechungen schon stark erschüttert war und dass er sich in diesem Falle am Ende doch an die Gemeinde halten musste, wobei ihm das Vorgehen der Tochter eine gewünschte Stütze war.

Sie näherten sich schon dem Platze, auf dem sich die Tuchlaer Ältesten die ganze Nacht beraten

hatten. Es war eine weite Lichtung, die gegen Süden etwas geneigt war, während sie von Norden her von einer steilen Felswand aus karpathischem Spat eingeschlossen war. Riesige Edeltannen umgaben sie im Halbkreis von Osten, Süden und Westen, so dass sie nur von der Mittagssonne beschienen werden konnte. In längst vergangenen Zeiten war diese Lichtung vollständig mit Steinplatten ausgelegt, die jetzt mit weichem Moos und Farnkräutern überwuchert waren. Nur ein Steg war in der Mitte der Lichtung ausgetreten, welcher zu einer tiefen, in der Felswand ausgehauenen Höhle führte, die einer Gruft glich und gegen Süden gänzlich geöffnet war. Die Wände der Höhle waren grau und ohne jegliche Verzierung, unten waren Bänke und Vertiefungen im Stein ausgehauen; hier war der Stein rot und verbrannt, an den Brandstätten sah man noch Spuren des Feuers; nur die Decke war mit einer einzigen Verzierung versehen - einer aus Stein gehauenen gewölbten Halbkugel, so gross wie ein grosser Brotlaib, welche mit einem glänzenden goldenen Ring ungeben war, der an eine Krone erinnerte.

Hier, auf diesen Platz, versammelten sich in jener schrecklichen Nacht die Tuchlaer Ältesten. Ein grosses Feuer loderte inmitten des Platzes; geheimnisvoll rauschten die uralten Tannen, als erinnerten sie sich an längst vergangene Zeiten; im Schein des Feuers erglänzte die im Innern der Höhle abgebildete goldene Sonne in blutigem Rot; in Gedanken versunken sassen die Ältesten und horchten auf die

Axtschläge im Walde und auf die Erzählungen des greisen Sachars über die graue Vergangenheit.

Eine wunderbare Stimmung hatte sich heute des Alten bemächtigt. Er, der es nie geliebt über den alten Glauben zu erzählen, sprach heute mit solchem Herzeleid davon, wie er nur von einer seinem Herzen naheliegenden und unendlich teuren Sache sprechen konnte.

Da knackten die dürren Zweige auf dem Pfade, und Miroslawa und Tuhar Wowk traten plötzlich aus dem Dunkel des Waldes hervor. Miroslawa ging gerade auf den alten Sachar zu, während der Bojar in der Nähe des Feuers stehen blieb.

"Vater", sagte Miroslawa zu Sachar, "ich habe deinen Sohn gesehen!"

"Meinen Sohn?" fragte Sachar ruhig, als würde er von einem Verstorbenen fragen.

"Ja! Mit Hilfe dieses Ringes bin ich in das mongolische Lager eingedrungen und habe ihn gesehen. Wir hegen die Hoffnung, Vater, dass er bald wieder frei sein wird."

"Schwerlich, Tochter, schwerlich! Aber wer ist da noch mit dir gekommen?"

"Das bin ich, Alter", sagte Tuhar Wowk, hervortretend. "Erkennst du mich?"

"Dein Gesicht erkenne ich; du warst der Bojar Tuhar Wowk. Was hat dich zu uns geführt?"

"Ich komme als Gesandter des grossen Burunda-Begadier, des Heerführers der mongolischen Kräfte."

"Was will denn Burunda-Begadier von uns?" fragte Sachar.

"Burunda-Begadier hat mir befohlen euch zu sagen, dass seine Kräfte gross und unbesiegbar seien, dass ihr umsonst Hindernisse in euren Hohlwegen errichtet, umsonst Maschinen baut, um damit Steine zu schleudern; ihr seid machtlos seine Kraft zu brechen."

"Man sieht, dass dein Burunda uns zu fürchten beginnt, wenn er daran denkt uns einzuschrecken. Das ist ein gutes Zeichen. Sprich weiter."

"Nein, Alter, du darfst die Worte des mongolischen Heerführers nicht so leicht nehmen. Seine Drohung ist nur die halbe Strafe, und seine Strafe ist furchtbar wie die Strafe Gottes! Höre nun, was euch Burunda-Begadier durch mich noch sagen lässt. Das Ziel seines Feldzuges ist das ungarische Land, das Erbe des Arpada, der des grossen Dshingis-Chan Untertan gewesen, jetzt aber dessen Oberherrschaft nicht mehr anerkennen will. Um den Ungehorsamen zu strafen, sandte der grosse Dshingis Chan seine Kräfte gen Sonnenuntergang. Ist es nun eure Sache, diese Kräfte auf ihrem Wege aufzuhalten? Burunda-Begadier, der Heerführer eines Teiles dieser Kräfte, wünscht mit euch friedlich auseinanderzugehen. Und in seinen Händen befindet sich euer Gefangene - dein Sohn, Alter. Er lässt euch folgendes mitteilen: zerstört eure Hindernisse und lasst die mongolischen Kräfte aus eurem Tale hinaus, und als Tausch dafür ist er bereit, euch euren Gefangenen heil und ganz zurückzugeben. Überlegt euch gut, wie vorteilhaft für euch Burundas Gewogenheit ist: Euer Widerstand ist umsonst; sowieso, werden die Mongolen eure Hindernisse zerstören und ihren Weg weiterziehen. Sie wollen aber in eurem Tale keine Zeit verlieren, wollen euer Blut nicht vergiessen und sind bereit, euch für den Durchgang euren Gefangenen zurückzugeben.

Im entgegengesetzten Falle ist es ganz selbstverständlich, dass ihm der sichere Tod beschieden ist und zwar unter schrecklichen Qualen; eurer aber harrt ein blutiger Kampf, in dem ihr ungeachtet aller Vorbereitungen besiegt sein werdet. Nun wählt, was für euch besser ist,"

Aufmerksam lauschten die Tuchlaer Ältesten diesen Worten Tuhar Wowks, und auf so manchen von ihnen machten diese Worte einen grossen Eindruck. Sachar sah das und sprach:

"Geehrte Brüder, wollt ihr euch über Burundas Vorschläge beraten, oder wollt ihr vielleicht einheitlich eure Stimme darüber abgeben?"

"Wir wollen uns beraten, wir wollen uns beraten!" sagten die Ältesten. Da bat Sachar, Tuhar Wowk solle sich für einen Augenblick entfernen. Der Bojar entfernte sich stolz in Begleitung seiner Tochter.

"Sachar", sagte einer der Bürger, "es geht hier um Leben oder Tod für deinen Sohn. Wäre es wohl nicht besser, wenn wir uns von dem unsicheren Kampfe entsagt und den Burschen gerettet hätten?"

"Hier handelt es sich nicht um meinen Sohn", erwiderte Sachar fest, "wenn es sich wirklich um ihn gehandelt hätte, so würde ich euch sagen: ich habe keinen Sohn mehr, mein Sohn ist im Kampfe gefallen. Hier handelt es sich jedoch um unsere Nachbarn, die Hoch- und Hintergebirgler, die zu unserer Verteidigung hierher gekommen sind und nun, unvorbereitet wie sie sind, von den Händen der Mongolen alle umkommen müssen. Aus diesem Grunde sage ich euch: kümmert euch nicht um meinen Sohn, sondern entscheidet so, als wäre dieser bereits im Grabe!"

"Aber immerhin, Sachar, der Kampf mit einer solchen mongolischen Macht ist unsicher."

"Nun, so wollen wir denn alle bis auf den letzten Mann im Kampfe umkommen, und dann mögen die Mongolen über unsere Leichen hinweg ihren Weg gehen. Dann werden wir wenigstens unsere Pflicht erfüllt haben. Aber jetzt mit ihnen einen Vertrag abzuschliessen, dazu noch einen derartigen Vertrag, - einen einzigen Burschen gegen den Ruin unserer Nachbarn auszutauschen. - das wäre eine Schande, das wäre Verrat! Und wer kann es wissen, ob der Kampf gegen die Mongolen wirklich so unsicher ist? Unsere Lage ist gut, die Mongolen sind in einem Steinkäfig eingesperrt. Mit den geringsten Verlusten können wir sogar den wütendsten ihrer Angriffe zurückschlagen. Es ist aber möglich, dass auch dieses unnötig sein wird. Noch in dieser Nacht lassen wir unseren Verbündeten gegen sie richten, gegen den keine menschliche Kraft standhalten kann, und wäre sie zehnmal grösser als die der Mongolen."

"Du gibst uns also den Rat, den Antrag Burundas zurückzuweisen?"

"Vollkommen und entschieden."

"Und deinen Sohn dem sicheren Verderben preiszugeben?"

"Erinnert mich nicht an meinen Sohn!" rief Sachar schmerzerfüllt – "Wer mich in dieser Sache noch an ihn erinnern wird, der schliesst ein Bündnis mit meinem Vaterherzen gegen meinen Verstand. Mein Verstand sagt mir: den Antrag zurückweisen! Was aber mein Herz sagt, das ist meine Sache und geht niemanden an!"

"Dann soll es nach deinem Willen geschehen!" erwiderten die Ältesten. "Wenn ihm beschieden ist zu sterben, dann können wir nichts dagegen tun; wenn aber nicht, dann wird er sich auch so aus den Klauen des bösen Feindes befreien."

Der Bojar wurde gerufen; und Sachar erhob sich, um ihm die Antwort der Gemeinde mitzuteilen. Mit bangem Herzen sah ihn Miroslawa an: die Ärmste hoffte noch immer, dass die Tuchlaer ihren Maxim loskaufen würden.

"Recht klug von deinem Standpunkt aus, Bojar, hast du uns den Antrag deines Vorgesetzten übermittelt. Wir wundern uns darüber nicht; deine Pflicht war es so zu sprechen, in allem den Willen dessen zu erfüllen, dem du dienst. Nun höre aber, was darauf unser gemeinschaftlicher, bäuerlicher Verstand antwortet. Wenn diese Angelegenheit nur mich und deinen Begadier anginge, so würde ich ihm all mein Hab und Gut mit Freuden geben, ja sogar meinen eigenen alten Kopf, um meinen Sohn zu befreien. Du bietest uns aber einen ungleichen Tausch an, von dem nur ich und mein Stamm

Vorteil haben können, jedoch nicht nur eine einzige, sondern alle jene Gemeinden im Nachteil bleiben werden, die ihr auf eurem Feldzuge passieren müsst. Kann man denn auf einen solchen Tausch eingehen? Welchen Nutzen haben die Gemeinden des Hoch- und Hintergebirges von meinem Sohne? Und wenn wir euch aus diesem Tale herauslassen, so senden wir damit Tod und Verderben auf die mit uns verbündeten Nachbargemeinden. Wir haben uns verpflichtet, sie gegen euren Überfall zu schützen; und auf unser Versprechen hin sandten sie uns ihre Hilfe - fünfhundert auserwählte Burschen. Unsere Pflicht ist es. bis zur letzten Minute auf unserem Posten auszuharren, - und so werden wir auch handeln. Es ist möglich, dass euch der Sieg tiber uns beschieden ist und in solchem Falle werden wir euch nicht hindern können; nur sollt ihr wissen, dass ihr nur über die Leiche des letzten Tuchlaer hinweg dieses Tal verlassen könnt. Doch wer weiss? Vielleicht ist der Sieg uns beschieden; und dann wisset: einmal in unser Tal eingedrungen, seid ihr in euer eigenes Grab gestiegen, aus dem nicht einmal eure Leichen je wieder hervorgeholt werden können. Entweder kommen wir alle um, oder ihr alle - einen anderen Ausweg gibt es nicht. Das ist unsere Antwort."

Bei diesen drohenden Worten leuchtete das Gesicht Sachars in solch wunderlichem Feuer, dass sich der Bojar, diesen hochgewachsenen, mit ausgestreckter Hand stehenden Greis anblickend, zu keiner Antwort entschliessen konnte.

Er sah, dass hier jedes weitere Verhandeln umsonst war; deshalb kehrte er sich schweigend ab und ging seinen Weg zurück.

Tiefes Schweigen herrschte unter den Versammelten — nur das Feuer knisterte und das ununterbrochene Dröhnen der Äxte, welche für die Mongolen totbringende Maschinen zimmerten, hallte durch den Wald.

"Vater!" rief plötzlich Miroslawa mit schmerzerfüllter Stimme. "Vater, kehre zurück!" Und sie sprang ihm nach und erfasste ihn am Arm: die kindliche Liebe sprach nochmals aus ihrem Herzen mit mächtiger, unbezwingbarer Stimme. "Kehre um, Vater! Bleib hier, unter den deinen! Stelle dich im Kampfe gegen den Feind in ihre Reihen wie ein Bruder unter Brüdern, und sie werden dir alles Vergangene verzeihen! Und dort, — worauf kannst du dort hoffen? Sie werden dich verraten, sie werden dich mit Versprechungen vertrösten und werden dich am Ende doch ermorden! Vater, gehe nicht mehr zu den Mongolen, denn dort harrt deiner der Tod!"

Der Bojar begann augenscheinlich zu schwanken, aber dies dauerte nur einen Augenblick. Dann drückte er Miroslawa an seine Brust und sagte leise, halb streng, halb zärtlich:

"Närrisches Mädchen, für mich ist die Zeit noch nicht gekommen! Noch sind nicht alle Hoffnungen der Mongolen verloren. Man muss das ausnützen, was man in den Händen hält. Aber was dort auch kommen mag..."

"Nein, Vater", flüsterte Miroslawa in Tränen, "lass diese Gedanken sein! Wer kann es wissen? Vielleicht wird es dann schon zu spät sein?!"

"Fürchte nicht, es wird nicht zu spät sein. Bleibe hier und verbrüdere dich meinetwegen mit den Tuchlaern, ich aber muss dorthin gehen. Vergiss nicht, Mädchen, dass dort... jener... dein Maxim ist und wer weiss? — vielleicht können wir noch einer dem anderen nützlich sein. Lebe wohl!"

Tuhar Wowk verschwand im Walde, er eilte den Pfad entlang dem Feuer am Abhang zu, um von dort aus ins mongolische Lager zurückzukehren. Beim Schein. des Feuers betrachtete er noch einmal die fast fertiggestellte Wurfmaschine, probierte den gespannten Strick und sagte kopfschüttelnd: "Schwach!" Von der Tuchlaer Wache begleitet, stieg er dann den schmalen, abschüssigen Pfad ins Tal hinab.

Auf der Lichtung war es bedrückend still und traurig, als läge vor den Versammelten ein Toter, der ihnen allen lieb und teuer gewesen. Nur Miroslawa schluchzte laut und trocknete die Tränen, die über ihre Wangen rollten. Endlich trat sie zu Sachar und sagte:

"Vater, was habt ihr getan?"

"Das, was wir tun mussten. Es wäre unehrlich, anders zu handeln", antwortete Sachar.

"Aber euer Sohn, euer Sohn! Was wird mit ihm sein?"

"Das, was ihm vom Schicksal beschieden ist, Tochter. Doch genug, weine nicht! Es ist Zeit, an unsere Aufgaben zu denken. Schon neigt sich der grosse Bär gen Westen, der Auerhahn schreit schon im Gebüsch—es naht der Morgen. Nun, Bürger, wollen wir zur Verteidigung, oder nein, in den Angriff, zum letzten Kampf gegen den Feind gehen. Erinnert euch an die Antwort, die ich ihm übergeben liess! Gehen wir, kein einziger soll zurückbleiben! Alt und Jung—einjeder findet Verwendung. Beweisen wir diesen Wilden, was eine Gemeinde vermag!"

Sich leise unterhaltend, erhoben sich die alten Tuchlaer und verliessen die Lichtung, um sich an die steilen Abhänge zu begeben und die Arbeit der Zimmerleute, die Wurfmaschinen zu besichtigen. Fast überall standen die Maschinen beinahe fertig da, grob gezimmert aus grünen, dicken Bäumen, mit Holznägeln zusammengefügt, natürlich nicht für die Dauer, sondern für die Bedürfnisse des Augenblicks hergestellt. Doch nicht zur Besichtigung der Maschinen hatte Sachar die Bürger gerufen. Nur einen Augenblick blieben sie bei denselben stehen, dann gingen sie in Gruppen am Rande des steilen Abhanges das Tal abwärts bis zu jenem Platz, wo der Tuchlaer Fluss durch ein enges Tor aus dem Tale floss, an dessen Ende die riesige Steinsäule stand, vierkantig, umfangreich und über den Fluss geneigt, die von den Tuchlaer Bauern Wächter genannt wurde. Unter der Führung Sachars und Miroslawas eilte dorthin die gesamte Tuchlaer Gemeinde: die Burschen trugen auf den Schultern lange Fichtenstämme und Leitern, die Mädchen riesige Kränze aus Blättern und Tannenzweigen, die Alten trugen lange Stricke. Die Feuer waren auf dieser Seite verlöscht worden. damit der Feind nicht vorzeitig sähe, was dort geschieht. Langsam und vorsichtig, geräuschlos wie ein stilles Gewässer begannen die Tuchlaer auf den steilen Pfaden den Abhang hinab ins Tal zu steigen. Allen voran eine starke Abteilung bewaffneter Jugend, die sich in drei Reihen im Tale aufstellte, das Gesicht dem mongolischen Lager zugewandt, welches wohl tausend Schritt von ihnen entfernt war. Dann folgten die Burschen mit Leitern und Stricken. Die Leitern wurden an die Felswand gelehnt und auf ihnen die Fichtenstämme leicht ins Tal hinabgelassen. Die Mädchen übergaben ihre Kränze den Burschen; sie sollten nicht ins Tal hinabsteigen, wo jeden Augenblick der Angriff des Feindes beginnen konnte. Zuletzt stiegen auch die Alten mit Sachar Berkut ins Tal. wo sie die Stellung der bewaffneten Abteilung und alle Werkzeuge prüften. Dann eilten sie in den Engpass, durch welchen der Tuchlaer Fluss seine klaren Fluten geräuschvoll ins Tal stürzte.

Sachar blieb vor dem Wächter stehen und begann ihn aufmerksam zu betrachten. Ringsherum war es still.

Vier Burschen stiegen mittels der Leitern auf die Steinsäule hinauf und umwanden deren Gipfel mit grünen Kränzen.

"Umwindet ihn mit Stricken, Kinder! Und ihr, die anderen, nehmt doch schnell eure Spaten! Unter-

grabt ihn und legt Hebebäume unter! Schnell, Kinder, schnell!"

Ruhig und ohne Lärm arbeiteten Dutzende von Händen um den Wächter. An seinem Gipfel wurden Stricke und Seile befestigt, von unten wurde er untergraben, und in den Felsspalt, der sich nicht tief unter der Erde zeigte, wurden die Fichtenstämme schräg eingesetzt, welche als Hebebäume dienen sollten, um den Stein quer über den Engpass zu stürzen. Rasch hatten die jungen Männer die notwendigen Vorbereitungen getroffen, nahmen die Leitern fort und legten grosse Steine unter die Hebebäume.

"Erfasst die Stricke alle, wer nur zugreifen kann! An die Hebebäume, Burschen!" befahl Sachar; und sofort gingen Hunderte von Händen an die Arbeit.

"Weiter, mit vereinter Kraft!" rief Sachar. "Zieht! Hebt!"

Die Leute krächzten vor Anstrengung, die dicken Hebebäume knackten; doch der Stein rührte sich nicht von der Stelle.

"Nochmals! Kräftiger zufassen!" schrie Sachar und erfasste selbst den Strick. Der riesige Stein begann zu schwanken.

"Er schwankt, er schwankt! Er gibt nach!" schrie das Volk erfreut.

"Strengt nochmals alle Kräfte an!"

Nochmals krächzte das Volk — und plötzlich liess die Spannung der Seile nach; der riesige Stein rückte von seiner Stelle, und nachdem er einen Augenblick in der Luft geschwankt hatte, fiel er mit furchtbarem, dumpfem Krachen quer über den Fluss und den Engpass. Das Tuchlaer Tal erzitterte und erdröhnte von diesem gewaltigen Schlag, das Wasser des Flusses spritzte in perlenden Tropfen, und das freudige, laute Geschrei der Tuchlaer erfüllte die Luft. Im Lager erwachten die schlummernden mongolischen Krieger; die Wachen machten Alarm, die Anführer erteilten Anweisungen, die Waffen klirrten, — doch nach einer Minute wurde alles wieder still. Die Mongolen erwarteten einen Angriff und standen zur Verteidigung bereit, aber die Tuchlaer dachten gar nicht daran, sie anzugreifen. Sie vollführten einen ganz anderen Angriff.

Rasch, wie ein Jüngling prüfte Sachar die Lage des umgeworfenen Felsens. Dieser war so gut gefallen, als wäre er schon von jeher dorthin angepasst gewesen. Mit seinen scharfen Enden hielt er sich an den hervorragenden Felsenspitzen fest, welche den Engpass bildeten, und mit seiner ganzen Masse lag er wie eine Brücke quer über dem Flusse. Das Wasser des Flusses hinderte er nicht in seinem Lauf, denn dieses floss in einem tieferen Bekken; doch die Tuchlaer schleppten schon die riesigen Steinplatten herbei, andere säuberten den Grund des Flussbettes von Schlamm und runden Steinen, um dem Wasser den Durchgang völlig zu vermauern. Andere vermauerten wiederum den Durchgang von der anderen Seite, hinter den Felsen im Engpass. und errichteten aus den grössten Steinen eine Mauer in einer Länge von ungefähr sechs Metern, von einer Wand des Engpasses zur anderen. Diese Wand, mit dem riesigen Wächter als Grundlage konnte dem stärksten Andrang des Wassers standhalten.

"Schnell, Kinder, schnell!" feuerte Sachar an, der über dem Flusse stand und bald hier mit seinem Ratschlag, bald dort mit der Tat behilflich war. "Vermauert den Fluss, solange das Wasser noch nicht gestiegen ist. In den Bergen waren allem Anschein nach starke Regen. Das Hochwasser wird bald kommen und dann wird unsere Arbeit sehr erschwert sein. Die Mauer muss aber mit diesen Felswänden gleichhoch aufgeführt werden; dann wollen wir mal sehen, was die Macht des Dshingis-Chan gegen die Macht des Wassers ausrichten kann."

Die Arbeit ging glatt vonstatten. Bald war der Fluss vollständig vermauert. Zornig sprudelte das angehaltene Wasser gegen den riesigen Stein, versuchte sich durch die auf dem Boden aufeinandergeschichteten Steinplatten hindurchzuzwängen, zwischen ihnen einen Durchgang zu finden,—doch alles war vergeblich, überall lag Stein an Stein, zu einer unzerstörbaren Mauer aneinander gefügt. Das Wasser brodelte.

Es wütete in seinem Bett und wurde dann wie verzaubert, äusserlich ruhig, doch wütend brausend in seiner kristallenen Tiefe. Wie ein Auerochs, welcher sich zum Angriff vorbereitet, stehen bleibt und den Kopf senkt, die Hörner zur Erde neigt, und sich scheinbar ruhig verhält, um sich dann plötzlich aufzurichten und sich aus ganzer Kraft auf seinen Gegner zu stürzen, — so beruhigte sich auch das an Fesseln ungewohnte Wasser des Tuchlaer

596-9

Flusses nur auf einen Augenblick, als sei es müde geworden, als schlummere es in seinen niederen Ufern; währenddessen sammelte es aber Kräfte und Mut zu einem neuen, entscheidenden Angriff, stemmte sich nur ruhig gegen die Wand, als versuche es mit der Kraft seiner Schultern dieses ihm so unverhofft in den Weg gestellte Hindernis zu beseitigen.

Doch nein! Das Hindernis stand fest auf seinem Platze, kalt, glatt, stolz in seiner Festigkeit, unbesiegbar. Die fleissigen Hände der Tuchlaer festigten das Hindernis immer mehr, legten Stein an Stein, Platte an Platte, und fügten sie mit klebrigem, wasserdichtem Lehm zusammen. Wie ein neuer, von allmächtigem Willen emporgehobener Fels, so erhob sich immer höher und höher der steinerne Damm unter den Händen der Tuchlaer. Die bewaffnete Jugend hatte ihre frühere Stellung im Tal aufgegeben, und ihre gegen die Mongolen gerichteten Pfeile und Kriegsäxte mit Brechstangen und Hämmer vertauscht, um damit Steine zu brechen. Erfreut sah Sachar ihrer Arbeit zu, in seinen Augen leuchtete Siegesbewusstsein.

Inzwischen röteten sich im Osten über dem mongolischen Lager die Wolken in blutigem Schein. Der Tag brach an. Der rosige Schein überflutete den hohen Gipfel des Selemin und sank funkensprühend immer tiefer und tiefer. Dann traten die Wolken auseinander, und langsam, als fürchte sie sich, erhob sich die Sonne am Horizont und sah verstohlen auf die mit ihrer Arbeit beschäftigten

Tuchlaer. Voller Freude, schaute Sachar nach Osten; und seine Arme ausbreitend, sprach er mit gehobener Stimme:

"Sonne, du grosse, reine Herrscherin der Welt! Du ewige Beschützerin aller Guten und Reinen! Erbarme dich unserer! Siehe, - wir wurden von einem wilden Feind überfallen, der unsere Häuser vernichtet, unser Land verwüstet und Tausende von uns ermordet hat. In deinem Namen haben wir gegen ihn den tödlichen Kampf aufgenommen, und vor deinem Lichte schwören wir, dass wir bis zum letzten Augenblick, bis zu unserem letzten Atemzug nicht nachgeben werden. Hilf uns in diesem furchtbaren Kampf. Lass uns vor ihrer Übermacht nicht erschrecken und verleih uns Glauben an unsere Kraft! Lass uns durch Einigkeit, Brüderlichkeit und Vernunft den Feind besiegen! Sonne, ich beuge mich vor dir, wie sich unsere Ahnen gebeugt haben und bete zu dir mit ganzem Herzen: lass uns siegen!"

Er verstummte. Seine inbrünstigen, kraftvollen Worte zitterten in der frischen Morgenluft. Sie wurden nicht nur von den Tuchlaern gehört. Auch die Berge hörten sie und warfen sieh gegenseitig den Widerhall zu. Auch die gefesselte Flur vernahm diese Worte; und, als hätte sie sich bedacht, hörte sie auf gegen den Steindamm zu schlagen und kehrte um.

VIII.

Bevor der Bojar von seiner missglückten Mission zurückkehrte, sass Maxim in dessen Zelte, lauschte und dachte darüber nach, was er beginnen solle. Das kurze Zusammensein mit Miroslawa war der einzige helle Augenblick in der Dunkelheit seiner Gefangenschaft gewesen. Ihre Worte, ihr Blick, die Berührung ihrer Hände und ihre Kunde — das alles schien ihn einem dunklen Grabe zu entreissen, ihm das Leben zurückzugeben. Er fühlte, wie sein ehemaliger Mut und seine Hoffnung wiederkehrten. Ruhig und mit klaren Gedanken wartete er auf die Rückkehr des Bojaren.

"Du bist also hier?" rief der Bojar ins Zelt tretend. "Armer Bursche, umsonst habe ich mich um deine Befreiung bemüht. Dein Alter ist hartnäckig! Trotz seines weissen Haars ist er ein Kind!"

"Habe ich dir denn nicht gesagt, Bojar, dass deine Bemühungen umsonst seien?" antwortete Maxim. "Doch was hat denn mein Vater gesagt?"

"Er sagte, dass sie bis zum letzten Atemzug kämpfen würden! Entweder werden wir alle umkommen, sagte er, "oder wird dasselbe mit euch geschehen!"

"Mein Vater spricht nie leere Worte, Bojar. Er ist gewöhnt, gut zu überlegen, bevor er spricht."

"Ich sehe es schon selbst, dass er wenig, aber wahr spricht!" liess der Bojar ungern zu. "Was ist aber zu sagen? Der Kampf der Tuchlaer gegen die Mongolen ist dennoch ein ungleicher Kampf. Die Kraft zerdrückt den Strohhalm, da ist nichts zu machen!"

"Ach, Bojar! Es gibt verschiedene Mittel gegen ihre Kraft!", antwortete Maxim.

"Nun, ich habe ihre Mittel gesehen! Meine Tochter, dieser Brausekopf—ihr habt sie verhext—hat sie gelehrt, Wurfmaschinen herzustellen. Morgen werden wir hier einen Steinhagel bekommen, aber keinen besonders gefährlichen, denn sie verstehen es nicht, die Spannstricke gut zu drehen."

"Und du bist der Meinung, dass sie ausser den Wurfmaschinen kein anderes Mittel besitzen?"

"Ich weiss nicht. So viel ich sehe, — keines. Doch brauchen wir nicht lange darauf zu warten, am Morgen werden wir es schon sehen. Nur habe ich meine Not mit Burunda; er besteht unbedingt darauf: "Erfinde ein Mittel, um uns morgen früh von hier herauszuführen, ohne Kampf und ohne Zeitverlust. Da haben sich diese starrköpfigen Tuchlaer aufgelehnt, — eigensinnig sind sie, wie die Ziegenböcke. Was soll ich denn tun? Was unmöglich ist, ist eben unmöglich!"

"Nein, Bojar, sprich nicht so! Vorläufig bist du noch in den Händen der Mongolen, ebenso wie ich. Du musst ihren Willen tun."

"Wie kann ich ihnen aber helfen?"

"Vielleicht könnte ich dir nützlich sein, Bojar. Ich bin dir dankbar für deine heutige Barmherzigkeit mir gegenüber. Wenn du willst, werde ich dir heute einen Dienst erweisen."

"Du? Mir?" schrie der verwunderte Bojar. "Was kannst du denn für mich tun?"

"Ich kenne einen Weg aus diesem Talkessel. Er ist sicher und verborgen, ihn kennt in Tuchla niemand ausser meinem Vater und mir. Dieser Weg wird nicht bewacht. Diesen Weg kann man eine Abteilung Mongolen hinaufführen und den Hohlweg besetzen; dann wird es leicht sein, die Hindernisse fortzuräumen und aus diesem Tale herauszukommen."

Der Bojar stand wie versteinert vor Maxim und traute seinen Ohren nicht. — Könnte das wirklich wahr sein? — leuchtete es in seinem Kopfe auf; und wieder wurde alles dunkel in ihm und sein Herz zuckte schmerzlich zusammen. Wenn er auch unlängst so feindlich gegen Maxim gestimmt war, so gefiel ihm doch dessen ritterliche Festigkeit und Unbeugsamkeit. Und als er jetzt Maxims Worte vernahm, schien es ihm als würde tief in seinem Herzen etwas Hehres und Heiliges zerreissen — als zerreisse die letzte Faser seines Glaubens an die Ehrlichkeit und Beständigkeit der Menschen.

"Bursche", rief er, "Was sagst du da? Du könntest dich entschliessen, etwas Ähnliches zu tun? "Und was wäre dabei, Bojar?" sprach Maxim halb traurig, halb verächtlich. "Du hast ja selbst gesagt, dass die Gewalt den Strohhalm bricht."

"Aber du, der du noch vor kurzem geschwört hast, dass du eher sterben, als Verrat ausüben würdest?"

"Was kann ich denn machen?" sagte Maxim ebenso wie vorher. "Wenn man einen Schwur nicht halten kann, so ist es eben unmöglich."

"Und du, ein Mensch, mit solcher nachgiebigen Natur, glaubst du, dass dich meine Tochter lieben wird?" schrie zornig der Bojar. "Bojar", erwiderte Maxim herb, "erinnere mich nicht an siel"

"Siehst du, wie dich das getroffen hat?" sagte der Bojar. "Man sieht, dass ich die Wahrheit spreche!"

"Wer weiss, Bojar, wer weiss! Es sind jetzt Kriegszeiten, und der Krieg lehrt uns so manche Dinge. Was wäre, wenn…"

"Was denn? Warum sprichst du nicht zu Ende?" rief Tuhar Wowk.

"Nichts, nichts! lch frage dich nur noch ein Mal: bist du mit meinem Vorschlag einverstanden?"

"Aber gedenkst du wirklich die Mongolen gegendeine Tuchlaer zu führen?"

"Wirklich, wenn es nur möglich ist..."

"Wie ist das zu verstehen—wenn es nur möglich ist? Das heisst wohl, wenn der Pfad nicht bewacht ist…"

"Nein; ich bürge dafür, dass dieser Weg unbewacht ist und wir denselben am hellen Tage unbemerkt passieren können, wenn nicht irgend ein anderes Hindernis in den Weg kommt."

"Welches Hindernis könnte das wohl sein?" "Ich... weiss nicht..."

"Wenn es so ist, dann brauchen wir nicht lange zu zögern. Gehen wir zu Burunda!"

"Gehe allein, Bojar, und sage ihm, was ich dir hier eben gesagt habe. Von der Möglichkeit eines Hindernisses brauchst du nicht zu erwähnen, denn ich bürge dir nochmals dafür, dass weder die Tuchlaer, noch irgend welche andere bewaffnete Leute uns stören werden; andere Hindernisse können aber eure wackeren Krieger nicht schrecken."

"Soll es so sein", sagte Tuhar Wowk.

"Und ersuche ihn, dass er befehlen möge, mich von den Fesseln zu befreien, denn in diesen Ketten wird es mir schwerlich gelingen."

"Das versteht sich von selbst", erwiderte der Bojar und ging davon, unterwegs Verschiedenes bedenkend.

Unheimliche Minuten, von Höllenqual erfüllt, durchlebte Maxim, während der Bojar zu Burunda ging, um diesen über seinen Vorschlag zu benachrichtigen. Den Kopf in die Hände gestützt, sass er in quälendem Zweifel und lauschte auf das leiseste · Geräusch, als erwarte er die Ankunft eines Wesens das seinem Herzen teuer war. Er zitterte am ganzen Leibe, als hätte er Fieber, seine Zähne klapperten, als wurde er frieren. Doch die Minuten verstrichen so langsam, ruhig und träge, und jede von ihnen krallte sich wie mit scharfen Bärenkrallen in sein Herz. Wenn es aber nicht so kommen sollte, wie Miroslawa gesagt hatte, und wenn der Bojar darauf bestehen würde, dass er sein Versprechen hielte? Es war selbstverständlich, dass er dem Tode nicht entrinnen würde; doch auf den Tod war er schon längst gefasst. Aber sterben und einem Menschen das gegebene Wort nicht halten, einem Menschen, der sich auf dieses Wort verliess, dessen Zukunft, ja vielleicht dessen Leben von diesem Wort abhing, - als Verräter auch nur in den Augen eines Verräters zu sterben, - das war schrecklich, das war eine Qual, das war schwerer, als der Tod selber. Aber auch der Tod schien ihm jetzt, nach der Begegnung mit Miroslawa, weit schrecklicher als damals, als er inmitten der Strasse sass, unverwandt auf den Brand seines Elternhauses starrte und in dem Rauche dieses Brandes fast erstickte...

Doch was war das? In diesem Augenblick erzitterte die Erde, vom furchtbaren Getöse erbebte auch die Luft. Im Lager erhob sich Stimmengewirr, Rufe erschallten, Waffen klirrten - was war denn geschehen? Maxim sprang auf und klatschte in die Hände, seine Fesseln klirrten laut. O. welche Freude! Die Tuchlaer sind bei der Arbeit: sie errichten jenes Hindernis, welches die Mongolen aufhalten und ihn nicht zum Verräter werden lassen wird. Nun konnte er auch ruhig sterben, denn er brauchte nicht einmal dem Feinde sein Wort zu brechen Sein Herz schlug laut und rasch; er konnte nicht mehr auf einem Platze sitzen und begann im Zelte auf und ab zu schreiten. Im Lager wurde das Stimmengewirr leiser, und in diesem Augenblick kam der Bojar ins Zelt gelaufen. Sein Gesicht leuchtete vor Freude und Zufriedenheit.

"Bursche", sagte er lebhaft, "dein Vorschlag kam gerade zur rechten Zeit. Er hat mich aus einer grossen Not gerettet. Hast du diesen Schlag gehört? Deine Tuchlaer sind schlau: sie errichten Hindernisse und umlagern uns. Geh geschwind zum Heerführer; er sammelt bereits jene Abteilung, die mit dir gehen soll. Wir müssen rasch von hier fortkommen, denn hier ist es gefährlich."

Wie scharfe Messer schnitten diese Worte in Maxims Herz. Komme was kommen mag, — er musste den Aufbruch der Mongolen bis zu jener Minute aufhalten, wenn dieser unmöglich würde.

"Seit wann fürchtet ihr euch vor den Hindernissen der Bauern, Bojar? Ich glaube nicht, dass den Mongolen so unverhofft eine Gefahr droht. Sollen sich nur die Tuchlaer mit ihren Hindernissen beschäftigen; wir werden sie schon bald vertreiben. Doch brauchen wir uns nicht zu beeilen, denn, wie du siehst, ist es noch nicht hell geworden. Bevor es aber nicht vollkommen hell geworden ist, werden wir den Ausgang, von dem ich gesprochen, nicht finden."

"Was ist das aber für ein Ausgang, dass man ihn nur am Tage finden kann?"

"Ich werde dir erklären, was es für ein Ausgang ist: In unserem Gemüsegarten liegt an einer Stelle unter der Erdschicht eine grosse Felsplatte. Man muss diese Stelle finden, die Erde aufgraben und diese Platte forträumen, dann kommen wir in einen engen, durch unterirdische Felsen ausgehauenen Gang, der uns/zu jenem Platze heraufführen wird, wo du noch unlängst meinen Vater gesehen hast."

"Warum sollen wir denn noch warten? Wollen wir uns doch gleich auf den Weg machen!— rief der Bojar.

"Du hast gut reden, Bojar; nur das eine hast du vergessen, dass das Dorf niedergebrannt ist, dass die Zäune und Häuser verbrannt sind; das Zeichen, an dem man die Stelle erkennen könnte, ist ebenfalls verbrannt, so dass ich die Stelle in der Dunkelheit keinesfalls finden kann. Und ich sage wiederum: wozu sollen wir uns denn beeilen, wenn der Weg sogar am hellen Tage gefahrlos ist?"

"Nun, soll es nach deinem Willen geschehen", sagte endlich der Bojar. "Ich gehe um Burunda zu benachrichtigen und schicke sofort Leute, die deine Fesseln lösen werden. Nur bleibst du trotzdem unter Aufsicht, denn, offen gestanden, — weder Burunda noch ich trauen dir; und wenn es sich erweisen wird, dass du uns betrügst, so kannst du gewiss sein, dass du dem Tode nicht entgehen wirst."

"Ich weiss das schon längst, Bojar", erwiderte Maxim sorglos.

Der Bojar verliess wieder das Zelt, und bald darauf traten zwei mongolische Schmiede ein, die Maxims schwere Ketten lösten. Als Maxim die eiserne Last los war, die fast einen ganzen Tag lang nicht nur seinen Körper, sondern auch seine Seele gedrückt hatte, fühlte er sich so leicht, als wäre er neu geboren. Mit leichtem Herzen und voller Hoffnung ging er in Begleitung der Mongolen zum Zelte Burundas. Dieser mass ihn von den Füssen bis zum Scheitel mit seinem drohenden, wilden Blick und sprach mittels eines Dolmetschers—diesen Dienst versah diesmal Tuhar Wowk für beide.

"Sklave", sagte Burunda, "ich habe gehört, dass du einen Ausweg aus diesem Tale kennst."

"Ich kenne einen", antwortete Maxim.

"Und dass du bereit seiest, uns diesen Weg zu zeigen?"

"Ich bin dazu bereit."

"Welchen Lohn verlangst du dafür?"

"Keinen."

"Weshalb tust du es denn?"

"Aus freiem Willen."

"Wo ist dieser Ausweg?"

"Im Gemüsegarten meines Vaters."

"Kannst du ihn sofort finden?"

"Nein. Dort ist alles abgebrannt, der Ausgang ist aber von einer dicken Erdschicht verdeckt. Wenn es hell wird, werde ich ihn finden."

"Wie du siehst, wird es bereits hell. Gehe und suche. Und merke dir, was ich sage: Wenn du die Wahrheit sagst, und den Ausgang finden wirst, dann wist du frei sein und auch reiche Geschenke erhalten. Wenn du uns aber mit leeren Worten nahrst, so wirst du in schrecklichen Qualen sterben."

"Ich verlasse mich auf dein Wort, grosser Begadier, verlasse du dich auch auf das meine!" erwiderte Maxim.

"Nun gehe und suche den Ausgang. Hier hast du Hilfe. Ich selbst gehe mit dir."

Wie langsam und umsichtig ging nun Maxim! Wie sorgfältig er jeden Winkel, jedes Steinchen betrachtete, als wollte er sich die örtliche Lage ins Gedächtnis zurückrufen, die durch den gestrigen Brand verändert war, Obwohl, es bis zum Garten seines Vaters noch weit war, hielt er doch einige Male an, legte sich auf die Erde, klopfte den Boden

ab und grub ihn auf, und dabei schaute er immer vor sich hin, zum Fluss, von wo ihm Hilfe kommen musste. Im Schneckenschnitt bewegte sich die Abteilung vorwärts; Burunda wurde bereits unwillig.

"Zürne nicht, grosser Begadier", sagte Maxim. "Der gestrige Brand verwischte sämtliche Spuren des menschlichen Lebens in diesem Tal. Es fällt mir schwer, mich sofort zurechtzufinden. Gleich werden wir auf dem Gehöft meines Vaters sein."

Voll Interesse schaute Maxim nach dem Fluss. Das Flussbett war bereits bis an den Rand voll—noch eine Minute,—und das Wasser musste das Tal überfluten. Ja, unterhalb des Dorfes, am Engpass, waren schon breite Bäche und Pfützen sichtbar, die im Rot der aufgehenden Sonne wie Blut aussahen. Jetzt konnte man es machen! Schnell führte Maxim die Mongolen in den Garten seines Vaters, und fand bald die Stelle, wo die Erde dumpf erdröhnte. Und Burunda, der vor Ungeduld zitterte, schrie den Mongolen zu, sie sollen graben. Erst jetzt liess er seinen Blick in die Runde schweifen und sah das Wasser in der Talebene.

"Und was ist das?" rief er, von einer unerklärlichen Unruhe erfasst.

Auch Tuhar Wowk erzitterte. Nur Maxim stand ruhig und unbesorgt.

"Das hat nichts zu bedeuten, Begadier. In dieser Nacht hat es im Gebirge stark geregnet, und nach jedem Regenguss tritt unser Fluss aus seinen Ufern. Doch hat das keine Bedeutung, bis hierher kommt das Wasser nie." "Ach so", sagte Burunda, seine innere Unruhe bemeisternd. "Wenn es so ist, dann grabt nur weiter."

Doch Maxim sagte die Unwahrheit. Das Wasser breitete sich immer weiter über die Talebene aus, und nur die uneingeweihten und eingeschüchterten Mongolen konnten nicht verstehen, dass dieses kein Regenguss war, dass das Wasser im Fluss vollständig rein und klar war, dass es nicht vorwärts floss und nicht rauschte, sondern immer in die Höhe stieg und aus den Ufern trat.

Währenddessen ging das Graben langsam vonstatten, obwohl sich die Mongolen mit allen Kräften an die Arbeit machten. Da stiessen plötzlich die Picken wirklich auf etwas Hartes. Die Steinplatte! Doch erwies sich diese viel breiter, als das von den Mongolen ausgegrabene Loch. Dieses musste breiter gegraben werden, damit man die Platte herausheben oder zerschlagen könnte. Mit unruhigem Blick verfolgte Maxim das steigende Wasser. Ein grosser Teil des Tales unterhalb des Dorfes war von demselben bereits überflutet. Die Flut rollte immer höher das Tal aufwärts, gerade in entgegengesetzter Richtung, als wie das Wasser von jeher geflossen war. Da erschallten im mongelischen Lager Schreckensrufe. Das Wasser trat aus seinen Ufern und überflutete das Lager mit Tausenden von Bächen.

"Sklave, was bedeutet das?" schrie Burunda Maxim an.

"Nun, Begadier, wie es scheint, war des Nachts

in den Bergen ein starker Gussregen, und unser Flüsschen tritt jetzt aus seinen Ufern stürmischer, als sonst", antwortete Maxim. "Aber fürchtet ihr euch denn wirklich vor diesem Wasser, das bis an die Knöchel reicht? Zerschlagt die Steinplatte!" rief er den Mongolen zu, "soll der grosse Begadier senen, das ich ihn nicht genarrt habe!"

Die Äxte der Mongolen donnerten auf die Steinplatte hernieder, doch diese war dick und fest es war sehr schwer dieselbe zu zertrümmern.

"Schlagt doch kräftiger los" schrie Burunda, der beim Anblick des Wassers, das wie ein grosser See einen Teil des Tuchlaer Talkessels überflutete und wie ein Wall an sie heranrollte, seine Erregung nicht mehr bemeistern konnte. Doch die Steinplatte war nach der Tuchlaer Art geraten und wehrte sich bis zur letzten Möglichkeit. Endlich zersprang sie; noch ein gemeinsamer Schlag und, in Stücke zertrümmert, stürzte sie hinab, aber gleichzeitig mit ihr stürzten auch jene Mongolen, hinab, welche auf ihr gestanden. Der finstere Rachen des unterirdischen Ganges zeigte sich den Blicken der Versammelten.

"Siehst du, Begadier!" sagte Maxim. "Nun sage selbst — habe ich dich betrogen?"

Doch Burunda freute sich nicht über den geöffneten Ausgang. Das Wasser stieg immer höher und plätscherte schon zu Füssen der Mongolen.

Noch eine Weile, und mit lustigem Geplätscher floss das Wasser in die neugeöffnete Grube.

"Haltet das Wasser auf! Haltet das Wasser auf!"

schrie Burunda und die Mongolen begannen, das Wasser rund um die Grube abzudämmen. Aber auch das war schon zu spät. Das Wasser bedeckte die Erde, der nasse Lehm zerfloss wie Schlamm in den Händen der Mongolen. Solch ein Damm konnte das Wasser nicht aufhalten, welches von allen Seiten in die Grube floss, plätscherte und in der Grube verschwand, bis es die ganze Öffnung nicht bis an den Rand gefüllt hatte. Wie erstarrt standen die Mongolen am Rande der Grube und schauten zu, wie das Wasser ihren letzten Ausgang aus dem Tale überflutete.

"Sklave", sagte Burunda zu Maxim, "ist das dein Ausgang?"

"Begadier, kann ich denn dem Wasser befehlen?" antwortete Maxim.

Burunda erwiderte nichts, sondern blickte auf das Wasser, welches das Tal mit einer immer tieferen Schicht bedeckte. Wie ein glatter Spiegel erglänzte es bereits im ganzen Tal, und hier und da lugten trockene Erdhügel hervor, die, wie kleine Inseln aussahen. Im mongolischen Lager herrschte Verwirrung, obwohl den Mongolen das Wasser kaum bis auf die Knöchel reichte.

Maxim bemerkte, dass sich Burunda zu seinem Zelt begeben wollte, und sagte:

"Begadier, ich erinnere dich an dein Wort. Du sagtest, dass ich frei sein werde, wenn ich dir den Ausgang zeige. Ich habe dir den Ausgang gezeigt".

"Und der Ausgang hat mich genarrt! Erst dann

wirst du frei sein, wenn wir alle dieses Tal verlassen werden, nicht früher!"

Und Burunda ging davon, um in seinem verwirrten Heer Ordnung zu schaffen. Ihm folgte auch seine Abteilung.

Das mongolische Heer stand trübe und ratlos in langen Reihen bis an die Knöchel im Wasser. Obwohl dieses noch seicht war, so schreckte die Mongolen doch seine Masse, die glatt und durchsichtig wie glänzendes, flüssiges Glas bereits das ganze Tal bedeckte, und jener Wasserfall, der wie eine Lichtsäule über der Wasserfläche stand und immer neue Wassermengen zu ihr führte. Aber sie standen schon lange genug auf einer Stelle. Die Unruhe selbst, der Anblick der drohenden Gefahr trieb diese Leute zu irgend einer, wenn auch fruchtlosen Arbeit, zur Bewegung. Selbstverständlich musste man etwas unternehmen, musste das Glück versuchen, denn sonst - Burunda fühlte das sehr gut - würde die gewaltige Masse der Mongolen auseinanderlaufen, von ihrer eigenen Unruhe getrieben. Burunda erteilte dem Heer den Befehl, sich eng aneinander zu reihen und sich an einer Stelle zu versammeln.

"Seid ihr Männer oder Katzen, dass ihr euch so vor diesen Paar Tropfen Wasser fürchtet? Waren denn nicht viel grössere Flüsse auf unserem Wege gewesen? Was ist dieser Flüss gegen den Jaik und Wolga. gegen den Don und den Dnjepr? Fürchtet euch nicht: das Wasser, welches bis an die Knöchel reicht, wird euch nicht überschwemmen! Vorwärts, zum Engpass! Wollen wir als festgefügte Masse

angreifen! Wollen wir nicht auf die Verluste achten! Der Sieg muss unser sein!"

So schrie Burunda und ging voran. Ihm folgte das mongolische Heer und watete mit lautem Geplätscher durch das Wasser, so dass die Berge widerhallten und die Wälder stöhnten. Doch hundert Schritte vom Hohlweg entfernt, empfing sie ein entsetzlicher Steinhagel, der von den Wurfmaschinen geschleudert wurde. Grosse Steinblöcke, Felsengeröll und Flusskiesel - das alles flog auf die dichte Masse der Mongolen hernieder, brach ihnen die Knochen und zerschmetterte ihre Schädel. Das Wasser zu ihren Füssen färbte sich mit ihrem Blut. Ungeachtet des Rufes Burundas, steben die Krieger auseinander und ihr grösserer Teil drängte zurück, dorthin, wo sie der Steinhagel nicht erreichen konnte. Am Ende musste sich auch Burunda selbst mit dem Rest seiner tapfersten Turkmenen zurückziehen, denn der Steinhagel wurde immer dichter und die Pfleile der Mongolen brachten den Tuchlaern keinerlei Verluste. Tuhar Wowk beobachtete aufmerksam die feindliche Stellung und sah, dass an der grössten Wurfmaschine, die ununterbrochen bald grosse Steine, bald ganze Scheffel kleiner Steine auf die Mongolen schleuderte, unter einigen bejahrten Tuchlaern seine Tochter Miroslawa stand und die Tätigkeit dieser furchtbaren Maschine leitete. Maxim hatte sie schon längst erblickt und wandte die Augen nicht von ihr. Wie froh wäre er gewesen, könnte er jetzt neben ihr stehen, ihre kühnen, klugen Befehle hören und den Feind

nach ihren Weisungen vernichten. Doch war ihm das nicht vergönnt! Er stand ja selbst unter diesen Feinden, wenn auch ohne Fesseln, so doch ohne Waffen, als Sklave, und wünschte, dass wenigstens ein Stein, von ihrer Hand geschleudert, seinem Leben und seiner Qual ein Ende machte.

·Tuhar Wowk zupfte ihn am Ärmel.

"Hast lange genug hingeschaut, Bursche", sagte er. "Meine Tochter ist ganz toll geworden, sieh nur, was sie da schafft! Doch geht es uns immerhin schlecht. Kommen bei euch solche Regengusse häufig vor?

"Solche? Niemals!"

"Wieso denn? niemals?"

"So, denn das ist kein Regenguss. Du siehst doch, dass das Wasser rein ist.

"Kein Regenguss?" Was denn sonst?"

"Hast du es wirklich noch nicht erraten, Bojar? Die Tuchlaer haben den Fluss abgedämmt, um das Tal unter Wasser zu setzen.

"Den Fluss abgedämmt!" rief der Bojar. "Das heisst..."

"Das heisst, dass das Wasser immer höher steigen wird, bis es..."

"Bis wann denn?"

"Bis es uns alle überschwemmen wird!"

Der Bojar schlug sich mit der Faust vor den Kopf.

"Und du hast das vorher gewusst?"

"Ich wusste es von deiner Tochter. Mein Vater hat das ersonnen."

"O, verflucht! Und warum hast du mir das nicht früher gesagt?"

"Wozu?"

"Wir hätten uns wenigstens beide gerettet."

"Dazu haben wir noch Zeit", sagte Maxim ruhig. "Nur müssen wir beisammen bleiben, unb wenn etwas geschehen sollte, so verteidige mich Unbewaffneten, Bojar."

"Das versteht sich von selbst", erwiderte der Bojar. Aber was sollen wir denn tun?"

"Vorläufig haben wir noch nichts zu befürchten", sagte Maxim. "Der Fluss ist klein und das Tal breit, das Wasser steigt nur langsam. Doch wird das nicht lange so dauern. Es ist möglich, dass in einer halben Stunde ein wirklicher Wolkenbruch von den Bergen kommen wird, der das ganze Tal schnell mit Wasser füllen wird. Bis zum Abend wird das Wasser im ganzen Tal höher als der grösste Mann stehen. Wir müssen uns aber bis zu dieser Zeit halten, denn so lange die Mongolen am Leben sind, werden sie uns gewiss nicht lebendig aus ihren Händen lassen."

"Aber bis zu dieser Zeit können sie uns totschlagen!"

"Fürchte nicht, Bojar. Wenn dem Menschen Gefahr droht, da ist er ungefährlich, da er um sich selbst besorgt ist und nicht um den Tod eines anderen. Versuchen wir nur, für uns einen gesicherten Platz zu finden, wo wir nicht ertrinken, wenn die hohe Flut ankommt."

Während dieses Gesprächs zwischen dem Boja-

ren und Maxim hatten sich die Mongolen schonganz vom Ufer zurückgezogen und standen unschlüssig und ratlos inmitten des Wassers. Das Wasser reichte ihnen aber schon bis an die Knie. Burunda schaute grimmig auf diesen unerwarteten Feind, der sich weder vor seiner zornigen Stimme, noch vor seiner starken Hand fürchtete. Er stampfte ihn mit den Füssen, spuckte auf ihn, beschimpfte ihn mit den schmählichsten Worten, doch der Feind plätscherte leise und ruhig durchs Tal, trieb leichte Wellen und stieg immer höher. Das Wasser reichte den Mongolen bereits bis über die Knie, erschwerte ihren Gang, raubte ihnen die Lust zum Kampfe. schwächte die militärische Disziplin. Was hatte das alles zu bedeuten? Würde denn das Wasser noch lange anhalten? Wenn es bis an die Hüften reichte. dann wäre jede Bewegung erschwert, und die Tuchlaer würden sie dann mit ihren Steinen wie die Enten abschiessen können! Doch war das Wasser noch immer rein und klar, nur dort, wo die Mongolen wateten, standen breite sumpfige Pfutzen.

Tuhar Wowk näherte sich Burunda.

"Grosser Begadier", sagte er, "wir sind in grosser Gefahr."

"Warum?" fragte dieser drohend.

"Dieses Wasser wird nicht sinken, denn der Feind hat den Fluss abgedämmt, um in diesem Tale die gesamten mongolischen Kräfte zu ertränken."

"Ha"! schrie Burunda, "und du, widriger Sklave erfrechst dich, mir dieses zu sagen, wo du uns doch selbst in diese Falle geführt hast?"

"Bedenke, grosser Begadier, dass ich euch nicht als Verräter hierher führen konnte, denn das, was euch bedroht, bedroht auch mich."

"O, ich kenne dich! Du bis ja auch diese Nacht bei ihnen gewesen, um mit ihnen über das Verderben der Mongolen zu verhandeln!"

"Wäre ich mit dieser Absicht gegangen, so konntest du denn annehmen, grosser Begadier, dass ich zurückgekehrt wäre, um mit den Mongolen umzukommen, wo ich doch von ihrem Untergang gewusst haben müsste?"

Burunda beruhigte sich etwas.

"Was sollen wir aber beginnen?" fragte er. "Sollen wir hier wirklich umkommen?"

"Nein, wir müssen uns verteidigen. Noch einige Minuten, Begadier und von den Bergen wird wirklich ein Wolkenbruch kommen, der das Tal schnell mit Wasser füllen wird. Gegen ihn müssen wir uns alle verteidigen."

"Aber wie?"

"Befiel deinem Heer, solange das Wasser noch durchsichtig ist, alle Steine vom Grunde aufzulesen und zu einem grossen Haufen zusammenzulegen, der bis über die Oberfläche des Wassers reicht. Auf diesem Steinhaufen stehend, können wir uns auch gegen den schwächeren Feind verteidigen — gegen die Tuchlaer."

Ohne lange zu überlegen, erteilte Burunda den Mongolen Befehl, Steine zu sammeln und sie auf einen Haufen zusammenzutragen, jede Abteilung für sich. Dieser Befehl, der mit keinerlei Gefahr verbun-

den war, gefiel den Mongolen, und die Hoffnung, auf trockenem Boden stehen zu können und nicht bis über die Knie im Wasser waten zu müssen, verlieh ihren Mut. Mit freudigem Geschrei sprangen sie im Tale hin und her, sammelten Steine und legten sie in einen Haufen. Die Tuchlaer standen auf ihren Felswänden um den See herum und lachten über die Arbeit der Mongolen.

"Hierher, hierher!" riefen sie den Mongolen zu. "Wir haben Steine genug, einjeder von euch kann welche bekommen!"

Aber wenn sich manche Mongolen zu nahe an sie heranwagten, da knatterte sofort eine Wurfmaschine, und sausend flogen Steine auf die Unglücklichen hernieder, die, im tiefen Wasser watend, sich abmühten und abquälten, und doch nicht entfliehen konnten. Ob sie wollten oder nicht, mussten sich nun die Mongolen in der Mitte des Tales halten, so weit wie möglich von den Wurfmaschinen der Tuchlaer entfernt. Burunda sah das stolze Gebaren und hörte das verächtliche Gelächter der Tuchlaer; in seiner Ohnmacht wäre er beinahe toll geworden.

"Nein, das kann nicht sein!" schrie er. "Herbei zu mir, meine treuen Turkmenen!"

Die tapferste Abteilung des mongolischen Heeres sammelte sich um ihn, Burschen wie Eichen, wie Steppentiger, deren Felle sie um ihre Schultern gezogen hatten. Er führte sie gegen eine Abteilung der Tuchlaer, die gut sichtbar und auf einem scharfzackigen Felsen gelagert war. Eine kleine Gruppe Tuchlaer stand dort um eine neue Wurfmaschine.

"Spickt sie mit vergifteten Pfeilen!" rief Burunda. Und wie Hornisse pfiffen die Pfeile durch die Luft. Die verwundeten Tuchlaer stöhnten und es entstand Verwirrung in ihren Reihen, die Mongolen drangen mit Freudengeschrei vor.

"Hindert sie sich zu versammeln!" schrie Burunda. "Lasst sie keine Steine nach uns werfen! Hier können wir uns eine feste Stellung errichten!"

Und er teilte seine Abteilung in zwei Teile: der eine musste die feindliche Stellung ununterbrochen beschiessen, der andere - Steine anhäufen, um sich gegen das Wasser zu verteidigen. Auch Tuhar Wowk und Maxim, welche Burunda ständig begleiteten, legten ebenfalls Hand an, schleppten Steine herbei und warfen sie auf den Haufen. Diese Arbeit wurde aber immer schwieriger. Das Wasser reichte bereits bis an die Hüften. Auch waren keine Steine mehr vorhanden, und der Haufen reichte noch nicht einmal bis an die Wasseroberfläche Burunda kommandierte die Schützen, Schon zehn Tuchlaer waren verwundet; sie starben vom schrecklichen Schlangengift, das sich in ihr Blut mischtediesen Wunden vermochten alle Arzeneien Sachar Berkuts nicht zu helfen.

"Kinder, gebt diese Stellung auf!" sagte Sachar. "Soll der Feind vor dieser steilen Wand stehen! Emporklimmen kann er ja nicht, umsomehr, da er Wasser unter den Füssen hat!"

Die Tuchlaer verliessen die Stellung. Die Mongolen wateten im Wasser umher und schleppten

Steine zu ihrem Haufen. Schliesslich gabes aber gar keine Steine mehr.

"Genug mit dem Steineschleppen, Burschen" sagte Burunda zu seinen Kriegern. "Bogenschützen, stellt euch auf den Haufen und schiesst auf jene Bauern! Der Rest an meine Seite! Wir müssen diese Stellung nehmen, müssen an dieser Wand, emporklimmen, und wenn hier der Himmel zusammenstürzen sollte! Ihr, Sklaven, geht auch mit mir! Zeigt uns den Weg!

"Begadier", liess Maxim durch Tuhar Wowk übergeben, "wir gehen umsonst dorthin, denn dort hinauf gibt es keinen Pfad."

"Es muss einen geben!" schrie Burunda und warf sich ins Wasser, - ihm folgten seine Turkmenen. Der Grund war an dieser Stelle uneben. Die Mongolen stolperten und fielen. — das Wasser wurde von einem leichten Wind bewegt, es schlug mit starken Wellen gegen die steile Felswand und erschwerte ihnen den Weg. Obwohl es von der mongolischen Stellung bis zum Ufer nicht mehr als zweihundert Schritte waren, brauchten die Mongolen doch fast eine halbe Stunde, um diese Entfernung zurückzulegen. Nur war das Wasser dicht am Felsen noch tiefer und reichte bis an die Schultern, ein Pfad über diesen Felsen war aber nicht zu sehen. Dafür flogen von den benachbarten Tuchlaer Stellungen die Steine auf die Wagehälse herab, und wenn auch die Mehrzahl derselben unnütz gegen die Felswand prallte oder ins Wasser fiel, so war doch Burundas Stellung an diesem Platze eine recht unvorteilhafte.

"Vielleicht verstehen deine Burschen gut zu klettern", spottete Maxim. "Da können sie hier ihre Kunst zeigen."

Aber kein einziger von diesen Steppen-Turkmenen vermochte steile Felswände emporzuklimmen.

"Wenn es so ist", sagte Maxim, "dann erlaube mir als Erstem voranzuklettern, um euch den Weg zu weisen!"

Doch Burunda hörte diese Worte schon nicht mehr, er hatte bereits etwas anderes ersonnen. Er teilte seine Abteilung wieder in zwei Teile: einen Teil liess er auf der errungenen Stellung zurück, unter dem Schutze des vorspringenden Felsen, und mit dem anderen Teil ging er unter der Führung Maxims und Tuhar Wowks weiter, um eine vorteilhaftere Stelle zu suchen.

Aber kaum trat ein Häuflein von ihnen, bis an die Hüften im Wasser, aus dem Bereich des schützenden Felsenufers hervor, als sie von den Tuchlaer Maschinen sofort mit Steinen überschüttet wurden. Fast die Hälfte der Gruppe blieb auf der Stelle liegen,—der andere Teil musste umkehren.

"Gehen wir auf unsere gesicherte Stellung, Begadier", sagte Tuhar Wowk. "Hörst du den Lärm und das Geschrei im Tal? Allem Anschein nach, nähert sich das Hochwasser!"

Der Bojar hatte die Wahrheit gesprochen. Der furchtbare Lärm des Wasserfalles, der die Erde erdröhnen liess, deutete auf das Nahen des Hochwassers. Grosse, trübe Wellen rollten vom Wasser-

fall heran; die ganze Oberfläche des grossen Sees wirhelte auf und bedeckte sich mit Schaum. Anstatt des reinen, ruhigen Spiegels schäumten jetzt wilde Wassermengen, tanzten zischende Strudel, brauste ein aufgepeitschtes Meer, welches gegen die Felsenufer peitschte. Das Tal war jetzt grauenhaft anzuschauen! Wie schwarze Inseln waren hie und da im Wasser Häufchen Mongolen zu sehen. Bei ihnen war von irgend einer militärischen Ordnung keine Spur geblieben. Wie Spreu vom Winde gefegt, zerstreute sich das ganze Heer im Tal, es kämpfte gegen die Wellen, es strebte mühsam irgendwohin, es schrie und fluchte. Keiner gehorchte dem andern, einjeder sorgte für sich selbst. Die Einen standen auf den errichteten Steinhaufen. glücklich, dass sie wenigstens für eine kurze Zeit gegen den Andrang des Wassers gesichert waren. Andere sanken bis an die Schultern, bis an den Hals ins Wasser, sich auf ihre Lanzen stützend oder mit den Bogen in der Luft fuchtelnd. Aber die meisten warfen die Bogen von sich, die wie Strohhalme auf den Wellen tanzten. Manche warfen die Pelze von sich und liessen sie vom Wasser forttragen, obwohl sie selbst vor Kälte mit den Zähnen klapperten, - sie waren nur bestrebt. es sich auf irgend eine Weise leichter zu machen. Diejenigen, welche von niederem Wuchs waren, klammerten sich an die Grossen, brachten sie ins Schwanken, rissen sie mit sich fort und kämpften mit ihnen, ehe sie in der brausenden Flut zu Grunde gingen.

Andere begannen zu schwimmen, obwohl sie selbst nicht wussten wozu und wohin sie schwimmen, denn nirgends war irgend eine Stütze zu finden. Die Steinhaufen, die im letzten Augenblick inmitten des Tales errichtet wurden, konnten nur ein kleines Häuflein Glücklicher aufnehmen, und gegen diese wenigen richtete sich der tödliche Hass, die sinnlosen Verwünschungen jener, die in den Fluten ertrinken mussten.

Um jeden Steinhaufen drängten sich Tausende, die in ihrem Wahnsinn kreischend verlangten, auch auf einem sicheren Platze stehen zu dürfen. Umsonst erklärten ihnen jene, die auf den Steinhaufen standen, dass nicht alle auf dem Haufen unterkommen könnten, dass doch irgend jemand umkommen müsste, - niemand wollte sein Leben lassen, alle drängten sich auf die Steinhaufen. Diejenigen, die auf den Steinhaufen standen, mussten sich gegen diesen Andrang wehren, denn sie wollten ebenfalls nicht zugrunde gehen. Die Hämmer und Äxte der Mongolen sausten auf die Arme und Schädel ihrer Gefährten nieder. In diesen schrecklichen Minuten des nahenden Todes kannte der Bruder den Bruder nicht; ein Kamerad ermordete den andern, grausamer, als er den Feind ermordet hätte. Jene der Ertrinkenden, die weiter zurück standen, dem unentrinnbaren Wassertode näher, drängten nach vorn; jene, die vor den Steinhaufen standen und den mörder schen Schlägen ihrer Kameraden ausgesetzt waren, stemmten sich stöhnend zurück; die in der Mitte brüllten vor Schmerz und Angst, wurden von

allen Seiten, von den Vorderen und den hinten stehenden ins Wasser gedrängt.

Einige der Ertrinkenden klammerten sich noch unter dem Wasser an die aufgehäuften Steine fest und rissen diese durch ihre krampfhaften Bewegungen von ihrem Platze. Fünf Steinhaufen stürzten ein, und alle, die darauf gestanden, fielen ins Wasser und wurden jenen gleich, gegen die sie sich soeben noch verteidigt hatten. Und diese unglücklichen, die in ihrer Todesangst den Verstand verloren hatten, erhoben immer wieder ein Freudengeschrei, wenn ein neuer Steinhaufen auseinanderstürzte und immer neue Opfer dem schrecklichen, unerbittlichen Feind in den Rachen fielen. Einige verfielen in einen wirklichen Wahn des Mordens und der Vernichtung.

Einer von ihnen, ein Riese von Gestalt, mit blauem Gesicht, zusammengepressten Zähnen und blutiggebissenen Lippen schlug mit seiner Axt blindlings auf seine Genossen ein, die ihm unter die Hände gerieten; wenn aber niemand in seiner Nähe war, so schlug er auf die blutigen, gurgelnden und schaumbedeckten Wellen.

Ein anderer stiess mit hysterischem Gelächter jene ins Wasser, denen es gelungen war, auf irgend eine Erhöhung emporzuklimmen, auf einen Stein, auf die Leiche eines Kameraden.

Ein dritter brüllte wie ein Stier und stiess die Ertrinkenden von hinten wie mit Hörnern in die Schultern. Ein anderer faltete die Hände über dem Kopf und weinte und schluchzte wie ein

Kind. Andere, die nichts als den unentrinnbaren Tod vor sich sahen, kletterten ihren Kameraden auf die Köpfe, krampften sich an deren Haaren fest, druckten sie nieder und ertranken mit ihnen zusammen. Wie sich Fische an einer Befruchtungsstelle, in ein enges Wasser gedrängt zusammenpferchen, plätschern, die Köpfe aus dem Wasser stecken, wieder untertauchen, das Wasser trüben und mit aufgesperrten Mäulern nach Luft schnappen - so war es auch hier, inmitten des grossen, trüben, aufgepeitschten Sees: hunderte, tausende Mongolen wimmelten im Wasser, ermordeten einander. tauchten unter, kamen auf einen Augenblick wieder an die Oberfläche, fuchtelten mit den Händen und schüttelten die Köpfe, tauchten wieder unter und ertranken. Stumm und unbeweglich wie Holzsäulen. so standen an den Ufern die Tuchlaer; sogar die Unversöhnlichsten brachten es nicht fertig, ohne Stöhnen, ohne Tränen dieser furchtbaren Vernichtung von Tausenden von Menschen zuzusehen.

Wie erstarrt betrachtete Burunda-Begadier dies schreckliche Bild. Obwohl ihm selbst nicht mindere Gefahr drohte, obwohl das Wasser seinen Leuten bereits bis an die Schultern reichte und die schnelle Strömung, die sich im Wasser gebildet hatte, sie mit sich riss und an die unerbittliche Notwendigkeit des Umkehrens zu ihrer gesicherten Stellung erinnerte, so stand Burunda doch lange Zeit auf einer Stelle, raufte sich das Haar und stiess bei dem Anblick der Vernichtung seines Heeres furchtbare, unzusammenhängende Laute aus.

In dieser schreckichen Minute hatte keiner den Mut, sich mit einem Wort an ihn zu wenden: alle standen um ihn herum, zitterten und kämpften gegen den gewaltigen Feind — das Wasser.

..Gehen wir!" sagte endlich Burunda. Und sie schritten jenem Steinhaufen zu, den die Turkmenen gegenüber der von den Tuchlaern verlassenen Stellung aufgerichtet hatten. Es war aber auch die höchste Zeit! Das Wasser stieg immer höher. Zwischen ihnen und ihrer Stellung bildete sich ein breiter Strudel, den sie nur geschlossen durchqueren konnten, sich gegenseitig an den Händen haltend. Nur der Riese Burunda ging allein voran, mit seiner mächtigen Brust den wilden Wellen trotzend. Wie eine Insel im Meer, so stand ein Häuflein Krieger bis an die Hüften im Wasser auf ihrer Stellung, die gespannten Bogen in der Hand, die Pfeile noch immer auf die leere Tuchlaer Stellung gerichtet. Bei ihnen hatte die Gefahr die militärische Unterordnung noch nicht vernichtet. Zum Glück war dieser Steinhaufen höher als alle anderen; er war aus grossen Felsstücken und Steinplatten errichtet, die man nur im Wasser so leicht von der Stelle rücken konnte. Mehr als hundert Leute konnten auf diesem Haufen bequem in Kampfesstellung stehen. Und mit Burunda befanden sich gerade soviel Leute, ohne jene mitzurechnen, die er unter dem Felsen zurückgelassen hatte. Auf diesen Haufen angekommen, atmeten die Leute Burundas erleichtert auf. Vor allem wandten sie ihren Blick nach jenen

Genossen, die unter dem Felsen zurückgeblieben, waren — ungefähr vierzig Mann. Dort wüteten jetzt die unbändigen Wellen, sie schlugen an die scharfen Kanten des Felsens und ihr silberner Schaum spritzte nach allen Seiten.

Von den Turkmenen war schon keine Spur zu sehen. Nur dann, wenn sich die Wellen für einen Augenblick legten, sah man etwas Dunkles dicht am grauen Felsen; es was dies der einzige, noch am Leben gebliebene Mensch aus dieser Abteilung. Mit erstarrten Fingern klammerte er sich am Felsen fest, wie sehr auch die wilden Wellen an ihm rissen. Er schrie nicht, rief nicht um Hilfe, er ächzte nur nach jedem Ansturm der Flut, bis endlich auch er verschwand, wie ein Blatt vom Wasser fortgespült.

Schweigend, blau vor Anstrengung und Wut, schaute Burunda rings über das Tal. Das schreckliche Geschrei und Gejammer war schon verstummt. In den Strudeln kreisten haufenweise die Leichen und es wurden bald ihre geballten Fäuste, bald ihre Füsse, bald ihre Köpfe über der Oberfläche des Wassers sichtbar. Nur zehn Gruppen, die zehn schwarzen Inseln glichen, standen noch lebend auf ihren Steinhaufen: aber das war schon kein Heer mehr, sondern nur die eingeschüchterten, kraftlosen, entwaffneten, vor Schrecken zerschlagenen, zitternden Überreste eines Heeres. Obwohl sie sich gegenseitig anrufen konnten, waren sie doch nicht imstande, einander zu helfen, waren einzeln wie auch gruppenweise gleich ratlos und warteten auf denselben unausbleiblichen Untergang.

"Wie denkst du, Bojar, was wird mit uns sein?" wandte sich plötzlich Burunda an Tuhar Wowk.

"Wir werden alle umkommen", antwortete dieser ruhig.

"Auch ich bin dieser Meinung", bestätigte Burunda. "Und was mich rasend macht ist das, dass wir hier ohne Kampf, ruhmlos umkommen werden, wie Katzen, die man ins Wasser geworfen hat!"

Der Bojar gab darauf keine Antwort. Neue Ereignisse lenkten aller Aufmerksamkeit auf sich. Die Tuchlaer wollten scheinbar nicht warten, bis das Wasser so hoch steigen wurde, dass es die elenden Reste des mongolischen Heeres ertränken würde. Sie hatten es eilig, mit dem Feind ein Ende zu machen. Im Walde oberhalb des Flusses fällten ihre Burschen dicke Wacholderbäume, spitzten sie an beiden Enden zu, banden an die von Äxten gesäuberten Stämme schwere Steine, damit diese Rammböcke unter dem Wasser schwammen, und. nachdem sie den passenden Augenblick abgewartet hatten, bis-sich inmitten des Sees vom Wasserfall aus gerade auf die mongolischen Stellungen zu, eine starke Strömung gebildet hatte, liessen sie diese Stämme den Fluss hinabschwimmen.

Der erste dieser Rammböcke stiess mit furchtbarer Gewalt mit seinem spitzen Ende gegen einen Steinhaufen, auf dem sich Mongolen befanden. Die Steine unter dem Wasser krachten; durch die Last

596 - 10

der Mongolen aus ihrer Lage gebracht, fielen sie auseinander.

Mit lautem Geschrei stürzten die Mongolen ins Wasser. Zwei oder drei von ihnen stiessen im Wasser auf den tückischen Wacholderstamm und krampften sich an ihm fest. Die Strömung erfasste sie zusammen mit dem Stamm und trieb sie fort, bis sie in einen Strudel gerieten, der den Stamm zu wirbeln begann und ihn dann hochrichtete. Die Mongolen fielen ins Wasser und zeigten sich nicht wieder.

Andere Mongolen, die so unerwartet von ihren Stellungen gestossen wurden, tappten auf einer Stelle herum, stiessen einander ins Wasser oder baten bei den anderen um Hilfe. Zwei oder drei, scheinbar gute Schwimmer, versuchten es nach dem Ufer zu schwimmen, aber auch hier harrte ihrer der Tod: einige grosse Steine, vom Ufer geschleudert, machten ihrem Schwimmen ein Ende. Nur wenige wurden von ihren Genossen auf die anderen Stellungen aufgenommen.

Aber auch hier waren sie nicht lange sicher. Als die Tuchlaer den guten Erfolg ihres ersten Rammbocks sahen, begannen sie einen Rammbock nach dem anderen den Fluss hinabzusenden. Doch verursachten diese Rammböcke den Mongolen schon keinen Schaden mehr: die Strömung trieb sie an den mongolischen Stellungen vorbei.

Da gab ihnen Miroslawa einen neuen Rat: mehrere solche Stämme zu verbinden und auf diese Weise ganze Flösse den Wasserfall hinabzulassen, sie dann

ans Ufer zu ziehen und jedes von ihnen mit zehn der stärksten und gut bewaffneten Burschen zu bemannen, die das Floss mit Hilfe langer Stangen gegen die mongolischen Stellungen lenken sollten.

Schnell waren zwei solcher Flösse fertig und über den Wasserfall hinabgelassen, der jetzt halb so hoch wie bei normalem Wasserstand war. Schon waren zwanzig tapfere Burschen auf die Flösse gesprungen und machten sich auf den Weg zum Kampf mit den Mongolen. Das war ein leichter wenn auch entscheidender Kampf. Die erste Gruppe Mongolen. auf die sie stiessen, war fast ohne Waffen, eingeschüchtert und kraftlos. Mit Stangen stiessen sie diese Unglücklichen schnell ins Wasser, jene aber, die sich wehrten, verwundeten sie mit Pfeilen und Spiessen. Kläglich schrien die auf den anderen Steinhaufen zusammengepferchten Mongolen, als sie ihren unausbleiblichen Untergang kommen sahen.

Als Burunda die Feinde und ihr Vorgehen gewähr wurde, knirschte er mit den Zähnen und griff nach den Waffen; doch er war machtlos in seinem Zorn, nicht einmal die vergifteten Pfeile seiner Turkmenen konnten die kühnen Tuchlaer erreichen. Der wütende Begadier musste untätig, bis an die Brust im Wasser, stehen und zusehen, wie die Tuchlaer die Reste der mongolischen Kräfte auf einer Stellung nach der anderen vernichteten.

Und währenddessen tobten die Tuchlaer auf dem Wasser. Mit aufeinandergebissenen Zähnen auf ihren Flössen gebückt, näherten sie sich den Mongolen. Ab und zu stiessen sie auf verzweifelten Widerstand; das Blut floss, von beiden Seiten stöhnten die Verwundeten. Leichen fielen von den Flössen und von den Steintürmen. Doch die Macht der Mongolen war gebrochen, ihr Widerstand war kurz.

Wie ein Feuer auf einem abgemähten Heuschlag von einer Schwade zur anderen herüberschleicht und Schober um Schober verzehrt, so wurden die Mongolen von den Tuchlaern von allen Steinhaufen nacheinander ins Wasser gestossen—in die kalte Umarmung des Todes. Alle, bis auf den Letzten kamen sie um! Von der Gruppe schwarzer Inseln inmitten des Sees war keine Spur geblieben. Nur etwas abseits, in der Nähe des Ufers stand noch ein Haufen, der wie ein schwarzer Felsen aus der Flut emporragte.

Es war die Abteilung Burundas, Hundert Turkmenen, Tuhar Wowk und Maxim—das war der einzige Rest des grossen mongolischen Heeres, welches über den Tuchlaer Pass ins ungarische Land ziehen sollte und hier, mitten in den Bergen, in den Fluten sein kühles Grab gefunden hatte, obwohl es den Jaik und die Wolga, den Don und den Dnjepr überschritten hatte. Das letzte Opfer des Todes, dieses kühne Häuflein, stand im Wasser ohne jegliche Hoffnung auf eine Rettung und hatte nur das eine Verlangen:—sein Leben im Kampfe teuer zu verkaufen.

Die gesamte Tuchlaer Gemeinde versammelte sich jetzt vor dieser letzten Stellung des Feindes. Man liess noch zwei Flösse hinab, um den Gegner zu umzingeln und ihm in den Rücken Pfeile abzuschiessen, aber auch von vorn, vom Ufer, hagelten die Steine und die Pfeile der Tuchlaer auf den Feind hernieder. Doch der grösste Teil dieser Pfeile erreichte die Stellung Burundas nicht; andere, welche die Stellung wohl erreichten, konnten den Turkmenen doch keinen Schaden zufügen. Die vergifteten Pfeile störten aber die Tuchlaer näher heranzurücken; und bald erkannten sie die Nutzlosigkeit ihres Schiessens, hörten damit auf und standen ruhig da. Auf einem hohen Felsen stand der alte Sachar und wandte den Blick nicht von seinem Sohne, der sich zwischen den Feinden befand und mit gewandten Bewegungen Pfeile und Steine von sich abwehrte. Weiter entfernt, in der Gruppe der Schiessenden, stand Miroslawa. Ihr Blick flog schneller als ihre Pfeile zur feindlichen Gruppe hinüber, wo sich jetzt all das befand, was ihr in ihrem Leben am teuersten war: ihr Vater und Maxim. Bei jedem der von den Tuchlaern abgeschossenen Pfeilen stockte ihr Herz.

Den Burschen, die auf den Flössen standen, wurde es langweilig, unnütz aus der Ferne zu schiessen. Sie wagten einen Angriff und ruderten näher heran. Die Turkmenen empfingen sie mit Pfeilen und verwundeten einige; doch bald erkannten die Tuchlaer, dass der Feind schon seine letzten Pfeile abschoss, und mit drohendem Geschrei warfen sie sich auf die Mongolen. Schweigend erwarteten die Turkmenen den Angriff, sie standen eng aneinandergeschmiegt und wehrten sich gegen die Tuchlaer und gegen die Fluten.

Die Tuchlaer aber, die sich ihnen bis auf vier Meter genähert hatten, schleuderten ihre Wurfspiesse gegen sie, die bei einemjeden mittels eines langen Riemens am Arm befestigt waren. Zehn Feinde stöhnten zu gleicher Zeit auf—zehn Leichen fielen ins Wasser. Wieder schleuderten die Tuchlaer ihre Wurfspiesse, und wieder fielen mehrere Feinde.

"Seid verflucht!" schrie Burunda. "Diese schmutzigen Bauern werden uns alle umbringen!"

Doch sein Zorn war jetzt wie der Wind, der wohl braust, aber niemandem schaden kann. Wie Krähen umringten die schreienden Tuchlaer die feindliche Stellung, bald dort den einen oder den anderen mit einem gut gezielten Wurf niederstreckend. Eine Verteidigung war für die Mongolen unmöglich. Sie mussten still stehen, als wären sie gefesselt, und ihren Tod erwarten.

"Begadier", sagte Tuhar Wowk zu Burunda, "können wir nicht irgendwie unser Leben retten?"

"Wozu?" antwortete Burunda finster.

"Das Leben ist immerhin schöner als der Tod."

"Du sagst die Wahrheit!" erwiderte Burunda, und in seinen Augen leuchtete wohl weniger der Durst nach dem Leben, als der Durst nach der Rache auf. "Was können wir aber tun? Wie können wir uns retten?"

"Vielleicht werden sie jetzt einverstanden sein, uns für ihren Gefangenen das Leben zu schenken und freien Weg zu gewähren?"

"Versuchen wir es", sagte Burunda. Und, Maxim

an der Brust erfassend, zog er ihn aus der hinteren Reihe hervor. Neben ihm stand Tuhar Wowk und winkte mit einem weissen Tüchlein.

"Tuchlaer!" rief er, sich dem Ufer zuwendend. Es wurde still ringsum.

"Sage ihnen, dass sie uns das Leben schenken und frei von dannen ziehen lassen müssen, wenn sie diesen Sklaven lebendig unter sich haben wollen. Wenn aber nicht, dann werden wir untergehen, doch auch er wird hier vor ihren Augen sterben."

"Tuchlaer!" schrie Tuhar Wowk. "Der Heerführer der Mongolen verspricht euch, euren Gefangenen lebend und gesund zurückzugeben und verlangt von euch, dass ihr uns alle, die wir noch am Leben geblieben sind, lebendig und gesund aus diesem Tale herauslassen sollt! Sonst wird euer Sohn dem Tode preisgegeben sein!"

Als wollte er ihnen die ganze Wahrheit dieser Drohung anschaulich zeigen, erhob Burunda seine furchtbare Axt über dem Haupte des unbewaffneten Maxim.

Die ganze Gemeinde hielt den Atem an. Der alte Sachar erzitterte und wandte sich von diesem Bild ab, welches sein Herz verwundete.

"Sachar", sagten die Tuchlaer ihn umringend, "wir sind der Meinung, dass dieser Vorschlag annenhmbar ist. Die Kraft der Mongolen ist vernichtet und diese Handvoll Leute kann uns nicht gefährlich werden."

"lhr kennt die Mongolen nicht, Brüder. Unter dieser Handvoll Leute befindet sich ihr furchtbar-

ster Heerführer, und dieser wird uns nie den Untergang seines Heeres verzeihen. Er wird neue Kräfte in unsere Berge führen, und wer weiss, ob wir sie ein zweites Mal vernichten werden."

"Aber dein Sohn, Sachar, dein Sohn! Bedenke, dass er umkommen wird! Sieh, das Beil schwebt schon über seinem Haupte?"

"Eher soll mein Sohn umkommen, bevor auch nur einer der Feinde unsere Gegend verlässt!"

Weinend trat Miroslawa zu dem alten Sachar.

"Vater", sagte sie schluchzend, "was gedenkst du zu tun? Warum willst du deinen Sohn ins Verderben stürzen und... und auch mich, Vater? Ich liebe deinen Sohn, ich habe ihm geschworen, mit ihm zu leben und ihm zu dienen! Sein Tod wird auch mein Tod sein!"

"Armes Mädchen", erwiderte Sachar, "womit kann ich dir helfen? Du denkst nur an seine schwarzen Augen und seine stattliche Gestalt, ich aber sorge um das Wohl aller. Hier gibt es keine Wahl, Tochter!"

"Sachar, Sachar", sprachen die Bürger, "wir sind alle der Meinung, dass die Kraft des Feindes gebrochenist, und die Gemeinde verlangt nicht den Tod dieses letzten Haufens der Feinde. In deine Hände legen wir sein Schicksal und das Schicksal deines Sohnes. Habe Erbarmen mit deinem eigenem Blut!"

"Erbarme dich unserer Jugend, unserer Liebe!" weinte Miroslawa.

"Mit Worten kannst du ihnen alles versprechen, nur sollen sie dir deinen Sohn freigeben", sagte einer der Burschen aus dem Hintergebirge. "Sobald Maxim frei ist, brauchst du uns nur einen Wink zu geben, und wir werden alle die anderen ertränken, mögen sie dort unten die Krebse füttern."

"Nein!" erwiderte der empörte Sachar. "Das wäre unehrlich. Die Berkuts halten ihr Wort, sogar wenn es dem Feinde und Verräter gegeben ist. Die Berkuts beflecken nie ihre Hände, beflecken nie ihr Herz mit hinterlistig vergossenem Blut! Machen wir diesem Gespräch ein Ende, Kinder! Wartet, ich werde ihnen mit eigener Hand die Antwort senden!"

Und, sein Gesicht abgewandt, ging er zur Wurfmaschine, auf deren Schleuder ein riesiger Stein lag. Mit ruhiger, starker Hand erfasste er den aus Weiden geflochtenen Strick, der die Schleuder in wagerechter Lage hielt.

"Vater, Vater!" schrie Miroslawa zu ihm stürzend, "was willst du tun?"

Doch Sachar richtete die Schleuder ruhig auf den Feind, als hätte er ihren Ruf nicht gehört.

Währenddessen warteten Burunda und Tuhar Wowk vergebens auf die Antwort der Tuchlaer. Den Kopf gesenkt, stand Maxim ruhig unter der erhobenen Axt Burundas und war auf alles gefasst. Nur Tuhar Wowk zitterte am ganzen Leibe.

"Ach, wozu sollen wir so lange warten!" rief endlich Burunda. "Einmal nur hat uns die Mutter geboren, einmal nur müssen wir sterben. Aber vor mir sollst du sterben, verfluchter Sklave!"

Und mit furchtbarer Kraft holte er aus, um mit seiner Axt Maxims Schädel zu zertrümmern. Doch im selben Augenblick blitzte Tuhar Wowks Schwert über Maxims Kopfe auf, und die drohende, mörderische Hand Burundas, durch einen Hieb vom Arme getrennt, fiel mitsamt der Axt blutbespritzt ins Wasser, als wäre sie ein trockenes Stück Holz.

Burunda brüllte vor Wut und Schmerz und hielt Maxim mit der linken Hand an der Brust fest, während er seinen Blick mit dem Ausdruck glühenden Hasses auf den verräterischen Bojaren heftete.

Aber im selben Augenblick bückte sich Maxim und versetzte dem furchtbaren Turkmenen mit Kopf und Schultern einen derartigen Stoss, dass Burunda das Gleichgewicht verlor und ins Wasser fiel, wobei er auch Maxim mit sich fortriss.

Im nächsten Augenblick schwirrte es durch die Luft, und ein riesiger Stein, durch die Hand Sachar Berkuts von der Tuchlaer Wurfmaschine geschleudert, fiel mit Getöse unter den feindlichen Haufen. Das Wasser spritzte bis an die Wolken, die Steine polterten, ein herzzerreissendes Stöhnen hallte von den Ufern wider — und nach wenigen Augenblicken war die Oberfläche des Sees glatt und ruhig, von Burundas Abteilung aber war keine Spur geblieben.

Die Tuchlaer Gemeinde stand wie erstarrt an den hohen Ufern. Der alte Sachar, der bisher so kräftig und unbeugsam war, zitterte jetzt wie ein kleines Kind und weinte bitterlich, sein Gesicht mit den Händen bedeckend. Zu seinen Füssen lag unbeweglich die ohnmächtige Miroslawa.

Doch bald erschallte ein Freudenruf aus dem Tale. Die Burschen, welche sich auf den Flössen befanden, ruderten zu jener Stelle, an der Maxim und Burunda untergetaucht waren. Bald erblickten sie Maxim, der gesund und kräftig aus dem Wasser auftauchte und begrüssten ihn mit Freudenrufen. Ihre Freude teilte sich bald der ganzen Gemeinde mit. Sogar jene, die ihre Söhne, Brüder oder Männer verloren hatten, sogar diese freuten sich über Maxim, als kämen mit seiner Rückkehr alle diejenigen zurück, die ihren Herzen teuer gewesen und ihr Leben im Kampfe verloren hatten.

"Maxim lebt! Maxim lebt! Hurra, Maxim!" erschalten laute Rufe und hallten weit in den Wäldern und Bergen wider. "Vater Sachar! Dein Sohn lebt! Dein Sohn kehrt zu dir zurück!"

Vor tiefer Rührung zitternd, Tränen in seinen Greisenaugen, richtete sich Sachar auf.

"Wo ist er? Wo ist mein Sohn?" fragte er mit schwacher Stimme.

Über und über nass, aber mit vor Freude verklärtem Gesicht, sprang Maxim vom Floss aufs Ufer und warf sich seinem Vater zu Füssen.

"Vater!"

"Maxim, mein Sohn!"

Mehr brachten sie nicht hervor, weder der eine noch der andere. Sachar schwankte und fiel in Maxims kräftige Umarmung.

"Vater, was ist mit dir?" rief Maxim, der die tödliche Blässe in dessen Gesicht sah und das unaufhörliche Zittern fühlte, welches den Körper seines Vaters durchschüttelte.

"Nichts, mein Sohn, nichts", sagte leise lächelnd

Sachar. "Unser Wächter ruft mich zu sich. Ich höre seine Stimme, Sohn. Er ruft mir zu: "Sachar, du hast deine Pflicht getan, es ist Zeit zu ruhen!"

"Vater, Vater, sprich nicht so!" schluchzte Maxim, neben ihm niederfallend. Der alte Sachar lag friedlich und lächelnd auf der Erde, mit verklärtem, der Mittagssonne zugewandten Gesicht. Er hob die Hand seines Sohnes leicht von seiner Brust und sagte:

"Nein, mein Sohn, weine nicht um mich, denn ich bin glücklich. Schau lieber hierher, zur Seite! Da liegt jemand, der deiner Hilfe bedarf."

Maxim sah sich um und erstarrte. Auf der Erde lag Miroslawa, totenblass, mit dem Ausdruck des Schreckens auf dem lieblichen Gesicht. Die Burschen hatten bereits Wasser herbeigetragen, und Maxim begann seine Geliebte damit su besprengen. Da atmete sie auf, öffnete die Augen und schloss sie wieder.

"Miroslawa! Miroslawa! mein Herz, wache auf!" rief Maxim, ihre Hände küssend.

Miroslawa erwachte wie aus tiefem Schlaf und sah mit verwundertem Blick in Maxims Gesicht.

"Wo bin ich? Was ist mit mir?" fragte sie mit schwacher Stimme.

"Hier, unter uns! Mit deinem Maxim!"

"Maxim?" rief sie aufspringend.

"Ja, ja! Sieh, ich bin am Leben, bin frei!"

Lange, lange schwieg Miroslawa und konnte vor Verwunderung nicht zu sich kommen. Dann warf sie sich plötzlich an Maxims Brust, und heisse Tränen strömten aus ihren Augen. "Maxim, mein Herz!..

Mehr konnte sie nicht sagen.

"Und wo ist mein Vater?" fragte nach kurzer Pause Miroslawa. Maxim wandte sein Gesicht ab. "Erwähne ihn nicht mehr, mein Herz."

Miroslawa trocknete ihre Tränen und sah Maxim mit liebevollem Blick an.

"Komm, Miroslawa", sagte Maxim. "Hier ist unser Vater, und auch er will uns verlassen."

Sachar sah das junge Paar mit verklärtem, freudigem Blick an.

"Kniet bei mir nieder, Kinder!" sagte er leise mit schwacher Stimme. "Tochter Miroslawa, dein Vater ist gefallen. Wir wollen nicht urteilen, ob er schuldig war, oder nicht; er ist gefallen, wie Tausende anderer gefallen sind. Sei nicht traurig, Tochter! Anstatt des Vaters schenkt dir das Schicksal einen Bruder..."

"Und einen Mann!" fügte Maxim hinzu, ihre Hand fest in die seine schliessend.

"Die Götter unserer Ahnen sollen euch segnen, Kinder!" sagte Sachar "In schweren Tagen hat euch das Schicksal zusammengeführt und eure Herzen verbunden, und ihr habt es bewiesen, dass ihr auch dem schrecklichsten Sturm gewachsen seid. Soll euer Bund am heutigen Siegestage das "Pfand dessen sein, dass unser Volk ebenso die schweren Zeiten überleben und seine Herzensbande mit der Ehrlichkeit und Treue nicht lösen wird!."

Und mit erkaltenden Lippen küsste er Miroslawas und Maxims Stirn. "Und nun, Kinder, erhebt euch und richtet mich ein wenig auf. Vor meinem Hinscheiden möchte ich der Gemeinde, welcher ich mein Leben lang bestrebt war, ehrlich zu dienen, noch einige Worte sagen.

Väter und Brüder! Unser heutiger Sieg ist für uns von grosser Bedeutung. Wodurch haben wir gesiegt? War es nur dank unseren Waffen? Nein! Vielleicht nur durch unsere List? Nein! Wir siegten dank unserer Gesellschaftsordnung, unserer Einigkeit und Brüderlichkeit. Das merkt euch gut. So lange ihr in dieser Gesellschaftsordnung leben, euch einig zusammenschliessen, alle für einen und einer für alle eintreten werdet, wird euch keine feindliche Macht besiegen können. Aber ich weiss, Brüder, und mein Herz fühlt es, dass dieses nicht der letzte Schlag gegen unsere gesellschaftliche Festung war, dass ihm andere folgen werden, die am Ende unsere Gemeinde zertrümmern werden.

Schwere Zeiten werden für unser Volk kommen. Der Bruder wird sich vom Bruder entfremden, der Sohn wird sich vom Vater trennen, und es werden grosse Zänkereien und Streitigkeiten im ukrainischen Land beginnen, die die Kraft des Volkes aufzehren werden: dann wird das Volk in die Sklaverei fremder und eigener Tyrannen geraten, und diese werden es zu einem gehorsamen Diener ihrer Launen, zu einem Lastvieh machen.

Doch in diesem Elend wird sich das Volk seines früheren Gemeinschaftslebens wieder erinnern, und Heil ihm, wenn es sein Leben bald wieder nach dem Alten gestalten wird; dieses wird ihm ein ganzes Meer von Tränen und Blut ersparen, ganze Jahrhunderte der Sklaverei. Aber ob früher oder später — das Volk wird sich doch des Lebens seiner Ahnen erinnern und wird es wünschen deren Weg zu gehen.

Glücklich ist derjenige, dem es vergönnt sein wird, in jenen Zeiten zu leben! Das werden herrliche Tage sein, Frühlingstage, Tage der Wiedergeburt des Volkes! Weiht eure Kinder und Enkel in das Leben und die Ordnungen der alten Zeiten ein. Soll diese Erinnerung in den hereinbrechenden schweren Tagen unter ihnen fortleben, wie der lebende Funke in der Asche. Es wird die Zeit kommen, und der Funken wird zu einem neuen Brand entfachen! Lebet wohl!"

Schwer atmete der alte Sachar auf, schaute in die Sonne, lächelte, — noch eine Minute — und er war tot.

Weder die Sonne, noch die Nachbarn, noch die anderen Bürger beweinten ihn, denn sie wussten gut, dass man einen Glücklichen nicht beweint. Mit freudigem Gesang umringten sie seine Leiche und trugen sie auf den heiligen Platz, zur uralten Behausung der Götter ihrer Ahnen, legten sie in die Felsengruft, das Gesicht dem goldenen Abbild der Sonne, das an der Ecke angebracht war, zugewandt, und vermauerten den Eingang mit einer riesigen Steinplatte.

So fand der alte Sachar Berkut die ewige Ruhe. Seitdem ist viel Zeit vergangen. Die Prophezeihungen des alten Bürgers haben sich erfüllt. Schwere Tage brachen wie Gewitterwolken über das ukrainische Land herein.

Das alte Gemeinschaftsleben ist längst vergessen und scheinbar begraben. Doch nein! Ist es nicht unseren Tagen vergönnt, dasselbe zu erneuern? Leben wir nicht in den glücklichen Tagen der Wiedergeburt, von welchen der sterbende Sachar gesprochen, oder vielleicht in der Morgendämmerung dieser glücklichen Epoche?



Папір. ф. 82 × 110 — 59 кг. 41/4 пап. арк, 1 арк. — 117504 ж.

AHIHA TRAON



Іпин Фейндо Зихир Бербут